Unter südafrikanischem Himmel

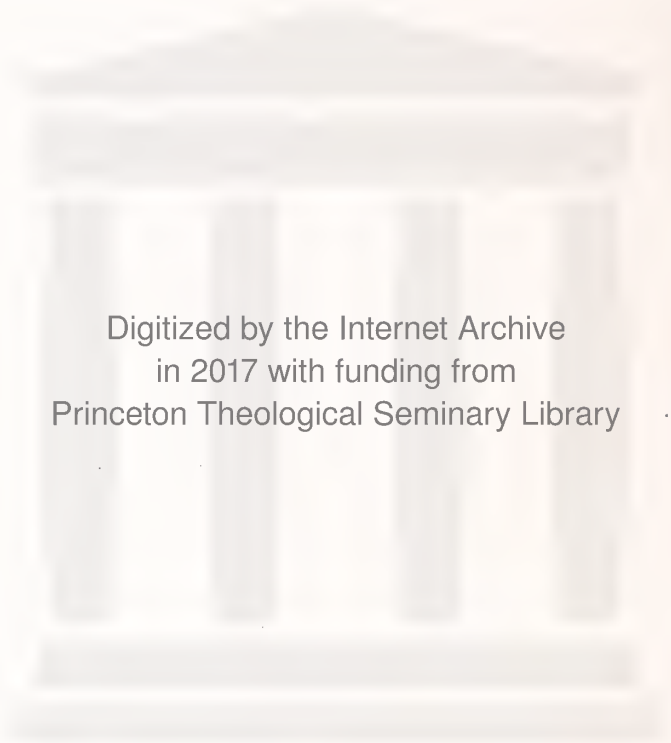
von

T. Nitschmann

BV
3555
N57
1920

LIBRARY OF PRINCETON
NOV 29 2000
THEOLOGICAL SEMINARY

BV3555 .N57 1920
Nitschmann, Theophil.
Unter südafrikanischem Himmel;
Tagebuchblätter eines ehemalige
Missionärs im Kapland.


Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
Princeton Theological Seminary Library

https://archive.org/details/untersudafrikani00nits

Gnadental, Blick nach Westen, im Vordergrund Häuser von Zevenfontein

Unter südafrikanischem Himmel

Tagebuchblätter

eines ehemaligen Missionars im Kapland

von

Theophil Nitschmann

Prediger der Brüdergemeine in Bern

LIBRARY OF PRINCETON
NOV 29 2000
THEOLOGICAL SEMINARY

1920

Verlag der Missionsbuchhandlung Herrnhut i. Sa.

Meiner treuen Lebensgefährtin
und unseren Kindern

Vorwort

Wenn ich die nachfolgenden Erinnerungen aus den drei letzten Jahren meines Aufenthaltes in Südafrika hiermit einem weiteren Kreis von Lesern zugänglich mache, so tue ich es mit dem Wunsch und in der Hoffnung, damit eine Reihe möglichst lebensvoller, bunter und naturgetreuer Bilder aus dem Leben und der Arbeit eines Missionars an einer Farbigengemeinde im Kapland zu geben, wechselnd mit solchen von Land und Leuten, Flora und Fauna dieses eigenartigen und schönen Fleckchens Erde.

Zu dem Zweck ist auch die Form der Tagebuchaufzeichnungen beibehalten worden, in der diese Erinnerungen zuerst niedergeschrieben wurden, weil sie wohl besser als jede andere dem Leser zum eigenen Miterleben des Gesagten helfen kann. Und darauf kam es mir an. Einige kleinere spätere Zusätze abgerechnet, ist nur wenig daran geändert worden. Hier und da sind aus naheliegenden Gründen einige Personennamen mit anderen vertauscht worden. Zur vorausgehenden Orientierung diene die einleitende Skizze „Gnadental einst und jetzt", die — ebenfalls von einigen Änderungen abgesehen — vor mehreren Jahren im 9. Heft der Serie „In alle Welt — Missionsvorträge aus der Brüdergemeine" erschienen ist unter dem Titel „Ein Besuch in Gnadental".

Möchten diese schlichten Erinnerungen neues Interesse an der schönen Missionsarbeit der Brüdergemeine in Südafrika und an diesem Land selbst wecken!

Den fernen Freunden aber und ehemaligen Mitarbeitern im Kapland sollen sie einen Gruß treuen Gedenkens bringen von dem, der diese Blätter schrieb, und der einen Teil seines Herzens dort im sonnigen Süden gelassen hat, dem Land, das ihm zur zweiten Heimat wurde.

Bern, im Sommer 1919

Der Verfasser

Inhaltsverzeichnis

Seite

Zur Einführung: Gnadental einst und jetzt . . . . . 3—21

Tagebuchblätter

1909 . . . . . 25—110

Gnadentaler Winter 25

Mykgottesdienst 26

Schwindsucht eine Volkskrankheit 27

Erwachsenentaufe im Haus 29

Kirchenrat 29

Einbruch eines neuapostolischen Evangelisten in die Gemeinde . 31

Ein dunkles Blatt — Die Idee der Kirchenzucht 34

Ein alter Pharisäer — Eine, die der Tod vergessen hat . . . 36

Hausbrand und andere Brände 42

Trunksucht und Enthaltsamkeitsverein 43

Folgen der Trunksucht — Ein schweres Sterben 44

Jungfrauenverein — Kindersegen 47

Kindertaufe — „Taufsprechen" — Nottaufe 48

Stellung der Gemeinde zur Kindertaufe 50

Der „Pistol'sche" 51

Jäher Temperaturwechsel 52

Eine Gastpredigtfahrt und was ihr folgte 53

Am Sterbebett — Die Kirchgeldfrage 71

Armut — Wohltaten 74

Die alte Antonetta — Die „Nickeltante" 76

In der Hütte des Aussätzigen 80

Allerhand „Burisches" 83

Eine Mutter der Gemeinde — Ein 70. Geburtstag 85

Das „allgemeine Sprechen" — „Klassensprechen" 87

Konferenzen im Anschluß an das Sprechen 90

Das „Rufen" 91

Wieder beim Aussätzigen — Frühling, Blumen, Vögel . . 92

Einweihung einer holländ. ref. Kirche — Eine Abtrünnige . . 95

Konfirmation — Missionsfest 96

Ein Professor der Botanik und die alte Aja Sanna 97

Kommunale Kämpfe 98

Antimissionarische Opposition und deren Leiter 99

Heiliger Abend 101

Kirchenratssitzung 110

1910 . . . . . 112—200

4. Januar — Ein obstinater Sünder — Große Hitze . . . 113

In Afrika manches anders wie daheim — Aus der Flora . . 114

Seite

Gemüse und Obst 115
Junge Leute — Politische Erwartungen 116
Sozialdemokratische Strömung „A. P. O.“ 117
Behandlung Farbiger durch Weiße 118
Früchtetrocknen — Künstliche Berieselung der Gärten . . . 119
Maulwürfe und Hamster 120
Gartenarbeit 121
Herbst und letzte Früchte — Bergleuchten 122
Die „Annahme“ — Familienfest 124
Zwei Originale 126
Erwachsenentaufe 131
Kirchenratssitzung — Der „Apostel“ 133
„Hoher“ Besuch 134
Karfreitag-Kirchbesuch — Junges Volk 136
Erntedankfest 137
Allerlei Sterben — Mondscheinabende 144
Klagloses Leiden — Eine liebe Alte aus der Sklavenzeit . . 145
Kirchenkonzert — Im Dienst seines Herrn gestorben . . . 148
Ein idealer Herbsttag — Abschiedsgedanken 149
Auf dem „großen Berg“ — Bergblumen 150
„Sprechen“ mit der Abendmahlsgemeinde 152
Der Missionar als Friedensrichter 153
Versöhnung der streitenden Parteien 155
Mißglückte Versöhnungsversuche 156
Instanzenweg bei Streitigkeiten 157
„Ohm Paul“ als Salomo 158
„Kukamakranka“ — Wieder der „Apostel“ 159
Ein schwerer Abschied 159
Proklamation der Südafrikanischen Union 162
Kapstadt und seine Schönheit — Der Südost in Kapstadt . . 163
Der verhängnisvolle Apfelkuchen 166
Schulexamen — Sturm — Viel Krankheit in der Gemeinde . . 167
Eine liebe Alte — Ein Abendmahlssonntag 168
Unser „Kuhohm“ und seine Schutzbefohlenen 170
Das siebente Gebot 171
Der „wilde Jäger“ 172
Das schwarze Stintje und andere Ajas 173
Ärztliche Tätigkeit — Für Juden gehalten 175
Katechismuspredigt — In Vorstekraal 176
Ameisenplage — Die Masern sind im Dorf 177
Readmission auf dem Sterbebett 177
Eine sonderbare Jubilarin 178
Wieder einmal „hoher“ Besuch 181
Gebetsversammlung für die Erwachsenen — In Kapstadt . . 183
Vorbereitungen zu den Eröffnungsfeierlichkeiten des ersten Unionsparlamentes 184
Waldbrand — Hochzeit — Kirchenkonzert 186

Seite

Ferien am Strand von Hermanus
Meereszauber — In den Klippen — Polypen — Haifische — Meernächte — Hoffmann Doktor — Besuch in Hemel en Aarde — Unsere Aussätzigenarbeit daselbst und ihre Geschichte — Überführung der Aussätzigen n. Robben Island — Höhlenmenschen — Predigt in der holl. ref. Kirche . . . . . 188—200

1911—1912 . . . . . 203—247

Ruhrepidemie — Das „Einbein“ 203
Von einem Kranken- und Sterbebett zum andern 204
Späte Bekehrung 205
Die alte Benigna 207
Von allem möglichem, was da „kreucht“ 208
Predigt des eingeborenen Mitarbeiters 210
Auf die „Wunderklippen“ 211
Ausdreschen von Getreide — Trockenheit 213
Der Visitator kommt — Osterfeier 214
Einsegnung von neuen Mitgliedern des Kirchenrats . . . 216
Eine nächtliche Nottaufe 216
Viel Arbeit für den Visitator — Schulbazar 218
Wie Eine eine treue Kirchgängerin wurde 218
Verabschiedung des Visitators — Census 219
Bibelstunden — Soziale Vereine 221
Ungebetene Gäste aus den Bergen 222
Abenteuer mit einem Pavian 223
Der neue englische König wird gekrönt 224
Schweineschlachten und was dazu gehört 225
Die „Allgemeine Missionskonferenz“ 227
Ihre Bedeutung für unsre südafrikanische Mission 227
Endgiltige Abreise des Visitators 229
Gottes Wort kommt nicht leer zu ihm zurück 230
Auf dem Gemeindefriedhof — Kinderfest in Greyton . . . 231
Kirchjubel auf Moravian Hill in Kapstadt 232
Der „Pistol'sche“ verläßt uns — Über Wasser und Reinlichkeit 233
In Berea — Der Pillendreher 235
Krankenkommunion 237
Wie die Leute ihre Kranken behandeln 239
Wunderliche Kuren und Rezepte 239
Diakonenweihe von zwei farbigen Gehilfen — Eine Achtzigjährige . 241
Noch einmal in Hermanus — Wieder Eine, die Frieden gefunden hat 242
Ein Unglück, das noch glücklich ablief 243
Ein Einsiedler 244
Letztes Ostern — Loslösung von Amt und Gemeinde 245
Lebewohl, Gnadental! 246

Kirche und Schule in Gnadental (siehe Seite 13)

Gnadentaler Missionsplatz um 1800 (Rechts die alte Kirche)

Zur Einführung:

Gnadental einst und jetzt

Gnadental — so heißt die älteste evangelische Missionsstation in Südafrika, von der hauptsächlich in den folgenden Blättern die Rede sein soll.

Der Name „Gnadental" ist in der ganzen südafrikanischen Union wohlbekannt, und wer nach Kapstadt kommt und nur einigermaßen Missionsinteresse hat, wird es gewiß nicht versäumen, diesen ebenso für die Missionsgeschichte denkwürdigen wie paradiesisch schön gelegenen und fruchtbaren Ort aufzusuchen.

Von Kapstadt aus ist Gnadental bequem in einem Tag zu erreichen. Ich bitte den Leser, mich im Geist dahin zu begleiten, um dieser größten und wichtigsten Missionsstation der Brüdergemeine auf südafrikanischem Boden einen Besuch zu machen. Es möge dazu dienen, den für das Folgende nötigen geschichtlichen, landschaftlichen und ethnographischen Hintergrund zu geben.

Reise von Kapstadt nach Gnadental

Wir benutzen den Zug, der früh kurz nach acht Uhr von Kapstadt nach Caledon hinauffährt. Ich sage hinauf, denn Gnadental liegt auf der ersten Hochebene des bekanntlich terrassenförmig aufgebauten südafrikanischen Kontinents.

Mit der Bahn

Lange fahren wir zunächst zwischen dem endlosen Häusermeer Kapstadts und seiner Vororte dahin, zur Linken die in der Morgensonne flimmernde Tafelbai, zur Rechten das gewaltige Gebirgspanorama, dem diese schönste der afrikanischen Städte ihre wundervolle grandiose Lage verdankt. In der Mitte die riesige Wand des Tafelbergs, in jähem Absturz 3000 Fuß hoch sich senkrecht über der Stadt erhebend. Schroff tritt jede Felsgruppe, jeder Grat und Zinken in der klaren Luft hervor, das Ganze übergossen von rosigem Morgenlicht. Über seinen horizontalen Rand kriecht langsam das „weiße Tafeltuch", wie man jenes eigentümliche Wolkengebilde nennt, das der Südost so oft im Sommer wie ein blendend weißes Tischtuch über den Berg deckt und in langen Fransen über seine Kante herabhängen läßt. Links davon erhebt sich die düstere „Teufelsspitze" in den klaren Morgenhimmel, während auf der andern

Seite der „Löwenkopf" und „Signalhügel" mit ihren grünen Hängen in der Sonne leuchten. Bis dicht unter die steile Wand des Tafelberges ziehen sich die weißen Häuser der Stadt hinauf, hier und da von dunkelgrauen Piniengruppen umgeben. Drunten aus der Mitte des Häusermeeres ragt weithin sichtbar der Turm der Cityhall empor, und dort der der deutschen Kirche.

Bald ist das einzigartige Panorama unsern Blicken entschwunden, und wir fahren in das sonnige Land hinein. Niedriges Gebüsch zu beiden Seiten, dort Weideflächen mit grasendem Vieh, einzelne Farmen im Grünen versteckt, darüber flimmernde Sandhügel, blaue Bergzüge, ein lichtdurchfluteter Himmel. — Ja, wer Licht und Sonne haben will, der muß nach Südafrika kommen.

Bei Station Bellville wendet sich die Bahn nach Nordosten und durchschneidet die sogenannte Kapflakte, den sandigen Istmus, der — einst Meeresarm — die Tafelbai von der Falsebai scheidet. Deutsche Ansiedler haben hier ihre kleinen Heimwesen und versorgen den Markt von Kapstadt mit ihren Gartenerzeugnissen.

Zur Linken ragen die blauen Felszacken der Stellenboscher Berge in den Himmel auf, die Stadt, von der sie ihren Namen haben, hinter sich verbergend, während vor uns „Hottentott's Holland" wie eine scharfgezackte Mauer aufsteigt. — Alle Berge sind bis tief herab kahler grauer Fels, nur aus den „Kloofen" (Schluchten) lugt grünes Gebüsch.

Jene Felsenmauer hinauf führt unser Weg über den Sir Lowrys-Paß. Wir haben die Station gleichen Namens erreicht. Die Lokomotive nimmt Wasser ein, denn sie hat schwere Arbeit vor sich. Auf dem Bahnsteig lungern ein paar Kaffern umher, in ihre rote Kombers (Wolldecke) gehüllt, die kurze Pfeife im Mund und das Gesicht über und über mit einer dicken Lage von gelbem Lehm beschmiert — zum Schutz gegen die Sonne — ein Anblick, von dem man böse Träume kriegen könnte.

Nach kurzem Aufenthalt — wir haben noch von einem Malayen ein paar Bananen zur Erfrischung gekauft — windet sich die Bahn die Berghänge hinan in großen Serpentinen bis zur Paßhöhe. Immer weiter, immer herrlicher wird der Blick in die Tiefe auf den blauen Spiegel der Falsebai mit den Badeorten Gordonsbai und Sommerset-Strand. Weiße Segel ziehen wie Möven über das leicht gewellte Wasser, und darüber verschwimmen in blauem Dunst die Berge der Kaphalbinsel bis zu dem fernen

Capepoint, dem eigentlichen „Kap der guten Hoffnung", das weit dort draußen jäh ins Meer abfällt.

Noch einmal grüßt der Tafelberg aus der Ferne herüber, dann ein kurzer Tunnel, und ein völlig neues Bild bietet sich unserm Auge dar. Eine steinige Hochebene mit halbwegs alpiner Flora. Überall graue, scharfkantige Felsen, die oft die wunderlichsten, phantastischsten Formen zeigen, daß man meinen könnte, man führe durch eine versteinerte Märchenwelt. Hier ist ein Hase, der grade Männchen machte, zu Stein geworden, dort eine weidende Ziege, ein altes Weib unter ihrer Traglast gebückt, ein Krokodil, die Zähne fletschend, und dort taucht gar der scharfzackige Rücken eines Drachen oder anderen vorsintflutlichen Ungeheuers auf — kurz es bedarf keiner besonderen Phantasie, um in diesen Steingebilden die seltsamsten und verschiedensten Gestalten einst lebender Wesen zu erkennen.

Der Duft aromatischer Kräuter zieht zu uns herein. Hier ist die Heimat der schönsten südafrikanischen Bergblumen, vor allem der herrlichen Eriken.

Bei Station Houhoek (sprich: Hauhuk), malerisch in einem grünen Bergkessel gelegen, windet sich die Bahn durch einen engen wildromantischen Gebirgspaß, über hohe Brücken und an tiefen Abgründen hin; tief unten der reißende Fluß. Von den Berghängen stürzen rauschende Wasserfälle. — Mit einmal verlangsamt die Maschine ihr Tempo und gibt zischend Dampf von sich. Alles sieht zum Fenster hinaus. Was ist passiert? Da rollt eben ein großer Pavian, von dem heißen Atem der Lokomotive getroffen, die Böschung hinab, richtet sich unten wieder auf und reibt sich den zerschundenen oder verbrühten Körperteil, während ein Kollege von ihm auf der andern Seite mit hocherhobenem Schwanz den Felshang hinaufklettert und oben fletschend seine Zähne zeigt. Was mußten die beiden schwarzen Gesellen der Wildnis auch grade den Weg zwischen den Schienen zu ihrer Promenade aussuchen!

Es fängt an, recht warm zu werden. Wir verzehren unser mitgenommenes Mittagessen im Zug, und nach anderthalb Stunden Fahrt über ein welliges Hügelland erreichen wir Mission Siding, die „Missionshaltestelle" und letzte Station vor Caledon.

Auf der „Karre"

Hier besteigen wir die uns von Gnadental entgegengesandte „Karre". So nennt man den soliden zweirädrigen Wagen mit Zeltdach, der das gewöhnliche Beförderungsmittel auf Landreisen ist, wo man die Bahn

nicht benutzen kann. Er ist mit zwei bis sechs Pferden oder Mauleseln bespannt, je nachdem die Wege sind.

Auf der dreieinhalbstündigen Fahrt kann man, besonders im Winter, wenn die Landwege durch Regen ausgewaschen sind, recht durchgeschüttelt werden, aber auch bei leidlich gutem Weg geht es für den an solche afrikanischen Fahrten noch nicht gewöhnten Neuling nicht ohne eine gehörige Portion Püffe und Stöße ab, ehe man es gelernt hat, mit seinem Körper den Schwankungen der Karre zu folgen. Auf alle Fälle heißt es immer die Augen offen halten, besonders wenn es durch Flußbetten oder über Felsriffe geht, man könnte sonst mit seinem Kopf in recht unsanfte Berührung mit dem seines Mitreisenden kommen.

Manches Interessante gibts auf solcher Landfahrt zu sehen, aber freilich nur für den, der zu sehen gelernt hat. Alle Gedanken an europäische Landschaftsbilder mit ihren waldigen Bergen, grünen Wiesen, freundlichen Dörfern, Flüssen und Seen muß man sich aus dem Sinn schlagen, ebenso wie die gewöhnlichen Phantasievorstellungen von üppiger, tropischer Vegetation, stolzen Palmen und Urwäldern mit brüllenden Löwen. Davon ist nichts vorhanden. Soweit das Auge reicht, ein wellenförmiges Hügelland, hier und da zu höheren Bergen ansteigend, aber alles kahl und grau, nur in der Nähe des Wassers einige Büsche und Bäume, in denen die hübschen Kaffernfinken und drolligen Webervögel ihr Wesen treiben, die ihre Nester wie Strickbeutel an die schwankenden Zweige hängen. Da und dort eine einsame Farm zwischen Feldern, eine Herde Schafe oder Ziegen die Felsenhänge hinaufkletternd, grunzende Schweine und klagende Esel, vielleicht auch ein Trupp Strauße innerhalb einer Drahtzäunung.

Vor uns fahren zwei Ochsenwagen, jeder mit sechzehn „beesten“*) bespannt, und hüllen uns in eine gewaltige Staubwolke. Mit Mühe und Not gelingt es uns, sie an einer Wegbiegung zu überholen, aber die wenigen Minuten haben genügt, uns das Aussehen von Müllern zu geben.

Eine halbe Stunde, ehe wir Gnadental erreichen, eröffnet sich uns von einer Paßhöhe aus der Blick auf das weithingestreckte gewaltige Zonderendgebirge (Zonder = ohne). Wie eine riesige dunkelblaue Mauer mit unzähligen Türmen und Bastionen steigt es vor uns auf, als wollte es uns ein gebieterisches Halt zurufen.

*) Ochsen.

Und in der Tat, über diese schroffen Felswände führen nur steile schwindelerregende Saumpfade in die Welt, die dahinterliegt. In der Mitte erhebt sich als eine der höchsten Spitzen der Gnadentaler Berg, der bis zu 5300 Fuß überm Meer und etwa 4500 Fuß über Gnadental aufsteigt, und an dessen Fuß uns unser Ziel entgegenwinkt.

Ankunft in Gnadental

Es ist inzwischen Abend geworden und seine felsigen Hänge fangen an, in gelblichem Licht zu leuchten. Dort ragt aus dem Grünen der weiße Kirchturm hervor. Aus den lehmfarbenen Häusern, die man aber aus der Ferne kaum erkennen kann, steigt der Rauch des Herdfeuers in den stillen Abendhimmel auf. Auf den Hügeln rund herum ziehen die Herden läutend nach ihren Kraalen. Hoch oben in den Bergen flammen einige Hirtenfeuer auf. Dunkel und schweigend ziehen sich von unten die Kiefernwaldungen die Abhänge hinan. Es ist die Mittelmeerkiefer (Pinus mediterraneus). Diese Waldungen sind von früheren Missionaren mit vieler Mühe angepflanzt worden — ein seltener Anblick in diesem wasser- und darum auch baumarmen Lande. Diese Kulturarbeit der Mission hat in weitgehendem Maß die Anerkennung der Regierung gefunden. Ein Jakalsvogel, eine Art Habicht, kreist einsam in den Lüften. Ein paar Weiber und Kinder kommen von den Bergen heim; sie tragen schwere Trachten Holz auf dem Kopf.

Eine lange Brücke führt uns über den breiten Zonderendfluß. Sie ist die erste Brücke, die vor bald einem Jahrhundert in Südafrika gebaut wurde, und zwar von einem Missionar. Ihre Pfeiler und Tragbalken zeugen noch heut von der Solidität deutscher Pionierarbeit in jenem Land. — Horch, eben rufen die Glocken zum Abendgottesdienst! Unter ihrem Klang fahren wir in das Dorf ein, das sich in zwei Armen längs der sogenannten Vley, einem weiten Gartenland, hinzieht, und dessen Häuser hier und da die Hügellehnen hinaufklettern. Mit graziöser Handbewegung grüßen uns Frauen, die in Gruppen vor den Haustüren stehen. Ein paar halbnackte Kinder tummeln sich mit Ferkeln und Hühnern auf der Straße, und schreiend, quiekend und gackernd fährt die Gesellschaft auseinander, als die Karre kommt. Drüben aus dem Garten lachen rotbäckige Pfirsiche und Granatäpfel herüber und eine Quittenhecke läßt ihre fruchtschweren Äste über den Weg hängen. Hohe Eich- und Pappelbäume wölben sich über uns und hüllen uns in ihren dunklen Schatten ein. Die

Drift (Furt) des Baviaansflusses wird passiert und im Galopp geht es auf die Werft*) hinauf, wo uns die Missionare mit ihren Frauen und Kindern begrüßen. Willkommen in Gnadental!

Die graue Dämmerung kriecht aus der Vley herauf. Aus der nahen Kloof strömt trotz des Sommers eine kühle, fast kellerartige Luft, eine Erquickung nach dem heißen Tag. Langsam verglüht das lichte Abendrot auf der höchsten Spitze des Gnadentaler Berges wie eine verlöschende Flamme. Der Friede der Nacht sinkt nieder, und leise rauscht es in dem Laub der uralten Eichen, die den Kirchplatz beschatten. Es ist als flüsterten sie von vergangenen Zeiten. — — Wollen wir ihnen ein wenig lauschen? — —

Land und Leute beim Missionsanfang in Gnadental im Jahr 1738

Wir sind auf missionsgeschichtlichem Boden. Überall umschweben uns die Geister einer großen Vergangenheit. Wie anders sah es hier aus, als am 23. April 1738 der Mähre Georg Schmidt, ausgesandt von der kleinen Exulantengemeinde in Herrnhut, hierher kam, um den armseligen, verachteten Hottentotten das Evangelium zu verkünden. Er gehörte jenem zähen, durch Verfolgung und Kerker abgehärteten, glaubensstarken Bauerngeschlecht an, dem Zinzendorf voll Bewunderung den ehrenden Titel „gens aeterna“ (unverwüstliches Geschlecht) gab und mit dem er hoffte, die Welt für Christus erobern zu können, ein Gedanke, den man damals als die verrückte Idee eines überspannten Schwärmers verlachte.

Auch Schmidt hatte für Spott und Hohn nicht zu sorgen, als sein Unternehmen bekannt wurde, aber er kümmerte sich nicht darum und baute in der Stille hier seine bescheidene Hütte, deren Fundament noch in einem Winkel des kleinen Rosengartens liegt, der den oberen Teil der Werft ziert. Damals war Baviaanskloof**) — so hieß der Fleck — ein ödes Stück afrikanischer Wildnis, Sumpfland mit undurchdringlichem Gestrüpp in der Niederung, kahle zerrissene Felshänge darüber, und die Kloof ein unzugängliches Labyrint von Felsblöcken, Palmieten***) und afrikanischen

*) Kirchplatz, auf dem die Kirche, Schule und Wohnhäuser der Missionare stehen (eigentlich: Werf).

**) Pavianssschlucht.

***) Eine palmenartige Sumpfpflanze, die sich viel in Flüssen findet und das Flußbett ganz durchwuchert.

Urwaldreſten, die Heimat der Leoparden, Schakale, Paviane und Flußpferde, die ſie mit ein paar armſeligen Hottentottenhorden teilten. Wohl gibt es auch heut noch in den Bergen Nachkommen jener vierbeinigen Wildlinge, aber ſie haben ſich vor der Kultur in unerreichbare Schlupfwinkel zurückgezogen, und von jenen Dickhäutern zeugen nur noch die häufigen ſogenannten Seekuhlöcher im Fluß, die der Volksſage nach von ihnen herrühren ſollen. Auch die Hartebeeſte, eine Art großer ochſenähnlicher Antilopen, die es damals noch in Scharen hier gab, ſind längſt verſchwunden. — Nur die Paviane ſtatten hier und da noch in Trupps bis zu 10 oder 20 den Gärten einen Beſuch ab. —

Und die menſchlichen Ureinwohner dieſer Wildnis? — Es kann kaum etwas Traurigeres, Armſeligeres gedacht werden als ſie, höchſtens daß die tierähnlichen Buſchmänner, die Todfeinde der Hottentotten, noch eine Stufe niedriger ſtanden. Jeglicher Kultur, jeglicher Bildung, auch jeglicher körperlicher Schönheit und Reinlichkeit ermangelnd, lebten dieſe braunen, oft nur mit Fellen bekleideten Menſchen von der Milch ihrer Ziegen und den wilden Beeren und Wurzeln, die ſie in den Bergen fanden, kaum eine andere Beſchäftigung kennend als Eſſen und Trinken, Tanzen und Schlafen, denn Faulheit und Gedankenloſigkeit bildeten die ihnen angeborenen und hervorſtechendſten Charaktereigenſchaften. —

Miſſionsbeginn durch Georg Schmidt 1738—1743

In dieſer gottverlaſſenen oder ſcheinbar noch nie von Gott beſuchten Welt begann der Mähre Georg Schmidt ſein Evangeliſations- und Kulturwerk ganz allein ohne jede andere Hilfe als ſein Gottvertrauen und ſeine Liebe zu dieſen ärmſten Vertretern der menſchlichen Raſſe. Hier rodete er unter unſäglicher Mühe ein Stück Wildnis aus, legte einen Garten an und pflanzte Bäume, von denen noch zwei oder drei Eichen von enormem Umfang auf der Werft ſtehen, während drüben im Miſſionsgarten der ſogenannte Schmidt'ſche Birnbaum, ein Schößling aus dem Stamm des alten, einſt von Schmidt gepflanzten Baumes, an ihn erinnert. Hier baute er ſein einfaches Häuschen, hier knetete und buk er ſich ſein eigenes Brot, ſchlachtete und ſchneiderte, kochte und tiſchlerte, ſäte und erntete. Hier unterrichtete er ſeine Hottentotten im Leſen und Schreiben und in Gottes Wort und brachte ihnen die erſten Anfangsgründe der Ziviliſation und Kultur bei. Hier hatte er die Freude, die Erſtlinge aus ihnen taufen zu können, aus „meinem Volk", wie er

seine Pfleglinge nannte. Hier kämpfte er allein nicht nur gegen die beständige Trägheit und Verständnislosigkeit dieser Leute, die ihm die Arbeit so schwer machte, sondern vor allem gegen die Feindschaft und Verleumdung der Buren und holländischen Geistlichkeit, die es nicht gern sahen, daß er diese Hottentotten, die in ihren Augen nur „schepsels" (sprich Skepsels), d. h. Wesen niederer Gattung, waren, zu zivilisierten Menschen und Christen machen wollte, und die schließlich, empört darüber, daß er sie auch noch taufte, bei der Regierung dahin wirkten, daß der tapfere selbstlose Mann, der getan hatte, was eigentlich ihre Pflicht gewesen wäre, seine Arbeit nach nur reichlich fünf Jahren aufgeben und wieder in die Heimat zurückkehren mußte. Am 30. August 1743 nahm er mit Tränen Abschied von seinen Schutzbefohlenen, einem kleinen Häuflein von 47 Leuten, darunter fünf Getauften, sie dem lieben Gott und ihrem Schicksal überlassend.

Ankunft neuer Missionare 1792

Fast fünfzig Jahre gingen dahin, bis am 24. Dezember 1792 wieder Boten des Evangeliums in Baviaanskloof erschienen. Es waren die drei Missionare Marsfeld, Swinn und Kühnel, von der Brüdergemeine ausgesandt, um die Arbeit Georg Schmidts aufzunehmen. Mit wehmütigen Gefühlen standen sie an den von wilden Ranken umsponnenen Mauerresten seines Hauses und sahen den völlig verwilderten Garten, den er einst mit soviel Mühe angelegt. Und zur Wildnis geworden, wie dieser Garten, war auch das andere Feld seiner Tätigkeit, der Menschenacker, den für Gottes Reich zu gewinnen er einst so heiß gearbeitet und gerungen hatte. Die meisten von denen, die er noch unterrichtet hatte, waren gestorben, und die Überlebenden wußten wenig mehr von dem, was er sie gelehrt hatte. Und doch, der treue Apostel hatte die Seinen nicht ganz ohne Licht in der Dunkelheit zurückgelassen. Ein kostbares Vermächtnis hatte er ihnen anvertraut, das war sein holländisches Neues Testament, aus dem er ihnen so oft die frohe Botschaft verkündet hatte. Noch bewahrte es die letzte noch Lebende seiner Getauften, die alte Lena, als kostbares Heiligtum, und als sie jene drei Brüder in ihrer elenden Hütte aufsuchten und sagten, sie wären gekommen, um sie wieder in Gottes Wort zu unterrichten wie einst Georg Schmidt, ihr alter Leeraar, da fingen ihre fast erloschenen Augen an zu leuchten wie ein verglimmendes Feuer, das noch einmal aufflackert, und die Tränen der Freude rannen ihr über die ver-

trockneten Wangen. Dann rief sie ihre Enkeltochter, sie solle das Buch vom alten Leeraar aus der Hütte holen. Es war in ein doppeltes Schaffell gewickelt. Mit welchen Gefühlen mögen jene drei wohl dies teure Vermächtnis Schmidts in die Hand genommen haben! So lange die Alte sehen konnte, hatte sie noch darin gelesen, dann tat es ihr Enkelkind für sie, so gut oder schlecht es eben ging. — Noch heut wird jenes Neue Testament, das einst Georg Schmidt gehörte, als kostbare Erinnerung im Gnadentaler Archiv aufbewahrt in einem Kästchen, das aus dem Holz des von ihm gepflanzten Birnbaums gefertigt ist. —

Wiederaufnahme der Missionsarbeit 1793

Am 4. Januar 1793 wurde unter eben diesem Baum nach fünfzig Jahren zum erstenmal wieder das Evangelium verkündigt; und von da an bis heut, also nun über 120 Jahre lang, hat die Brüdergemeine dort ununterbrochen gearbeitet und unter vielen Kämpfen und Anfeindungen, besonders in der ersten Zeit, und in zäher unermüdlicher Ausdauer aus dem wüsten und verwilderten Baviaanskloof im Lauf der Jahre den blühenden, volkreichen, an Segnungen der Kultur und des Christentums gleich reichen Platz geschaffen, der heut den Namen Gnadental trägt. —

Die Mission und die umwohnenden Bauern

Wieviel Interessantes aus dieser langen Zeit würden uns die alten Werfteichen erzählen, wenn sie reden könnten, erzählen von dem Kämpfen und Ringen jener wackeren Pioniere mit dem Unverstand und der Feindschaft der umwohnenden Bauern, die es, wie einst schon in Schmidts Zeit, sehr ungern sahen, daß man ihre Hottentotten*) zu Christen und gebildeten Menschen machen wollte — haben sie doch einmal wirklich die Absicht gehabt, die ihnen unbequeme Missionsniederlassung zu überfallen und in Brand zu stecken, wovon sie sich der Überlieferung nach nur dadurch zurückschrecken ließen, daß ihr Anführer mit seinem scheu gewordenen Pferd in ein tiefes Sumpfloch am Wege geriet und darin elend ertrank. Noch heute trägt dies „gat“ (sprich Chat = Loch), zwischen Gnadental und dem Dorf Greyton gelegen, den Namen jenes Mannes. —

*) Die Hottentotten waren übrigens nicht Sklaven der Bauern, wie man oft fälschlich behauptet hat, sondern standen nur in einer Art Leibeigenschaftsverhältnis zu ihnen. Die eigentlichen Sklaven stammten hauptsächlich von Mozambique.

Was könnten sie erzählen von den dann folgenden Jahren des Wachstums nach Innen und Außen, als dieselben Bauern mit ihren Frauen, von Neugier getrieben, des Sonntags in Scharen nach Gnadental kamen, um das unglaubliche Schauspiel sich anzusehen, wie diese „schepsels" in der neuerbauten Kirche sangen, beteten und dem Worte Gottes lauschten. — Noch existiert ein altes Bild aus jener Zeit von einem Gottesdienst in der ersten Gnadentaler Kirche, das zeigt, wie auf den Emporen die Burennoes*) dicht gedrängt sitzen und wie von den Logen eines Theaters verwundert auf die nur notdürftig bekleideten Hottentotten herabsehen, die im Schiff der Kirche der Predigt lauschen, die ihnen der Missionar in der Tracht jener Zeit, in braunem Biedermeierrock, weißer Halskrause, Kniehosen und Schnallenschuhen, auf dem Kopf die gepuderte Perrücke, hält. —

Ja, noch manches könnten sie erzählen, die alten Werfteichen, von Gnadentals merkwürdiger Geschichte, mit der man Bände füllen könnte. Aber vielleicht würde auch sie einmal bei ihrem hohen Alter das Gedächtnis verlassen. Gut darum, daß sie von fleißigen Missionaren der Nachwelt in dickbäuchigen Diarien überliefert ist, die nur noch auf die bearbeitende Hand des Historikers warten.

Es ist schon spät. Lassen wir uns von dem nächtlichen Geflüster der alten Bäume weiter ins Traumland führen, während wir uns unter dem friedlichen Dach des Missionshauses der Ruhe hingeben. — Horch, wie sie im Nachtwind raunen, während sie ihre dunklen Häupter gegeneinander neigen! — — Ob wohl jetzt die Schatten der alten Mähren unter ihnen wandeln, die einst hier schufen, was man heute sieht, und mitten drin das unsichtbare Reich? — —

Vom Dorf herüber wehen die Klänge eines Chorals, mehrstimmig gesungen. — Gilt es einem Sterbenden? — Oder halten sie irgendwo die Totenwacht, bei der es Sitte ist, bis tief in die Nacht hinein Choräle zu singen? — Leise steigt der Mond über die Felsenkante des Berges und wirft einen silbernen Schleier über die schlafende Welt. —

Bilder aus der Gegenwart Gnadentals

Am nächsten Morgen weckt uns schon in aller Frühe die afrikanische Sonne, deren blendende Strahlen sich durch jeden

*) Noë ist die gewöhnliche Bezeichnung einer Burenfrau.

kleinen Ritz und Spalt ins Zimmer drängen. Ehe es zu warm wird, wollen wir einen Rundgang auf der Werft machen und schauen, was es Sehenswertes gibt.

Der Kirchplatz oder die „Werft"

Die Werft ist ein etwa 150 Schritt langer und 50 Schritt breiter Platz, an dessen beiden Längsseiten sich die Wohnhäuser der Missionare befinden, die von ihnen verwaltete Mühle, die Apotheke, Druckerei und das kaufmännische Geschäft. Die Mühle wird von dem aus den Bergen kommenden Wasser getrieben, das zugleich als Trinkwasser dient und so klar und erfrischend ist, wie man es selten in Afrika findet. Für trockene Zeiten ist auch ein Motorbetrieb vorhanden, doch ist gewöhnlich genügend Wasser da, so daß er nicht oft gebraucht wird. Die Mühle versorgt nicht nur das Dorf, sondern auch die Buren der Umgegend mit Mehl, und es fehlt ihr nie an Arbeit. Die Apotheke untersteht einem Missionar, der sich besondere ärztliche Kenntnisse erworben hat, und beide werden viel in Anspruch genommen, da der nächste Arzt drei und eine halbe Stunde entfernt wohnt und nur alle ein oder zwei Monate einmal nach Gnadental kommt; außerhalb dieser Zeit ist eine Konsultation eine sehr kostspielige Sache. Auch das Handelsgeschäft, „Winkel", wie man es in Afrika nennt, wird von einem Missionar verwaltet, der dazu kaufmännisch vorgebildet ist, während die Druckerei von einem farbigen Mitarbeiter geleitet wird, der ordiniert ist und zugleich die beiden in Gnadental erscheinenden Blätter „De Bode"*) und „De Kindervriend" redigiert. Die Überschüsse dienen zur Unterhaltung des südafrikanischen Missionswerkes.

Das Gotteshaus

Auf der südlichen Schmalseite der Werft steht die schöne Jubiläumskirche, 1892 geweiht zur Erinnerung an die Wiederaufnahme der Mission vor hundert Jahren. Von den Missionaren mit Hilfe der farbigen Gemeindeglieder erbaut, ist sie eine Zierde dieser Missionsstation, um die sie manche weiße Gemeinde im Land beneidet. Auf der der Werft zugewandten Längsseite erhebt sich ein stattlicher Turm mit einem schönen Doppelgeläut, dessen melodischer Ruf des Sonntags und auch manchmal in der Woche weit hinaus ins Tal und hoch hinauf in die Berge klingt. Der große einschiffige Innenraum mit seinen freundlichen Emporen auf allen vier Seiten

*) Seit 1914 unter dem Titel „Huisvriend" von der Rheinischen, Berliner und Brüdergemein-Mission gemeinsam herausgegeben.

bietet Raum für etwa 1200 Personen, und an den hohen kirchlichen Festtagen, besonders am Karfreitag Nachmittag, ist er oft bis auf den letzten Platz gefüllt. Die schöne Orgel wird von einem farbigen Lehrer gespielt, der zugleich den wohlgeschulten Chor leitet, der bei besonderen Anlässen den Gottesdienst mit seinem Gesang bereichert und auch gelegentlich Kirchenkonzerte veranstaltet, die sich selbst in Europa hören lassen könnten, denn dies Volk ist fast durchweg musikalisch begabt und verfügt zum Teil über sehr schöne Stimmen. Das Schiff der Kirche ist der Länge nach durch eine niedrige Holzwand geteilt, auf deren einer Seite die Männer und auf deren anderer die Frauen sitzen. Auf der Seite gegenüber der Orgel ist eine etwas erhöhte Plattform mit dem Predigtpult und den Bänken für die Missionare und ihre Frauen. Das Ganze gewährt durch seinen sauberen weißen Anstrich und die Fülle von Licht, das durch die vielen hohen Fenster hereindringt, einen sehr freundlichen Anblick. Jede der beiden Schmalseiten wird durch einen länglichen Raum abgeschlossen, der zu Konferenzen der Missionare oder des Kirchenrats, zu Unterrichtszwecken u. a. m. dient.

Was für eine Freude ist es für den Missionar, wenn er am Sonntag hier zu einer nach vielen Hunderten zählenden Versammlung aus der Fülle seines Herzens reden und sie zu dem hinführen kann, der gesagt hat: Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Oder wenn er der großen Schar weißgekleideter Kommunikanten das Abendmahl nach der schönen und feierlichen Weise der Brüdergemeine reichen oder eine Anzahl Erwachsener in den Tod Jesu taufen darf. Das sind erhebende Stunden im Amtsleben des Missionars, die ihn für so manche Enttäuschung und niederdrückende Erfahrung reichlich entschädigen. — Sämtliche Gottesdienste finden in der holländischen Sprache statt.

Schulen und Lehrerseminar

Auf ihren Längsseiten schließen die Werft nach der Kirche zu die Gebäude der Tagesschulen ab, die von durchschnittlich 300 Kindern besucht werden. Jenseits der Kirche befindet sich das Lehrerseminar,*) das bereits 1838, in dem Jahr der Sklavenemanzipation, gegründet worden ist. Gegen zwanzig Schüler werden hier in einem sechsjährigen Kursus für die staatlichen Prüfungen vorgebildet. Die

*) Gewöhnlich „Gehilfenschule" genannt.

Begabtesten und charakterlich Empfehlenswertesten unter ihnen erhalten dann noch einen zweijährigen vorbereitenden Unterricht für den späteren geistlichen Beruf. Es sind im Lauf der Zeit viele tüchtige Männer, Lehrer wie Geistliche, aus diesem Institut hervorgegangen. Es wird von einem europäischen Direktor geleitet, dem mehrere farbige Lehrer zur Seite stehen.

Gottesacker

Statten wir noch dem kleinen hinter den Missionsgärten gelegenen Gottesacker einen kurzen Besuch ab. Es ist eine geweihte Stätte, über die dort die alten Eichen ihre schützenden Arme gleichsam segnend breiten, denn hier ruhen die Krieger des Kreuzes, die der große Heerführer mitten aus Kampf und Arbeit heraus nach der Heimat abgerufen hat.*) Diese sechsundsechzig Grabhügel mit ihren flachen Steinen, umgeben von blau blühendem Immergrün, — was für eine stille, ernste Sprache reden sie doch! Da ist mancher in der südafrikanischen Missionsgeschichte wohlbekannte Name zu lesen. Dort liegen jene drei ersten Missionare, die die Arbeit Georg Schmidts wieder aufnahmen — wir kennen ihre Namen bereits —, während letzterer selbst seine Ruhestätte in Niesky in Schlesien gefunden hat. Hier ruht Bischof Hallbeck, entschlafen am 25. November 1840, wahrscheinlich der Begabteste aller Gnadentaler Missionare, ein Mann von großem Einfluß, voll Geist und Kraft. An jedem Ostersonntag versammeln sich hier nachmittags die Missionare mit ihren Familien, um unter dem Gesang von Auferstehungsversen der Entschlafenen zu gedenken und sich gegenseitig zu stärken zu neuem Eifer und neuer Treue im Dienst für ihren Herrn.**) —

Wollen wir sehen, wie jene, die dort ihren letzten Schlaf tun, im Leben ausschauten, dann müssen wir hinübergehen in die Wohnung des Superintendenten auf dem Mittelplatz der Werft. Dort in dem kleinen Studierzimmer blicken von den Wänden die Hervorragendsten unter ihnen im Bilde auf uns herab und reden zu uns ohne Worte. Dort ist auch das kleine Missionsarchiv, das neben dem erwähnten neuen Testament von Georg Schmidt so manchen wertvollen Schatz aus der Geschichte der Brüdermission in Südafrika birgt, eine Fundgrube für den, der einmal diese Geschichte schreiben will, wozu leider den viel beschäftigten Missionaren nicht die Zeit bleibt. —

*) Der große Gemeindefriedhof befindet sich auf der gegenüberliegenden Seite am Abhang des Gnadentaler Bergs.

**) Vergl. Missionsblatt der Brüdergemeine 1907 S. 104—9.

In der Kloof

Während der heißen Mittagsstunden ruhen wir mit einem Buch in der Hand auf der Bank an dem kleinen Weiher in der nahen Kloof, der Bergschlucht, wo vom Wasser her eine kühle Luft weht und mächtige alte Kiefern schattend ihre Kronen über uns neigen. Wir schauen dem Hammerkopf zu, wie er beutesuchend hin und her fliegt, oder dem Eisvogel, der unverwandt von den Felsen in das kristallklare Wasser späht. Dunkelblau winken die hohen Berge herüber, während die nahen Felshänge von den roten Blütenkerzen der Aloë wie im Feuer glühen. Die Luft flimmert, daß wir geblendet die Augen schließen, und das Konzert von Tausenden von Zikaden umschwirrt uns auf allen Seiten und singt und summt und geigt uns rettungslos in Schlaf. — Und es schläft sich so schön da draußen in der stillen weltfernen Kloof beim Plätschern des Baches, dem metallischen Klingen rund umher und dem melancholischen eintönigen Gurren der wilden Tauben. — — — Eine halbe Stunde oder länger mögen wir so geruht haben, da weckt uns ein dröhnendes Gebrüll jählings aus dem Schlaf. — Hilf Himmel! gibt es am Ende doch noch Löwen hier? — wir sind ja in Afrika! — Richtig, da stehen sie auch schon vor uns und glotzen uns verwundert an, ein paar — gutmütige „Beeste", die von den Bergen herab ans Wasser gekommen waren, um ihren Durst zu löschen. Gott sei Dank! seufzt die Seele wie befreit. Und nun sind wir auch völlig munter geworden, und die heißesten Stunden sind vorüber; nun ist's Zeit, dem Dorf einen Besuch abzustatten und uns mit seinen Leuten etwas bekannt zu machen.

Das Dorf und seine Leute

Gnadental hat etwa 3400 Einwohner, die zu den sogenannten Farbigen oder Bastards gehören, Nachkommen der alten Hottentotten und Buschmannsfrauen, die aber im Lauf der Zeit so mit weißem Blut gemischt sind, daß viele nicht nur äußerlich dem Europäer an Farbe und Gesichtsausdruck ähneln, sondern ihm auch in ihrem Fühlen und Denken verwandt sind. Manche freilich verraten auf den ersten Blick ihre afrikanische Abkunft, durch eine dunklere Hautfarbe, Wollhaar, aufgeworfene Lippen u. a. m. Aber sie würden höchst beleidigt sein, wollte man sie etwa als Kaffern bezeichnen oder mit ihnen auf eine Stufe stellen. Sie sprechen untereinander das platte afrikanische Holländisch, doch können die Gebildeteren auch alle Englisch. Ihre Tracht ist durchaus europäisch, von der des elegant fein wollenden Städters bis herab zu der

Gnadental, Blick nach Südwesten

Die alte Brücke über den Zonderendfluß. Im Hintergrund der Donnersberg (siehe Seite 7)

des Zigeuners und Vagabunden — nach unserm Begriff —, womit aber nicht notwendig das Wesen eines solchen zusammenhängt.

Die 600—800 Häuser des Dorfes ziehen sich an langen Straßen auf beiden Seiten der Vley hin, jenem schon früher erwähnten fruchtbaren Tal, in dem sich Garten an Garten reiht, unterbrochen von herrlichen Eichen oder Pappeln. Die Häuser, aus an der Sonne getrockneten Ziegeln erbaut, haben fast alle die gleiche gelbgraue Lehmfarbe wie der Erdboden, nur einige der Reicheren sind weiß getüncht. Sie sind einstöckig und mit Riedgras gedeckt.

Besuch in den Häusern der Farbigen

Treten wir zuerst in eins der ärmeren Häuser ein. Es hat nur zwei Räume, eine „voorkamer" und eine „slaapkamer". Der erstere hat kein Fenster, und wenn nicht die obere Hälfte der Türe offenstünde, würde er ganz dunkel sein. Bei unserem Eintritt fliegen einige Hühner mit Geschrei an unserm Kopf vorbei, und ein Ferkel zwängt sich quiekend zwischen uns und dem Türpfosten hindurch; sie teilen für gewöhnlich mit der Familie diesen Raum, sind aber höflich genug, bei einem Besuch zu verschwinden. Das ist Afrika. — Der Flur dieses Raums wie fast aller Häuser ist mit verdünntem Kuhmist gestrichen, was, wenn er trocken ist, einen guten und geruchlosen Fußboden gibt. — An der einen Wand ist eine Nische mit der offenen Feuerstelle, über der ein Kessel hängt. Hier wird das einfache Mahl gekocht, meist aus einem Brei von Bohnen und Mais bestehend; hier sitzen die Kinder und spielen, oft nur mit einem zerrissenen Hemd bekleidet, das ihnen manchmal aus gewissen praktischen Gründen um den Oberleib hochgebunden wird; hier hockt im Winter die Großmutter und sucht sich ihre kalten Glieder zu wärmen, und Katze und Hund tun das gleiche. Sonst ist in dem völlig kahlen Raum nichts zu sehen als ein alter wackliger Tisch und ebensolcher Stuhl, ein Kasten mit den wenigen Kleidungsstücken, auf einem Brett an der Wand einige Teller und Tassen und in der Ecke ein Besen und Eimer. Von den Dachbalken hängen allerhand getrocknete Kräuter, ein paar Kalabasbirnen und Maiskolben herunter und viele Spinngewebe. Der noch dunklere Nebenraum dient zur Schlafstube. Nur eine schmale handbreite Öffnung in der Wand läßt ein wenig Licht herein, und im Winter wird auch diese noch mit Lumpen verstopft, der Kälte wegen. Zwei ärmliche Betten stehen darin. Das ist alles. Auf einem der Betten liegt eine Frau im letzten Stadium der Schwindsucht.

Wir sagen ihr einige freundliche Worte und fragen sie nach Mann und Kindern. Der Mann arbeitet auf einer Nachbarfarm für geringen Lohn, und die Kinder sind in den Busch gegangen, um trockenes Holz zu sammeln. Es geht sehr knapp her, zumal die Familie keinen eigenen Garten besitzt. Man ist dankbar, wenn wir ihnen etwas geben, aber wir hören keine Klage oder Bettelei. —

Gegenüber auf der anderen Seite der Straße steht eins der besseren Häuser. Seine Fenster sind mit sauberen weißen Gardinen verziert. Der Raum, in den wir durch die Tür eintreten, dient zugleich als Empfangs- und Wohnzimmer. Bei unserem Gruß erhebt sich die Frau des Hauses und bietet uns einen Stuhl an. Sie macht in Aussehen und Kleidung einen fast europäischen Eindruck, nur die etwas verschwommenen Pupillen der dunklen Augen sagen dem Kenner sofort, daß auch braunes Blut in ihren Adern fließt. Sie gehört mit ihrem Manne zu den Gebildeten und Honoratioren in der Gemeinde, und beide sind auch Mitglieder des Kirchenrats. Wir können uns holländisch oder englisch mit ihr unterhalten, und während des Gesprächs haben wir Zeit, uns in dem freundlichen Raum umzusehen. Überall herrscht peinliche Sauberkeit. Die Wände sind tapeziert und mit allen möglichen Bildern und eingerahmten Sprüchen behangen. Unter ersteren fehlt nicht das englische Königspaar und eine nach einer Photographie angefertigte Vergrößerung der Porträte der Hauseltern aus jüngeren Jahren, deren Kunstwert allerdings viel zu wünschen übrig läßt. Auch ein paar Schlachtenbilder aus dem Burenkrieg sind da in friedlichem Verein mit solchen religiösen Inhalts, beide natürlich in schreienden Farben. Unter Letzteren sind am häufigsten das Abendmahl von Lionardo und die Kreuzigung. Als drittes in dieser Sammlung kommen noch einige ebenso bunte Reklamebilder dazu. Die Sprüche sind zumeist Erinnerungen an die Konfirmation oder andere wichtige Ereignisse im Familienkreis. Auf einem Tisch in der Ecke unter der Stutzuhr stehen die Photographien der Kinder und früheren Missionare zwischen Vasen mit künstlichen Blumen und allerhand wertlosen Schmuckstücken. Gegenüber ein Harmonium und dort ein Glasschrank mit allem möglichen Geschirr. Eine gepolsterte Bank dient als Sopha. Zur Rechten führt eine Tür nach der Küche und Speisekammer, zur Linken nach den zwei Schlafstuben, aus denen uns die sauberen weißen Betten entgegenleuchten. Der Vater arbeitet draußen im Garten. Wir sprechen noch über diese und

jene Ereignisse in der Familie und Gemeine und empfehlen uns dann, da wir noch einen Gang durch die Vley auf den gegenüberliegenden Hügel machen wollen.

Gärten und Gartenerzeugnisse

Während wir zwischen Hecken von Quitten und Brombeersträuchern dahin schreiten, über die sich die Kronen alter Eichen und Pappeln wölben, schauen wir rechts und links in die Gärten, wo die Leute emsig bei der Arbeit sind. Gnadental ist ein Paradies an Fruchtbarkeit dank des reichlichen Wassers, das ihm aus den Bergen zuströmt, und das in den heißen Sommermonaten zu künstlicher Berieselung der Gärten benutzt wird. Ohne das würde freilich alle Mühe umsonst sein, da dann nur selten Regen fällt und die Sonne oft eine Hitze entwickelt, die bis zu 36 ja 40° R. im Schatten steigt. Aber Hitze im Verein mit Feuchtigkeit entwickeln hier eine ungeheure Triebkraft; das sieht man an den Bohnen- und Maisfeldern und an allen anderen Gartenerzeugnissen. Fast alles europäische Gemüse gedeiht hier in üppiger Fülle, ebenso alle europäischen Obstsorten, ausgenommen Kirschen. Dazu kommen alle Arten subtropischer Früchte: Feigen, Orangen, Zitronen, Loquaz,*) Gujaven,**) Granatäpfel, und vor allem Wein und Pfirsiche. —

Kulturarbeit der Mission an den Farbigen

Die ursprünglichen Einwohner von Baviaanskloof hatten wenig oder gar keine Kenntnis von Garten- und Feldbau. Erst die Missionare lehrten sie Spaten und Hacke gebrauchen, pflanzen, jäten, Obstbäume kultivieren und veredeln und durch künstliche Leitungen die Gärten bewässern. So erhoben sie die armen Hottentotten aus dem halbwilden Nomadenstand auf die erste Stufe der Kultur, indem sie sie zu tüchtigen Gärtnern und Feldarbeitern machten. Auf die nächsthöhere führten sie sie dadurch, daß sie sie zu Handwerkern heranbildeten, zu Tischlern, Schustern, Korbflechtern, Schmieden, Maurern usw. und endlich auf eine noch weitere durch Vorbildung für den Kaufmanns- oder Lehrerberuf. Heut sind die Gnadentaler Männer überall gesuchte Arbeiter, die, wenn sie nicht daheim ihrem Geschäft nach-

*) Eine gelbe, unseren saueren Kirschen ähnlich schmeckende Baumfrucht in der Größe von kleinen Pflaumen, die in Büscheln oder Trauben wächst.

**) Ebenfalls eine Baumfrucht in der Größe eines kleinen Apfels mit rosa Fleisch, den Erdbeeren ähnlich an Aroma, doch mit einem leisen Beigeschmack von Terpentin.

gehen, auf den Farmen der Bauern, in den Städten, an der Bahn, in den Minen, und wo immer es sein mag, Beschäftigung finden. Mehrere betreiben einen selbständigen Handel oder eine ausgedehnte Viehzucht, oft mit einer einträglichen Fleischerei verbunden. —

Kommunale Verwaltung

Gnadental stellt ein wohlgeordnetes politisches Gemeinwesen dar, dessen kommunale Verwaltung in der Hand eines der Missionare liegt, dem eine aus der Gemeinde gewählte Aufsichtsbehörde beratend und helfend zur Seite steht. Die Zeit ist aber wohl nicht mehr fern, wo erstere ganz selbständig von der Gemeinde übernommen werden wird unter Aufsicht eines staatlichen Beamten.

Vereine

Alle möglichen Vereine zu sozialer uud sittlicher Wohlfahrt sind geschaffen worden, u. a. zwei Begräbnisvereine mit eigenen Klubhäusern, einer für Armen- und Krankenunterstützungen, ein Abstinenten- und ein Jungfrauenverein, die beiden letzteren zum Kampf gegen die zwei größten südafrikanischen Volkslaster, den Trunk und die Unsittlichkeit. Sie unterstützen nicht unwesentlich die Arbeit der Missionare. —

Die kirchliche Arbeit

Von eigentlicher Missionsarbeit kann ja hier nicht mehr geredet werden, wo nun schon 120 Jahre lang das Evangelium verkündet worden ist, und wenn auch noch alljährlich eine ganze Anzahl Erwachsener getauft werden, so kann man sie doch nicht als Heiden ansehen, da sie alle mehr oder weniger schon unter dem Einfluß christlicher Lehre gestanden haben und nur durch Nachlässigkeit der Eltern die Kindertaufe und oft auch der Schulbesuch versäumt worden ist, denn letzterer ist leider nicht obligatorisch. Eine reiche kirchliche und seelsorgerliche Tätigkeit wird hier geübt, und sie ist so wohl organisiert und auf der Höhe wie nur irgendwo in einer evangelischen Dorfgemeinde Europas, ja in vieler Beziehung zeigt sie sich bedeutend entwickelter und fortgeschrittener als dort. Dem europäischen Missionar zur Seite steht in der kirchlichen Arbeit ein ordinierter eingeborener Geistlicher, der wohlgebildet und ein guter Redner, vollauf seinen Platz ausfüllt, außerdem der schon erwähnte Kirchenrat, eine aus den Kommunikanten gewählte Behörde von Männern und Frauen, die den Missionar mit Rat und Tat bei seiner weitverzweigten Arbeit unterstützt und ihn über alle Ereignisse in der Gemeinde auf dem Laufenden erhält. Allmonatlich einmal vereinigt er sich mit ihr zu gemeinsamer Be-

ratung, wobei dann alle das kirchliche, sittliche und soziale Leben betreffende Fragen zur Besprechung kommen. Hier stellt auch die Frau — oft im eigentlichen Sinn des Wortes — ihren Mann und kann ihre Gaben trefflich verwerten; und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, ihre Mitarbeit in der kirchlichen Leitung der Gemeinde ist mindestens ebenso wichtig und schätzenswert, als die der Männer. —

Ein reich ausgestalteter Gottesdienst sorgt für die geistliche Erbauung der Gemeinde. Mehrere Außenstationen werden von der Hauptstation Gnadental aus bedient. Dazu kommen eine Menge Kasualien, denn die Sterblichkeit ist sehr groß, aber ebenso auch der Geburtenanwachs. —

Abend in Gnadental

Der Abend wirft seine Schatten bereits ins Tal. Wir wandern den Hügel hinauf, der das Dorf im Südwesten begrenzt. Schafherden ziehen grasend darüber hin. Über den Bergsattel drüben steigt die Sonne glutrot hinab. Wenn wir uns auf der Höhe umdrehen, haben wir das ganze herrliche Gebirgspanorama vor uns. Zu unseren Füßen zwischen den Bäumen die Kirche mit den Missionshäusern, weiß aus der Dämmerung hervorleuchtend, fast wie eine Klosteranlage in den Tiroler Bergen. Zur Rechten die langen Reihen der Dorfhäuser, aus deren Schornsteinen der blaue Rauch langsam in den Abendfrieden steigt. Und über dem allen der große Gnadentaler Berg, wie eine Wartburg in den Himmel ragend. Langsam kriecht die Dämmerung aus dem Tal herauf, immer höher und höher, bis nur noch die oberste Spitze im letzten Sonnenstrahl brennt. Dann erlischt auch diese Flamme, und eine schwarze zackige Silhouette zeichnet sich von dem grüngoldigen Himmel ab.

Und nun hinab, ehe es völlig dunkel wird, denn hier gibt es noch keine elektrische Straßenbeleuchtung. Und zuhaus wollen wir einmal wieder die alten deutschen Volkslieder anstimmen, und mit ihren trauten Klängen mag die Seele heimwärts ziehn über den Ozean und erzählen, was sie im fernen Kapland sah. —

Tagebuchblätter

1909
Gnadentaler Winter

20. Juli. — Das ist der rechte Gnadentaler Winter: Naß und kalt — alles grau in grau. — Gut, daß wir Kamine haben, in denen früh und abends ein paar tüchtige Eichenklötze glühen, sonst würde man's vor Kälte nicht aushalten und die Finger wären zu steif, die Feder zu halten. Klagte doch schon Georg Schmidt über kalte Füße hier und wußte nicht, wie er sich erwärmen sollte in diesen Wintermonaten.

Wir sitzen buchstäblich den halben Tag in dichtem Nebel. Die ganze Werft ist wie in einen grauen Sack gehüllt. Überall näßt es in feinen Atomen herab. Gras und Sträucher triefen und tropfen. Aus der feuchten Erde dringt ein starker Modergeruch. Von den Bergen ist nichts zu sehen. Nur hier und da schauen ein paar Kiefern durch den grauen Schleier, da drüben, wo sich der Wald die Höhen hinaufzieht.

Will denn die Sonne immer noch nicht aufgehen? — Es ist ½11 Uhr morgens. —

Richtig, da kommt sie endlich auf der höchsten Spitze des „großen Berges"*) zum Vorschein. Sie hat lang gebraucht, um seinen Rücken heraufzuklettern. — Warum sie auch gerade im Winter diesen Umweg machen muß! Im Sommer, wo man gern ein wenig Kühle hätte, kann sie's gar nicht erwarten, zu erscheinen. Da kommt sie schon in aller Frühe das Tal des Zonderend**) herauf und lacht um 6 in alle Fenster, daß man bald die Läden wieder schließt, weil sie's allzugut meint. —

Genug, heut kommt sie doch endlich. Freilich erst gibt's noch einen harten Kampf mit dem dichten Nebelheer. Wird sie Sieger bleiben?

Da zerreißt auf einmal das graue Tuch, mit dem sich der Berg umhüllt. — Hier ein Riß und da einer. Zwischendurch grüne Hänge und Felsgruppen im warmen Sonnenglanz. — Jetzt wogt es hin und her in grauen und weißen Schwaden, zieht und ballt sich wieder zusammen; dann fliegt es wie zerrissene Wattefetzen an der blauen Bergwand hin, hängt sich hier noch ein

*) Andrer Name für den „Gnadentaler Berg".

**) Der große schon erwähnte Fluß, ½ Stunden von Gnadental entfernt. Er fließt von Westen nach Osten an der Kette der Zonderend-Berge entlang und ergießt sich bei Swellendam in den Breederiver.

wenig an die vorspringenden Felsspitzen, jagt und fängt sich dort in den Kloofen und läßt sich wieder los in übermütigem Spiel; denn Ernst ist's nun nicht mehr, nur wenige Minuten noch und die letzten duftigen Schleierwolken lösen sich auf in Sonnenstaub und Sonnenlicht. — Da grüßt der Berg wieder auf uns herab in seiner alten Schönheit und Majestät, und die Sonne strahlt und lacht, wie sie nur in Afrika lacht und erinnert an die unendliche Liebe dessen, der uns verhieß: „Ich vertilge deine Missetaten wie eine Wolke und deine Sünden wie den Nebel. Kehre dich zu mir; denn ich erlöse dich." —

Herr Gott, mach es wahr auch an diesem Volke hier, an dem wir arbeiten! Durchbrich den Nebel der Gleichgültigkeit und Selbstzufriedenheit, der so viele Seelen gefangen hält! Verscheuche die Wolken der Feindschaft und des Mißtrauens, die uns so oft die Arbeit erschweren! Laß deine Liebe siegen und die Herzen wieder auftun für den, in dem allein wir alle unsere Erlösung finden! —

Wykgottesdienst

Heut Nachmittag hielt ich Wykgottesdienst*) bei dem alten Abraham Sewan in Zevenfontein.**) Ein paar Männer waren auch erschienen. Sonst meist Frauen. Das Haus war voll bis auf den letzten Platz. Auch in der Küche hockten noch ein paar alte Weiblein, um sich am Herdfeuer ein wenig zu wärmen und weil sonst kein Platz war. Friedlich wanderte die Sneufdosi***) von Hand zu Hand. — Ich sprach über Matth. 14, 22—34: Wie Jesus zu uns kommt auf den Wogen äußerer Not, im Sturm der Anfechtung und Versuchung und in der Nacht des Sterbens. Ich setzte mich so, daß der kranke Sohn Timotheus, der im Nebenzimmer auf dem Bett lag, mich sehen und hören konnte; denn er fängt schon an, taub zu werden. Er liegt im letzten Stadium der Schwindsucht, ein junger, neunzehnjähriger Bursche. Erst vor wenig Wochen ist ein jüngerer Bruder von ihm derselben Krankheit erlegen. Das geht hart über das Vaterherz her. Die Mutter ist auch schon lange tot. So fand ich fruchtbaren Boden für das, was ich sagte.

---

*) Die ganze Gemeinde ist in sogen. Wyken oder Distrikte eingeteilt, je nach der Zahl der Missionare und Helfer, die sich an der Seelsorge beteiligen. In den Wintermonaten werden abwechselnd in den Häusern von Kranken oder Alten besondere Wykgottesdienste gehalten, zu denen sich dann aus der ganzen Wyk Leute zusammenfinden.

) Eine solcher Wyken. — *) Schnupftabakdose.

Der Kranke sah mich unverwandt mit seinen großen dunklen Augen an. Er hat so etwas Gutes im Blick, als ob er schon einmal hinter den Vorhang geschaut, der uns noch vom Heiligsten trennt. Es ist wie der Sonnenstrahl einer besseren Welt, der sich in seinen Augen widerspiegelt. Selten habe ich unter diesem oft rohen und leichtsinnigen jungen Geschlecht einen gefunden, der mir innerlich so gefördert schien. Wie wenige sind derer, die mit Ernst nach Ewigem suchen und fragen, die wie jener junge Mann zu Jesus kommen: Was muß ich tun, daß ich das ewige Leben ererbe?

Hier nahm mir einer die Worte von den Lippen wie ein Hungriger, der nach Brot greift, und ich werde nie den Blick des Dankes vergessen, den er mir zuwarf, als ich ihn dann fragte, ob er mich verstanden habe. Der Arme kann nicht mehr viel sprechen, aber wenn ich ihn frage, ob er Frieden im Herzen hat, dann nickt er nur und es leuchtet heller in seinen Augen auf, als wollte er sagen: Ich bin reich. Ich habe alles!

Dem Alten standen die Tränen in den Augen. Ich glaube, er hatte diesen Sohn besonders lieb.

Als ich vor ein paar Tagen kam, um nach dem Kranken zu sehen, saß der Vater mit ihm draußen vor der Tür im Sonnenschein. Der Junge hatte seinen Kopf auf des Vaters Kniee gelegt, und der seinen Arm um ihn geschlungen. So mag der verlorene Sohn selig im Schoß des Vaters geruht haben, als er endlich wieder zu Hause war.

Ich setzte mich dazu und wir redeten manches ernste gute Wort zusammen, und ich merkte wohl, wie seine Seele den Flug nach oben nahm. Ich mußte an Jung Stillings Wort denken: Selig sind, die Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen.

Die Sonne sandte ihren letzten Strahl über die Berge. Er saß still in Gedanken verloren und sah ihm nach. Dann führte ihn der Alte hinein.

Aus der Kloof strich die kühle feuchte Nachtluft herüber — wie Grabeshauch. Aber der Gipfel des großen Berges funkelte noch lange in goldigem Licht, als wollte er etwas von der Herrlichkeit festhalten, die drüben im Meer versank. — —

Schwindsucht eine Volkskrankheit

Wieviel Schwindsucht ist doch hier im Dorf! Das Totenbuch weiß viel davon zu berichten. Wohl 40 % sterben an Auszehrung. Kein Wunder bei der herrschenden Unsittlichkeit, bei den häufigen Heiraten innerhalb der Verwandtschaftskreise, bei den engen Woh-

nungsverhältnissen und der Gleichgiltigkeit gegen Reinlichkeit und Desinfektion in vielen Fällen. Die Schwindsuchtsbazillen haben sich in manchen Häusern und Familien dauernd festgesetzt, und die eingeschlossene Lage Gnadentals und die warme Luft sind die besten Treibhausbedingungen für ihre Fortpflanzung.

Und wie in unsrer Gemeinde ist es mehr oder weniger in anderen auch. Die Schwindsucht ist ein ärgerer und gefährlicherer Feind der Volksgesundheit hier in Südafrika als der gefürchtete Aussatz, der nie innere Organe ergreift. Und doch glaubt man in Europa immer noch vielfach, das Kapland sei das Refugium der Schwindsüchtigen, wo sie sicher Genesung fänden. Ja wenn sie oben in der Karoo bleiben wollen und die Krankheit nicht schon zu fortgeschritten ist. Aber sonst sollte sich jeder hüten, hierher zu kommen, der eine schwache Lunge hat. Er kriegt unfehlbar die Auszehrung, und wenn er sie schon hat, wird er nur um so schneller seinem Ende entgegengehen. —

In früheren Zeiten soll die Schwindsucht so gut wie gar nicht im Kapland bekannt gewesen sein. Sie ist also wahrscheinlich erst durch Europäer eingeschleppt worden. Bringt doch noch jetzt fast jeder Mail-Steamer Schwindsüchtige herüber, damit sie sich noch kurze Zeit der afrikanischen Sonne erfreuen, denn nur zu bald wird ihnen klar, daß sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht haben.

Übrigens flößt diese Krankheit unsern farbigen Leuten durchaus nicht den Schrecken ein, den ein Europäer bekommen würde, wenn ihm der Arzt erklärt, er habe die Auszehrung. Sie sind so daran gewöhnt, daß sie als etwas Selbstverständliches hingenommen wird, ja sie nennen sie gradezu die „zalige ziekte“ (selige Krankheit), wohl weil sie dem Kranken Zeit läßt, über sein Seelenheil nachzudenken und noch vor Toresschluß sich zu bekehren. Die Erfahrung, die man an solchen Krankenbetten macht, bestätigt das allerdings in vielen Fällen.

So hatte ich neulich bei dem kranken Taufkandidaten Aris*) Cloete (sprich Clute) entschieden den Eindruck, daß ihn diese Krankheit mehr noch gefördert hatte als der Unterricht, den er gehabt. Viel hatte er nicht lernen können, denn er hatte nie die Schule besucht; aber mir schien sein Verlangen nach Gott aufrichtig zu sein. So habe ich ihm die Taufe nicht verweigert, obgleich noch manches in der christlichen Erkenntnis fehlte.

*) Abkürzung von Abraham.

Erwachsenentaufe im Haus

Es war eine schöne Tauffeier im Haus, das eins der ärmsten in der Gemeinde ist. Der Kranke lag doch einmal sauber gebettet, was sonst nicht immer der Fall ist, obgleich ihn seine Frau, die auch erst kürzlich getauft worden, besser besorgen könnte. Aber die ganze Familie hat bis vor kurzem ein Nomadenleben geführt, bei dem von Fortschritten in der Kultur nichts zu erwarten ist. Das kleine Haus war gedrängt voll. Ich hatte unser silbernes Taufgerät hinbringen lassen. Das bildete den einzigen Schmuck in den sonst völlig kahlen Räumen. Der Boden war frisch mit Kuhmist gestrichen. Mehr konnte man nicht verlangen.*)

Mein Text war Joh. 3, 16. Ich kleidete das Ganze in ein Gleichnis, wie es der Kranke aus seinem bisherigen Leben verstehen konnte. Wenn er vielleicht auch nicht alles begriffen hat — ach, wie schwer ist's, immer so einfach und anschaulich zu reden, wie es für diese großen Kinder nötig ist? — so zeugten doch die Tränen, die über seine Wangen liefen, davon, daß das Kind der Fremde nach Hause gekommen war zu dem Vater, den es noch nicht gekannt und der es doch so lieb gehabt hat, und ich hatte das Gefühl, als ob unsichtbar jemand an seinem Bett gesessen und ihn angeschaut habe mit großem Erbarmen.

Kirchenrat

21. Juli. — Heut abend Kirchenratssitzung.**) — Wie gewöhnlich sprach einer der Diener das Ein-

*) Wie schon im Eingang erwähnt, die gewöhnliche Art und Weise, wie hier in den Häusern der Fußboden zubereitet wird. Es bildet, wenn trocken, einen festen Boden und ist durchaus reinlich und hält im Winter außerdem warm.

**) Der Kirchenrat (Kerkeraad) setzt sich zusammen aus den Missionaren mit ihren Frauen und einer Anzahl von ihnen gewählten Gemeindevertretern, 11 Männern und 22 Frauen. Er kommt monatlich einmal zu Beratungen zusammen oder auch öfter, je nach Bedarf. Er ist gleichsam die rechte Hand des Missionars bei der Leitung der Gemeinde. Seine Mitglieder haben nicht nur den äußeren Dienst bei der Kirche, bezw. den Gottesdiensten zu versehen, sondern sie haben auch in der Gemeinde auf Zucht und Ordnung zu halten, zum Kirchenbesuch zu ermahnen, das Kirchgeld einzusammeln, Kranke zu besuchen und Gottesdienst bei ihnen zu halten, Streitigkeiten zu schlichten, den Verlorenen nachzugehen, den Missionar über alle laufenden Ereignisse in der Gemeinde zu unterrichten, Wünsche und Klagen vorzubringen usw. In ihrem Kreis finden Readmissionen und Aufnahmen neuer, von außen kommender Mitglieder statt, sowie die Prüfungen der Taufkandidaten u. a. m. Sich einen möglichst tüchtigen und brauchbaren Kirchenrat heranzuziehen, muß dem Missionar eine Hauptsorge sein, denn es wird ihm nicht nur viel Arbeit ersparen, sondern es bringt ihn auch in ganz andere lebendige Fühlung mit der Gemeinde.

gangsgebet. Einige sind immer noch zu scheu, sich daran zu wagen. Zwei Stotterer sind allerdings auch darunter — sonst brauchbare Leute, die das Herz auf dem rechten Fleck haben. Das letzte Mal überließ ich einem von ihnen das Gebet. Es war aber mehr ein unverständliches Zungenreden, wenigstens für die, die seine Sprache nicht gewohnt waren. Der liebe Gott wird es ja wohl verstanden haben.

Es kam wieder zu recht lebhaften Debatten. Man kann sich nur freuen, daß die Diener und Dienerinnen jetzt doch mehr wie früher in unseren Sitzungen den Mund auftun und damit zeigen, daß sie Anteil nehmen an allen die Gemeinde betreffenden Fragen. Freilich muß man ihnen auch Zeit zum Überlegen und noch mehr Zeit zur Aussprache lassen, auch wenn diese vielleicht etwas länger und umständlicher ausfällt, als es nötig scheint. Ungeduldig darf der Vorsitzende niemals werden, und wenn die Sitzung 3 Stunden dauern sollte, was auch gelegentlich vorkommt.

Wir suchen immer wieder ihr Verantwortlichkeitsgefühl für ihre Mitarbeit an der Leitung der Gemeinde zu wecken und zu stärken; denn ein lebendiger, tätiger Kirchenrat ist unentbehrlich für den Missionar und das beste Bindemittel zwischen ihm und der Gemeinde. Wir haben eine Anzahl recht brauchbarer Leute unter seinen Mitgliedern. Einer der eifrigsten ist der erste Lehrer an der Gehilfenschule, Ernst Dietrich. Dem kann man manches anvertrauen, und er versteht es, die Leute zu nehmen mit seiner frischen, fröhlichen Art, auch da, wo sie zu Opposition geneigt sind. Auch der erste Lehrer an der Tagesschule, Frederik Balie, ist Kirchenratsmitglied. Vor seinem Christentum und seinem Charakter muß man alle Achtung haben. Er wirkt mehr in der Stille und ist, wie jener, immer willig und arbeitsfreudig. Er ist die Demut und Bescheidenheit selbst im guten Sinn, und das ist eigentlich bei diesem Volk das sicherste Kennzeichen, ob einer wirklich ein Christ geworden. In seinen Augen leuchtet immer ein warmes Licht, der Widerschein innerer Güte und stillen Glücks.

Eine prächtige Figur ist der Senior unter den Dienern, der alte, 76jährige Ernst Viljoen (sprich Filjún). Die Last der Jahre hat seinen Rücken gekrümmt und der Pflug der Zeit sein Gesicht wie einen Acker durchfurcht. Weiß ist sein Haar, aber sein Auge hat jenen Glanz innerer Jugend, der aus einer anderen Welt stammt. Er redet langsam und bedächtig und wirkt im Verein mit seiner Frau durch das Vorbild eines christlichen Wandels

und den Einfluß einer ehrwürdigen, priesterlichen Erscheinung. Ein echter Israelit, in dem kein Falsch ist. Er trägt auch das Zeichen der Echtheit, die Demut. Er hat so etwas Abgeklärtes an sich wie alter Wein, der bald ein Jahrhundert gelagert hat.

Ein gut Teil der anderen Diener ist noch im Stadium der Gärung, und manches Trübe muß noch ausgeschieden werden. Aber Gott sei Dank, wo es überhaupt zur Gärung kommt und das innere Leben nicht stagniert.

Auch Petrus Snyder hat entschieden geistliches Leben und ist ein eifriger und brauchbarer Mann. — Jakobus Mattheï ist ein echter Hottentott, was seinen Charakter betrifft. Schon die Haltung des Kopfes verrät ein gut Teil Eigensinn. Aber er meint es aufrichtig und versteht es, den Leuten ins Gewissen zu reden. Schade, daß er halb taub ist. — Dann ist da der alte Johannes Theunis, auch schon hoch in den Siebzigern, ein „opregte Boer" (echter Bur). Die geistliche Rede liegt ihm weniger, aber er sagt im Stillen doch manch gutes Wort und die Leute haben Achtung vor ihm; denn er ist ein Mann von Erfahrung und christlichem Ernst. Er ist nebenbei unser Kutscher auf unseren Predigtfahrten nach unsern Außenstationen Greyton und Tygerhoek. — Martinus Plessis — du Plessis, wie er sich stolz zu schreiben liebt — ist mir immer noch eine problematische Natur, besonders was seine Stellung zu uns Missionaren betrifft. Er hat im ganzen eine sehr zurücktretende Art. Im gewöhnlichen Leben ist er seines Zeichens Tischler und zwar ein ganz geschickter.

Auch unter den Frauen gibt es manche brauchbare Kraft. Die innerlich geförderste ist wohl Agnes Kroneberg. Sie hat viel guten Einfluß in ihren Kreisen, hält die Gebetsvereinigungen am Leben und spricht wie ein Seelsorger, vielleicht manchmal zu viel von sich selbst und ihren Erfahrungen, aber es ist doch echt, was sie sagt. Sie hängt in alter Treue an ihren Leeraars und an ihrer Kirche — eine richtige und gediegene „Gemeinschwester" der guten alten Zeit. —

Einbruch eines neuapostolischen Evangelisten in die Gemeinde

Nach Erledigung der laufenden Mitteilungen über Ausschlüsse, Readmission, Nottaufen, Anmeldungen zur Aufnahme, Streitigkeiten, Krankheitsfälle in der Gemeinde, Beratungen über Armenunterstützung, kirchliche Angelegenheiten, Schul- und Kirchgeldfragen u. a. m. kamen wir auch auf

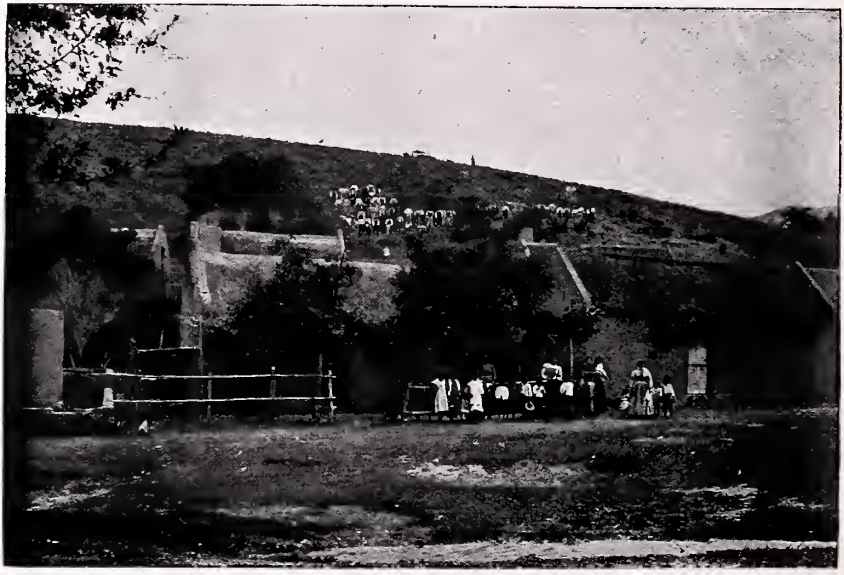
den Evangelisten der neuapostolischen Gemeinde in Claremont*) zu sprechen, der seit kurzem in unserer Gemeinde durch Hausgottesdienste usw. Propaganda für seine Sache macht. Er ist ein Deutscher aus der Lüneburger Heide, aber schon seit 30 Jahren im Land. Eins der drei Gnadentaler Mädchen, die im vorigen Jahr zu seiner Gemeinde übergetreten sind, hat ihn hierhergeschickt. Seine Absicht war, wie er mir bei einem Besuch erklärte, sich in Gnadental häuslich niederzulassen, um hier auf seinem Handwerk — er ist Maurer — zu arbeiten und zugleich, wie er auch bald eingestand, sich eine Gemeinde zu sammeln. Da ihm bedeutet wurde, daß kein Weißer sich in Gnadental niederlassen dürfe, ging er nach dem benachbarten Greyton und mietete sich da ein Haus. Seitdem kommt er von dort des Sonntags und auch gelegentlich in der Woche herüber und „arbeitet" in der Stille für seine Sache, obgleich ich ihm deutlich genug gesagt hatte, daß seine Besuche hier nicht erwünscht wären. Der weitaus größere Teil der Gemeinde scheint jedoch nichts mit ihm zu tun haben zu wollen. Der Kirchenrat war der Ansicht, daß es gut wäre, wenn ihm auch seitens der Diener der Gemeinde bedeutet würde, daß er sich lieber ein anderes Feld seiner Tätigkeit suchen solle, da er nur Verwirrung in unserer Gemeinde anrichte.

Von dem in den Versammlungen der Apostolischen Gemeinde üblichen Zungenreden ist bis jetzt hier noch nichts laut geworden. Man brauchte schließlich gar nichts gegen den Mann zu haben, wenn er nicht eben im kirchlichen Sinn separierend wirkte und neben seiner „Kirche" keine andere gelten ließe. Hat er mir doch unverblümt ins Gesicht gesagt bei seinem Besuch, alle anderen Kirchen wären das große Babel, die Verwirrung, und die Theologen das größte Übel darin. Er hat mir damals soviel Schmeichelhaftes in dem Sinn vordoziert, daß ich ihn schließlich, als es zu bunt wurde, kurzerhand hinauskomplimentierte mit dem Ersuchen, nicht wiederzukommen. Ebenso ist es ihm bei dem holländischen Geistlichen in Greyton gegangen. Wohin immer diese Leute gekommen sind hier in der Kolonie, haben sie Streit und Verwirrung gebracht und sich so anmaßend benommen, daß niemand, der einigermaßen Bildung und Takt besitzt, etwas mit ihnen zu tun haben will. Wo sie können, brechen sie in fremde Schafställe ein und nehmen daraus, was sie kriegen können, anstatt wie

*) Vorstadt von Kapstadt.

Gehilfenschule (siehe Seite 14)

Eins der Wohnhäuser der Missionare



Dorfhäuser in Gnadental

andere christliche Kirchen Heidenmission zu treiben oder, wie die Heilsarmee, zu den Entkirchlichten zu gehen. Um kirchliche Einrichtungen und Gesetze kümmern sie sich nicht im geringsten. Sie sind nach ihrer Meinung nur Hindernisse zur Seligkeit und müssen darum mit allen Mitteln bekämpft werden. Ganz unerlaubt ist es in ihren Augen, daß ein Diener des Evangeliums irgendwelche Bezahlung für seine Arbeit annehme. Er müsse wie Paulus sich mit seiner Hände Arbeit selbst das Brot verdienen. Das Gefährliche ist, daß er alle diese Gedanken in unsere Gemeinde hineinträgt und so aufhetzend wirkt. Zumal mit der zuletzt erwähnten Ansicht wird er bei vielen Eingang finden, die schon lange gar nicht oder nur mit Unwillen ihre kirchlichen Beiträge entrichteten. Urteilslos und unselbständig in religiösen Fragen, wie so viele in unserm Volk sind, werden sich manche durch den geistlichen Redefluß dieses Mannes blenden und irre machen lassen; denn reden kann er wie ein Buch, und er weiß seine Bibelkenntnis in seinem Interesse zu gebrauchen. Er tritt mit dem Anspruch auf, den „Geist" zu besitzen. Was das für ein Geist ist, beweist der Ausspruch, den er am letzten Sonntag getan haben soll, als man ihn aufforderte, doch einmal unsern Predigtgottesdienst zu besuchen: „Wenn ich anwesend bin, wird der nicht sprechen können, der die Predigt halten will; denn mein Geist ist zu stark!" Gleichwohl ist er gegangen. — Es war, als ob er den Redenden mit seinen Augen hypnotisieren wollte, so unausgesetzt fixierte er ihn. Dennoch konnte der Bruder in der Stunde mit besonderer Freudigkeit sprechen. Das kann ich mit Dank bezeugen, da ich selbst der Redende war. Das Thema war: Sünde und Gnade nach Ps. 51. Die Kirche war fast bis auf den letzten Platz gefüllt.

Was ist es doch für eine Freude, vor so einer großen Schar reden zu dürfen von dem Tiefsten und Höchsten, was ein Menschenherz bewegt! —

Wir hatten wieder an zwei Stunden zusammengesessen im Kirchenrat. Den Abendsegen mit dem Schlußgebet hielt ich wie gewöhnlich selbst.

Es ist doch kein Leichtes, so einen großen Apparat, wie unser hiesiger Kirchenrat ist, in laufender Tätigkeit zu erhalten, so daß ein Rad immer in das andere greift. Wenn wir alle bis aufs letzte Glied nur noch mehr mit dem Treibriemen der Liebe verbunden wären, von der Paulus 2. Kor. 5, 14. 15 redet!

Ein dunkles Blatt

22. Juli. — Wieder ein dunkles Blatt. — Früh um 9 Uhr kam das L—sche Ehepaar zu mir. Ich hatte lange darauf gewartet. — Die Frau, zur Abendmahlsgemeinde gehörig, war vor etwa vier Wochen von Hause weggegangen, angeblich um ihr Kind auf einem Bauernplatz in der Nähe zu besuchen. In der Nacht trifft sie auf Snydersk raal, einem einsamen Haus auf der anderen Seite des Flusses, eine Stunde von hier, mit dem alten K . . . zusammen, ebenfalls verheiratet und Abendmahlsmitglied, dem sie schon eine Zeitlang nachgelaufen, so daß man allerhand munkelte. Der frägt sie, ob sie mit ihm kommen wolle. Ja. — So gingen die zwei auf eine weiter entfernte Farm und haben dort ein paar Monate als Mann und Frau zusammen gelebt. So bekannte sie heut. Sie versicherte, die Reue habe sie zurückgetrieben, sie hätte nicht länger gegen die Stimme in ihrem Inneren streiten können. Ich hatte doch das Gefühl, daß sie sich schämte und sich ihrer Sünde voll bewußt war, und daß ihre Tränen aus dem Herzen kamen — wie oft sind es sonst nur Scheintränen bei Leuten, die ihre Schuld bekennen! Darum sprach ich ernst, aber freundlich mit ihr und machte sie auf den Zweck der Kirchenzucht aufmerksam, unter der sie nun stünde. Sie nahm es alles willig an. Ob das der alte K . . . auch tun wird? Ich werde ihn rufen lassen müssen; denn sonst wird er nicht kommen, und — die ganze Gemeinde weiß um den Fall.

Das ist der 21. Ausschluß in diesem Jahr. Man kann wohl erschrecken darüber, einen wie breiten Raum noch die Unsittlichkeit in der Gemeinde einnimmt, besonders unter dem jungen Geschlecht, obgleich über hundert Jahre an ihr gearbeitet worden. Aber man muß dabei in Betracht ziehen den gerade im Punkt der Sittlichkeit äußerst schwachen Charakter dieses Volks, die arbeitslosen Zeiten, die namentlich den jungen Leuten Gefahr bringen durch wochen-, ja monatelangen Müßiggang, und endlich nicht vergessen, daß leider auch der größte Teil der weißen Bevölkerung in der Kolonie es nicht besser macht. Wie oft sind auch gerade Weiße unsern Mädchen Verführer zur Unsittlichkeit geworden!

Die Idee der Kirchenzucht

Wenn nur in der Gemeinde selbst das Gefühl für die Schande dieser Sünde lebendiger wäre und für den Schaden, den sie selbst darunter leidet. Wenn doch mehr Verantwortlichkeitsbewußtsein wäre, um gemeinsam den Kampf gegen diese Sünde aufzunehmen! Viel

würde helfen, wenn die Idee der Kirchenzucht besser von der Gemeinde verstanden und in die Tat umgesetzt würde. Die Gemeinde hat sich gewöhnt, die Kirchenzucht als etwas zu betrachten, was lediglich zwischen dem schuldigen Teil und seinem Leeraar zu Recht besteht, was der Missionar allein verhängt und ausübt, die übrige Gemeinde dagegen nicht viel anginge. Daher wird leider noch heute die Kirchenzucht im täglichen Leben von der Gemeinde so gut wie gar nicht beachtet. Man verkehrt mit den Ausgeschlossenen gerade so, wie wenn nichts geschehen wäre, was zur Folge hat, daß auch sie sich nicht viel aus der Kirchenzucht machen und diese selbst ihre Wirkung meist völlig verfehlt.

Darum ist es immer wieder mein Bestreben, der Gemeinde, sei es in unseren Erwachsenen-Versammlungen oder im Kirchenrat, deutlich zu machen, daß alle Kirchenzucht umsonst ist, solange sie nicht die Gemeinde als ihre eigene Angelegenheit betrachtet. Nicht der Missionar ist es letztlich, der die Kirchenzucht verhängt, sondern die Gemeinde. Jener ist nur der Mund der Gemeinde; denn nicht an ihm, sondern an der Gemeinde hat sich der Sünder vergangen und an dem Herrn, dem sie dient. Und nicht der Missionar, sondern die Gemeinde hat die Kirchenzucht auszuüben im täglichen Leben, im Umgang mit solchen, die darin stehen. Solange das nicht geschieht und die Gemeinde von dieser ihrer Pflicht nicht durchdrungen ist, bleibt die Kirchenzucht ein toter Buchstabe auf dem Papier und beweist keine Kraft zur Besserung im Leben. Das hat schon Paulus erkannt — vergl. 1. Kor. 5, 9—13 — und hat demgemäß seine Gemeinde instruiert: „Tut von euch selbst hinaus, wer da böse ist!“ — Solange die Gemeinde den Sünder nicht fühlen läßt: Du hast durch dein Betragen den Namen der Gemeinde geschändet, wir können dich nicht mehr wie früher als Bruder oder Schwester ansehen, ehe du dich nicht gebessert hast, wird er von dem Ernst der Kirchenzucht auch nichts fühlen und nicht zu dem heiligen Schrecken im Innern kommen, der zu aufrichtiger Buße führt. Und wiederum, solange die Gemeinde nicht den Sünder mit der heiligen Liebe behandelt, die den Verlorenen sucht zurückzuführen, wird die Kirchenzucht nie ihr letztes Ziel erreichen, den Sünder zu dem aufrichtigen Entschluß zu bringen: Ich will mit Gottes Hilfe ein neues Leben beginnen. —

Vielleicht ist das eine zu ideale Anschauung, die durchzuführen auch eine ideale Gemeinde nötig wäre. Wohl wahr, aber das

soll uns nicht abhalten, doch immer wieder für sie zu kämpfen; denn es ist die Anschauung, zu der uns das Evangelium und besonders die neutestamentlichen Briefe nötigen. Und kein Ideal wird schließlich erreicht, wenn nicht darum gerungen und gekämpft wird mit zäher Ausdauer, und wenn es auch nie völlig erreicht werden sollte, — unsere Arbeit wird ja immer Stückwerk bleiben, — so wird doch die Gemeinde ihm allmählich näher kommen, wenn — wir nicht müde werden, die wir sie leiten sollen. — Allerdings, die Hauptsache dabei bleibt doch eine Erweckung der Gemeinde von oben her. Darum müssen wir noch viel eifriger und glaubensvoller bitten.

Ein alter Pharisäer

26. Juli. — Auf meine Aufforderung erschien heut der alte K... Mir war der Mann noch fast fremd. Selten habe ich ihn in der Kirche oder im Dorf gesehen. Auch zum Abendmahl ist er viele Jahre nicht mehr gegangen. Er ist 67 Jahre alt, ein großer, hagerer Mann mit grauem Haar und einem selbstzufriedenen Lächeln auf dem Gesicht. Als er schon die Türe geöffnet hatte, klopfte er erst ruhig seine Pfeife aus und steckte sie bedachtsam in die Tasche. Dann setzte er sich mit gewichtiger Miene und wartete, bis ich beginnen würde. Auf meine Frage, was er mir denn nun mitzuteilen habe, tat er sehr verwundert: Er wisse nicht, was ich wolle; er wäre nur gekommen, weil ich ihn habe rufen lassen. So mußte ich also deutlicher werden: Ob er sich denn nicht zu seiner Schuld bekennen wolle usw. Da tat er auf einmal ganz beleidigt: Was ich von ihm dächte; er wäre nicht einer, der seine Sünde leugnete; er wisse recht gut, daß man seine Sünde bekennen müsse; dazu wäre er ja hier. Sein ganzes Benehmen schien mir sagen zu wollen: Sieh, was für ein aufrichtiger und gerechter Mann ich bin, auch da, wo ich gefehlt habe. Als ich ihn jedoch weiter fragte, ob er denn auch einsähe, daß er durch seinen Fehltritt sich an der ganzen Gemeinde und besonders an der Abendmahlsgemeinde schuldig gemacht habe, indem er einen Schandfleck auf sie geworfen, zeigte er sich völlig verständnislos, ja beinahe entrüstet über solche Behauptung und hielt mir einen Vortrag des Inhalts: Jeder ist nur an sich selbst schuldig. Was er tut, geht den anderen nichts an.

Echt Hottentotte! Wie viele denken ebenso. Es fehlt noch überall das Gefühl der Zusammengehörigkeit als Gemeinde auf religiös sittlichem Gebiet, das Bewußtsein der gegenseitigen Ver-

antwortlichkeit und die Erkenntnis, daß die Schande des Einzelnen auch die der Gesamtheit ist, und daß jedes schlechte Beispiel eine Gefahr für andere bedeutet.

Es war schlechterdings nichts mit dem Manne anzufangen. Ich versuchte, ihm ans Herz zu greifen mit Hinweis darauf, daß er so lange nichts mehr auf Gottes Wort und Sakrament gegeben, und daß wohl da der tiefste Schade seiner Seele zu suchen sei. Vergebens. Immer dasselbe überlegene, selbstzufriedene Lächeln: „Ja ik weet! Ik is goed geleerd! Ik kom ver vandan!" Mit anderen Worten: Was willst du mich lehren? Ich weiß alles und habe mehr Erfahrung wie du!

Ich mußte es für diesmal aufgeben. Er gehört noch zu den „Gesunden, die des Arztes nicht bedürfen". — Der Baum der Selbstgerechtigkeit fällt nie auf den ersten Streich. Und wenn ihn jemand ein Menschenalter gepflegt und gedüngt hat, daß er schließlich so stark geworden ist, daß sein Stamm die Seele ausfüllt und seine Wurzeln das ganze Leben durchziehen, dann ist es meist unmöglich, ihn zu fällen. — Dafür sind die Pharisäer in Jesu Tagen das schlagendste Beispiel.

Eine, die der Tod vergessen hat

27. Juli. — Durch unsere Straßen schreitet der Tod. — Er klopft hier an eine Tür und da an eine. — Kleine Kinder folgen ihm in Scharen von Jahr zu Jahr. Manche Mutter weint um sie bittere Tränen. Mehr noch sehen ihnen mit einem Seufzer der Erleichterung nach: Ein Esser weniger am Tisch — und sie trösten sich schnell damit: Sie sind drüben besser versorgt als hier. Und wirklich, in vielen Fällen muß man sagen: Gott sei Dank, daß das Kind geholt wurde! Es würde früh verkümmert sein in dieser Luft und Umgebung. Wieviel Kinder wachsen hier im Land ohne Schule, ohne christlichen Unterricht zu Hause auf, oft auch ohne getauft zu sein. Es ist wahr, die Zeiten sind noch immer schwer, und viele können das Schulgeld nicht mehr auftreiben, weil sie monatelang ohne Verdienst gewesen sind. Aber bei vielen liegt es doch daran, daß sie kein Pflichtgefühl den Kindern gegenüber haben und ihnen keine christliche Erziehung geben, weil sie selbst mit dem Christenleben bankerott gemacht haben. —

Und all die Kinder der Schande, die hier keinen Vater, oft nicht mal eine Mutter haben — wahrhaftig, wenn man es immer wieder vor Augen sieht, wie das Gift der Elternsünde in ihrem

Leben weiterfrißt und sie schließlich auf denselben Weg des Lasters treibt — man könnte sich fast freuen über jedes, das im zarten Alter abgerufen wird zu dem, der einst über die Kleinen seine schützende Hand gebreitet hat. —

Durch unsere Straßen schreitet der Tod. — Er holt die Versorger der Familie und manche Mutter, die hier noch so nötig schien, mitten aus den Jahren der Kraft und aus der Lebensarbeit. — Es sind immer achtzig bis hundert in der Gemeinde, klein und groß, die im Lauf des Jahres seinem Zuge folgen. —

Auch unter den Alten räumt er auf in diesen Wintermonaten, wo der Sturm die trockenen Äste von den Eichen auf der Werft bricht und in die Häuser Kälte und Regen treibt. — Nur an der kleinen Hütte der alten Christiane Julius geht er immer wieder vorbei, und doch ist sie bald neunzig Jahre und hat des Lebens Last und Mühsal reichlich getragen. Der Tod scheint sie vergessen zu haben. — So oft ich bei ihr bin, muß ich an das alte abgezehrte Mütterchen denken auf Spangenbergs Bild „der Zug des Todes", wie es vom Alter gekrümmt an der Wegseite sitzt und flehende Hände ausstreckt nach der Knochengestalt im flatternden Gewand. Aber die geht vorüber, als hörte sie nicht die zitternde Bitte: „Erlöse mich doch! Nimm mich doch mit!" — als sähe sie nicht, daß da jemand auf sie wartet schon jahrelang — und hinter der unheimlichen Gestalt der lange Zug, ein Zug ohne Ende, und so viele darunter, die — ach so gern — noch lange gewartet hätten. —

Wie manches mal habe ich so die Oumajane,*) wie sie die Leute nennen, auf ihrem Bett sitzen und auf meine Frage, ob sie nicht gern sterben würde, bittend ihre mageren Hände ausstrecken sehen: Ach, myn lieve vaderdje, kom toch haast, als belief! Ik kan toch niet meer wacht'!**) — Sie ist selbst schon nicht viel mehr als Haut und Knochen, und ihr Geist ist längst ins Kinderland zurückgekehrt. —

Wenn man zu ihr kommt — das kleine Haus mißt kaum fünf Schritt in der Länge und ist wohl das ärmste in der ganzen Gemeinde — muß man sich erst an den beizenden Qualm, der vom Herdfeuer in der Vorkamer aufsteigt, und dann an die

*) Sprich: Aumajane, Zusammenziehung aus Oude ma Christiane. Ouma, soviel als: Alte Mutter, Großmutter.

**) Ach, mein liebes Väterchen, komm doch bitte, bald! Ich kann doch nicht mehr warten.

Dunkelheit in dem angrenzenden Schlafraum gewöhnen, denn dieser erhält nur durch eine handbreite Luke ein schwaches Dämmerlicht, und wenn es kalt wird auch diese noch mit alten Lumpen zugestopft. Man kann sich kaum umdrehen, ohne irgendwo anzustoßen, und doch steht nicht mehr darin als ein kleiner wacklicher Tisch, ein Stuhl, ein Kasten und etwas Geschirr.

Allmählich wird man im Hintergrund das Bett gewahr, auf dem sie nun schon über Jahr und Tag liegt. Dann bewegt sich ein dürrer Arm, und ein uraltes vertrocknetes Gesicht kommt in die Höhe, umrahmt von einer unbeschreiblichen grauen Haarwildnis. Stumpf und glanzlos blicken die Augen ins Leere, als suchten sie etwas. — Es ist ein unheimliches Bild für einen, der es zum erstenmal sieht, wie das der Hexe in Hänsel und Gretel, oder wie ein altes Drudenweib, das nur noch durch ihr Dasein an längst vergangene Zeiten erinnert und wie ein Gespenst aus anderer Welt aus dem Dunkel ihrer Höhle auftaucht. —

Jetzt rede ich sie an und frage, wie es ihr geht. Die Augen sind schon etwas trübe, daß sie mich nicht gleich erkannte. Aber den Klang der Stimme kennt sie wohl. Allmählich kommt ihr Geist zurück, der wohl in weiter Ferne weilte — in dem Land der Sehnsucht. — Die erloschenen Augen gewinnen wieder Leben. — Eine abgezehrte Knochenhand streckt sich nach mir aus. — Ein nackter Arm, wie ein Knotenstock, dessen Rinde längst vertrocknet ist, wird sichtbar, und unartikulierte Freudenlaute kommen aus dem zahnlosen Mund, die sich endlich zu Worten formen und ihre Dankbarkeit ausdrücken sollen und sich immer wiederholen, bis ich ihr in die Rede falle und ihr etwas vom Heiland sage, von dem guten Hirten, der das alte kranke Schaf schon nach Hause tragen wird, wenns Abend geworden, der es sicher nicht vergessen hat — ganz so, wie man eben mit Kindern spricht. —

Dann kommt noch mehr Leben in die starren Augen und sie blinken wie zwei blinde Fensterscheiben in einem verfallenen Häuschen, in denen sich die Abendsonne spiegelt.

Nun fängt sie selber an von ihrem „Heilandje" zu erzählen, wie er oft leise zu ihrer Kammer hereinträte, sich auf ihren Bettrand setzte, mit ihr spräche und mit ihr spielte und dann plötzlich wieder verschwände, wenn sie nach ihm greifen wollte, und was sie alles im Traum gesehen. — — Ich höre es geduldig an, bis es doch etwas zu bunt wird und ich sie unvermittelt frage: „Nu,

ouma, hoe is het nog met de eetapteek?"*) — denn ich merkte wohl, wie sie schon lang verstohlen nach dem Korb geblinzelt, den die Jufvrouw**) in der Hand hielt. Sie weiß schon, wenn die Jufvrouw kommt, dann fällt auch gewöhnlich etwas für den Magen ab. —

Sie hat sich nicht getäuscht. — Erst ein paar Lamoenen.***) — Schnell verschwinden sie unter der Bettdecke mit einem listigen vielsagenden Blick nach draußen, wo ihre Tochter und Enkelin sitzen. Daß die es ja nicht sehen, denn sonst ist sie ihrer Schätze nicht sicher.

Dabei bewegt sich noch etwas anderes unter der Bettdecke, und ein deutliches Piepen gibt zu erkennen, daß da noch weitere Lebewesen verborgen sind. —

Richtig, da werden sie sichtbar: zwei oder drei Kücken stecken neugierig ihren Kopf heraus, mit denen die Alte ihr Nest teilt, um sie warm zu halten und hat doch selber keine Wärme mehr. —

Und da kommt noch etwas Lebendiges zum Vorschein: Ein Bündel Lumpen, das bewegt sich geheimnisvoll und piept auch auf seine Weise. — Wahrhaftig, sie haben ihr den jüngsten Urenkel zugeschoben — leider auch so eine arme vaterlose Waise — und die Alte selbst hat sich doch ihrer Lebtage in Ehren gehalten. — Vielleicht soll er sie wärmen, aber mir scheint, er friert und hungert ebenso.

Nun wir wollen wenigstens der Alten helfen. Der Säugling würde unsere Delikatessen doch verschmähen. — Armes Wurm! —

Also, Ouma, schau! Hier kommt noch mehr! Eine ganze Tüte Pampoenkoekis,†) extra für ouma aufbewahrt vom letzten Mittagessen. —

Bei dem Anblick solcher Leckerbissen lacht freilich jedes Hottentottenherz. — Der Alten Augen funkeln beinah vor Gier. — Wahrscheinlich haben sie sie wieder lange hungern lassen. Sie werden zwar auch nicht viel zu beißen haben, die beiden Jungen. — Hastig greift sie nach der Tüte, wie sich ein Raubvogel auf seine Beute stürzt, und schlingt mit wahrem Heißhunger einen Kuchen

*) Nun, Großmutter, wie steht es noch mit dem Appetit?

**) So wird die Frau des Missionars von den Leuten genannt.

***) Orangen, die in den Wintermonaten Juli und August reifen (sprich: Lamunen).

†) Kleine in Fett gebackene Kuchen von Kürbisbrei und Mehl, sehr schmackhaft und beliebt. Sprich: Pampunkukis.

nach dem andern herunter; beide Backen sind voll, daß sie kein Wort mehr sprechen kann. — Nie habe ich jemand mit solcher Gier essen sehen. — Endlich ist das letzte verschwunden. — Ich mußte unwillkürlich an die sieben mageren Kühe denken in Pharaos Traum, die die sieben fetten fraßen und „man merkte es ihnen doch nicht an, daß sie die gefressen hatten". —

Nun noch ein paar Stücke Malzzucker für den Husten. — Auch sie sollten erst gleich denselben Weg gehen. Aber mit einiger Mühe überreden wir die Alte, sie für den Fall der Not aufzuheben. Sie wandern ebenso unter die Bettdecke zu Apfelsinen, Kücken und Säugling. —

Zoo, ouma, nu het je toch mal weer lekker geëet! Hier is nu nog een oulap (Penny) voor sneuf!*)

Wie strahlt da wieder ihr Gesicht — beinah wie die liebe Sonne draußen! — Wirklich, die Dose war schon wieder leer. — Auch sie hat ihren Platz bei der Piepfamilie unter der Decke. —

„Ouma", sage ich und mache ein sehr bedenkliches Gesicht — denn ich weiß, daß ihr Sneuf Ein und Alles ist — „vielleicht kommt der Tod deshalb noch nicht, weil Ouma's Herz noch zu sehr am Sneuf hängt." —

Erst sieht sie mich verständnislos mit offenem Munde an, dann dämmerts ihr und sie macht ein ganz erschrockenes Gesicht, das so komisch wirkt in seiner verzweiflungsvollen Tragik, daß ich lachen muß. — Da versteht sie, daß es nicht so ernst gemeint und lacht ebenfalls. —

Nein, Ouma, ich werde dir deine einzige und letzte irdische Freude nicht nehmen, und ich denke, dein Pape — so nennt sie den lieben Gott — wird auch ein Auge zudrücken. —

Aber nun müssen wir gehen. Es ist nicht geraten, allzulang in diesem Raum zu bleiben, denn sauber, leidlich sauber ist's hier eigentlich nur dann, wenn ich komme, ihr das Abendmahl zu reichen. Dann ist auch der Fußboden in der kleinen Vorkamer frisch mit Kuhmist gestrichen, der freilich nicht jedesmal schon ganz getrocknet ist. — Doch das schadet nicht. —

Diese Feier ist immer ein besonderer Lichtpunkt in dem Dämmerleben der alten Christiane, nach dem sie schon lange vorher ausschaut. — Dann ist sie auch festlich angetan und läßt alle kindischen Redensarten. Dann sitzt sie still und voll Erwartung auf ihrem

*) So, Großmutter, nun habt ihr doch mal wieder gut gegessen! Hier ist nun noch ein Penny für Schnupftabak!

Bett, das alte Gesicht von einem weißen Kopftuch umrahmt. — Ich muß ihr selbst den Kelch an die Lippen führen, denn die Hände zittern ihr zu sehr vor Schwäche und innerer Aufregung. Zum Schluß, nachdem der Segen erteilt, faltet sie noch einmal die Hände und singt mit ihrer dünnen zittrigen Stimme solo einen Vers:

Zou'k dan niet recht vroolyk zyn?*)
Hier verzacht Hy al myn pyn,
En na't einde dezer dagen
Zullen my zyn eng'len dragen
In myns Herders arm en schoot:
Amen, myn geluk is groot!

Ja, ich glaube, dann fühlt sie sich schon halb im Himmel, wenigstens liegt so ein Schein der Verklärung über ihren Augen, wie er auf Kinderaugen ruht, wenn sie vor der Weihnachtsstube stehen und durch die Ritzen der Tür schon helles Licht dringt und sie wissen: Nun dauerts nicht mehr lange, dann dürfen wir hinein. —

Arme Alte, wie lang wirst du noch warten müssen! Wie oft noch in stiller Nacht die welken Hände bittend ausstrecken: Komm doch endlich und hol' mich heim! — —

Und immer wieder dämmert ein neuer Tag herauf, scheint das fahle Morgenlicht durch die kleine Fensterluke und sieht dasselbe Bild. —

Und durch die Straßen schreitet der Tod und klopft hier an eine Tür und da an eine und verläßt kein Haus allein. — Nur an der kleinen Hütte der alten Christiane geht er beharrlich vorbei, als sähe er sie nicht. — Ob er sie wirklich vergessen hat? — —

Und sie möchte doch so gern sterben, so lebensgern! — Ich glaube, das wäre ihr noch lieber als Sneuf und Apfelsinen und alle anderen Leckerbissen. — —

Es wäre der schönste Tag in ihrem Leben, wenn endlich, endlich der große Kinderfreund seinen Boten schickte: Nun geh' und hol sie mir! — — — —

Hausbrand und andre Brände

30. Juli. — Heut früh ist in der oberen Klipperstraße ein Haus abgebrannt. Seit 35 Jahren wußte man von keinem Hausbrand mehr in der Gemeinde. Darum haben wir's auch noch nicht bis zu einer Feuerwehr gebracht.

*) „Sollt ich nun nicht fröhlich sein" usw.

Natürlich waren eine Menge Menschen da, aber nur wenige halfen wirklich. Gut, daß kein Wind ging, sonst hätte die ganze Reihe abbrennen können, weil grade dort die Häuser eng beieinander stehen. Man muß sich wundern, daß hier nicht öfter Feuerschaden entsteht, denn die Häuser haben meist Dächer aus Ried, die nach innen offen sind; überall zieht es, die Feuerstelle oder der Herd ist ebenfalls offen, ohne jede Schutzvorrichtung. Die Kinder spielen dabei, und die Vorsicht ist nicht allzu groß.

Trunksucht und Enthaltsamkeitsverein

Gefährlicher noch sind die Feuer des Lasters und der Sünde, die in den Tiefen der Seele ihren Herd haben und in vielen Häusern im Verborgenen brennen. Wo sie ausbrechen, da zünden sie auch die Nachbarhäuser an und laufen die Straße lang, daß man kaum mehr ihrer Herr werden kann. Sie sind das Verderben einer Gemeinde, die Feuer der Zungensünden, der Unkeuschheit, der Trunksucht u. a. m. Der bessere Teil der Gemeinde hat das erkannt und die Gefahr gesehen, die da der ganzen Gemeinde droht. Sie haben angefangen, sich zu einer Feuerwehr zusammenzuschließen, zunächst gegen die Trunksucht und gegen die Unsittlichkeit. — Unser Enthaltsamkeitsverein — im Anfang dieses Jahres gegründet — zählt gegenwärtig etwa 80 Mitglieder männlichen und weiblichen Geschlechts. Ernst Dietrich, der ihn leitet, hält ihn bis jetzt gut im Zug. Ich setze große Hoffnung auf ihn; denn zum mindesten ist er ein Zeugnis in der Gemeinde, dem — zunächst von den meisten widersprochen wird. Er wirkt wie eine verkörperte Gewissensstimme, wie ein Stachel, der immer wieder gelegentlich sticht, und das ist gut. Der Verein sucht durch Unterhaltungsabende oder Konzerte auch etwas zu bieten, macht sich so bekannt, und hie und da wird doch auch auf die Weise ein neues Mitglied gewonnen. Ich denke, er wird sich im Lauf der Zeit durchsetzen und an Einfluß gewinnen. Aber viel Geduld und zähe Ausdauer wird nötig sein und nicht am wenigsten anhaltendes Gebet; denn „diese Art fährt nicht aus, denn durch Beten und Fasten". Wo das Feuer der Trunksucht schon jahrelang gebrannt hat, ist es schwer so zu löschen, daß keine heimliche Glut zurückbleibt, die eines Tages doch wieder zur Flamme wird.

Wenn nur der Bauernwein nicht so sündhaft billig und schlecht hierzulande wäre. Und solange sich die Farmer nicht um die Gesetze kümmern und ruhig ihren minderwertigen Wein in beliebigen Mengen an braune Leute verkaufen oder sie nach alter

Weise damit an Stelle von Lohn für ihre Arbeit bezahlen, werden immer wieder viele der Versuchung zum Opfer fallen; denn wenige sind charakterlich stark genug, ihr zu widerstehen wie der Christian Pieters in Zevenfontein, dem sein Baas, nachdem er dem Trunk entsagt, eines Tages ein Glas Wein anbot und ihm 10 Shilling versprach, wenn er es trinken wolle. Er dankte, schob Glas und Geld von sich und sagte einfach: „Neen, Baas kan mes de geld behou', ik zal geen droppel drink'."*) — Den hat sein Weib soweit gebracht durch ihr — Gebet. Aber es hat Jahre gedauert. Und dann jener andere, auch ein Gnadentaler, — mir ist im Augenblick sein Name entfallen, — der hatte auf dem Bauernplatz, wo er beschäftigt war, eine Zeitlang an einer Stelle zu arbeiten in der Nähe des Weinkellers, wo ihm der Wind immer wieder den verlockenden Weingeruch in die Nase trieb, daß er schließlich fühlte, wie wankend alle seine Enthaltsamkeitsgelübde wurden und wie das Verlangen nach einem Glas Wein immer mächtiger in ihm wurde. Was tat er? Er ging zu seinem Baas und bat ihn, er möchte ihn doch lieber an einer anderen Stelle beschäftigen, wo er diesem Geruch nicht ausgesetzt wäre. Der Bauer war zum Glück verständig genug, seinen Wunsch zu erfüllen.

Gewöhnlich geben die Weißen im Land den Farbigen auch in diesem Punkt das schlechteste Beispiel. Am schlimmsten ist es in den Tagen um Neujahr und Ostern. Dann feiert der Trinkteufel im ganzen Land seine Orgien, und manch einer opfert ihm in der Zeit, der sich sonst das Jahr über nüchtern hält.

Wir stehen beständig im Kampf gegen diesen Erbfeind. Aber wie schwer ist's, ihm eine Beute wieder zu entreißen, die er einmal gefaßt hat, und ist es wirklich geglückt, dann hat die Seele oft schon so Schaden gelitten, daß eine tiefgreifende Erneuerung kaum mehr möglich ist, oder sie ist doch wenigstens ein Prozeß, der sehr langsam vor sich geht wie die Genesung nach einem langen, chronisch gewordenen Leiden, und irgendwelche Spuren des früheren Lasters bleiben fast immer zurück. Sie zeichnen das Antlitz wie die Narben nach überstandener Pockenkrankheit. —

Folgen der Trunksucht

Ein schlagendes Beispiel dafür ist mir Stephanus Prinz in Zevenfontein, ein verheirateter Mann in den besten Jahren. Er war lange Zeit

*) Nein, Baas kann das Geld behalten. Ich werde keinen Tropfen trinken.

ein Sklave des Trunks und war in trunkenem Zustand einem wütenden Stier gleich, der beim geringsten Anlaß mit blutunterlaufenen Augen auf den Gegenstand losgeht, der ihn reizt, um ihn auf die Hörner zu nehmen, ein Mann, in dessen Augen man nie einen freundlichen warmen Strahl sah, und der offenbar nicht lachen konnte, wenigstens habe ich ihn nie fröhlich und harmlos lachen sehen. Seine Frau, ein zartes Wesen mit ganz europäischen Gesichtszügen, zitterte vor ihm und hat viel in der Stille gelitten, denn wenn er getrunken hatte, war die Hölle im Haus. — Ach wieviel Frauen gibt es in diesem Volk, die dies ihr Hauskreuz nimmer ablegen und es entweder in stillem Heldenmut tragen oder früh darunter zusammenbrechen, wenn sie nicht schließlich demselben Laster verfallen. — Aber Agnes hat doch immer wieder verstanden, ihren Mann zu nehmen und in Geduld an ihm zu arbeiten. Lange schien freilich alles vergeblich, auch unsere Bitten und Ermahnungen. Schließlich kam er wegen einer in der Trunkenheit begangenen groben Ausschreitung unter Kirchenzucht, und zwar hat seine Frau selbst darum gebeten, daß er ausgeschlossen würde, weil sie fühlte, daß ihm das heilsam sein werde. Er beugte sich auch darunter, aber mehr wie ein Stier, der nur unwillig seinen Nacken dem Joch hinhält. —

Ein schweres Sterben

Das war vor reichlich drei Jahren. Bald darauf wurde einer seiner beiden Trinkfreunde, die mit ihm in der gleichen Verdammnis waren, sterbenskrank. Er war seinerzeit wütend von mir weggegangen, die Tür hinter sich ins Schloß werfend, und hat sich seitdem auf den Bergen und auf Bauernplätzen herumgetrieben, bis er eines Tages als ein siecher Mann nach Hause kam. Nun lag er auf dem Sterbebett, erst noch lange fluchend und mit Gott und Menschen hadernd. Das Fluchen war ihm zur Lebensgewohnheit geworden. — Schließlich ließen mich die Angehörigen zu ihm rufen. Es war kein leichter Gang und schwerer noch, an das Herz dieses alten Sünders zu kommen. Endlich kam er so weit, daß er seine Schuld erkannte und um Verzeihung für sein Betragen bat, worauf hin ich ihn readmittierte.

Er hatte viel zu leiden. Der Leib und alle Glieder waren angeschwollen, da Wassersucht hinzugetreten war. Der starke Körper kämpfte tagelang gegen den Tod mit aller Kraft, mehr noch die Seele, die mit allen Banden an dies Leben gefesselt war und sich doch unaufhaltsam vorwärtsgeschoben fühlte auf dem Weg zum

Richter. — Nie habe ich ein solches Ringen mit dem Tode gesehen, ein solches Sichstemmen der Seele gegen das unvermeidliche Verhängnis, das mit jeder Stunde näher schreitet. — Wie habe ich da meine Ohnmacht als Seelsorger gefühlt! Ich konnte ja nichts anderes tun als ihn immer wieder auf das Kreuz des Heilands weisen. — So mag der arme Schächer gefühlt haben, als er in seiner Not bat: Herr, gedenke an mich! — Auch er bat um Gnade, aber ich weiß nicht, ob wirklich voller Friede in sein Herz eingezogen ist. Er kam zu keiner Ruhe. Immer wieder bäumte sich der alte Mensch in ihm auf, und es war, als ob eine unsichtbare Hand ihn an der Kette hielt und als ob eine höhnende Stimme sagte: Ich laß dich doch nicht los! Du bist mein mit Leib und Seele! — Es war ein verzweiflungsvolles Ringen mit den Mächten der Finsternis, das einen im Innersten erschütterte. — Und doch will ich glauben, daß sich Gott auch dieser armen Seele noch erbarmt hat. —

Als es zum Letzten kam — man hatte ihn auf einem armseligen Strohlager am Fußboden mit dem Rücken an die Wand gebettet, denn er rang beständig mit Atemnot — kniete sein Freund Stephanus neben ihm und trocknete ihm den Schweiß von der Stirn. — In abgebrochenen Sätzen sprach der Sterbende zu ihm. Ich habe nicht alles verstehen können, nur dies, daß er immer wieder sagte, wie schwer das Sterben sei, wenn man auf dem Weg gewesen, auf dem er war. — Er hätte es nicht erst zu sagen brauchen. Dies Sterben redete genug davon. —

In der Stunde hatte Gottes Hand beide Sünder erfaßt, den Sterbenden und den Lebenden. Jener ging hin vor seinen Richter, dieser ins Leben zurück mit dem Vorsatz, nicht mehr zu trinken. Ich glaube, er hat sein Gelübde gehalten. Freilich der Doktor hat ihm auch alle geistigen Getränke aufs strengste untersagt. — Seine Frau hat in der Stille weiter gearbeitet. So haben wir ihn nicht nur readmittieren können, sondern hatten auch die Freude, daß er sich zur Konfirmation meldete. Er gehört jetzt zur Abendmahlsgemeinde und hat sich seither gut gehalten. — Aber die Spuren seines früheren Lebens, seines leicht erregbaren Jähzorns, werden wohl immer seinem Gesicht aufgeprägt bleiben. Was ich bei ihm suche und nicht finde, ist jener warme Strahl der Freude, inneren Glücks und Friedens in seinen Augen, der mir stets als ein Kennzeichen völliger Umwandlung erschienen

ist. Auch die richtige Demut scheint mir noch zu fehlen, sonst wäre er wohl schon dem Enthaltsamkeitsverein beigetreten. —

Jungfrauenverein

Unser Jungfrauenverein — zum Kampf gegen die Unsittlichkeit gegründet — ist noch mehr ein Blümchen, das im Verborgenen blüht, ein bescheidenes Veilchen am Wegrand, an dem man aber doch seine Freude hat und das sich, will's Gott, auch weiterranken wird im Lauf der Zeit. Wir wollen es nur fleißig begießen durch treue Fürbitte und ermunternden Zuspruch.

Kindersegen

1. August. — Unter den neun Kindern, die heut getauft wurden, war auch das Kling'sche Zwillingspaar. —

Ich sehe noch den alten Vater Leopold in meine Stube kommen und mir mit mehr bekümmertem als freudigem Angesicht beichten, daß er wieder Vater geworden und zwar gleich doppelter. Daß er nicht grade himmelhoch jauchzend über diesen unerwartet reichen Gottessegen war, kann ich ihm nicht übelnehmen, denn 22 Kinder ist ein beängstigender Rekord; und dabei ist er selber bald 70 Jahr, und abgesehen von aller anderen Armut, die in dem kleinen Häuschen herrscht, hat seine Sara schlechterdings nicht mehr Kräfteüberschuß genug — obgleich sie fast dreißig Jahre jünger ist wie er — daß sie gleich zwei auf einmal auffüttern könnte. Ich versprach dem gebeugten Vater, ihm in seiner Not zu helfen, soweit es in meinen Kräften stünde, worüber sich seine besorgten Mienen sichtlich erhellten.

Mit einem Seufzer der Erleichterung nahm er damals Abschied, um den Kampf mit seinen zwei jüngsten Sprößlingen in Gottes Namen aufzunehmen. Ja, ja, Vater Leopold, es hilft dir nichts, so alt du auch geworden bist! Nun heißt es noch einmal Kinder puscheln und deiner Sara zu Hilfe springen, wenn Not am Mann! Denn das kann sie von dir erwarten, daß du die Bürde mit ihr teilst!

Er scheint sich meine Ansprache auch wirklich zu Herzen genommen zu haben, wenigstens ist es kein seltener Anblick, den alten grauhaarigen Mann mit einem der zappelnden Zwillinge im Arm zu sehen, ihn mit väterlicher Fürsorge behandelnd und besänftigend, während seine Sara den Hunger des anderen zu stillen sucht, so gut es geht.

Wir haben ihnen einen Packen Babywäsche geschickt, der ihnen aus dem Gröbsten heraushalf, und auch noch eine weiße Tauf-

bluse für die Mutter, in der sie heute stolz die beiden kleinen Heiden übers Taufwasser hielt.

Übrigens gibt es doch noch einen in der Gemeinde, der besagtem Vater Leopold an Kindersegen über ist. Das ist sein Namensvetter, der alte Josua Kling drüben in Koornlandskloof.*) Der hat's in seinem reichgesegneten Leben auf 28 gebracht. Aber er hat auch die Mittel dazu, seine Nachkommenschaft durchzufüttern. Er hat das Antlitz eines Patriarchen und besitzt die stattlichste Schaf- und Ziegenherde im ganzen Dorf.

Überhaupt ist Kinderreichtum hier nichts Seltenes. Manche Familie wird mit einem Dutzend und mehr gesegnet. Aber freilich sterben dann die meisten in frühem Alter. Oft bleibt nur eins oder zwei übrig. —

Kindertaufe Jeden ersten Sonntag im Monat ist Kindertaufe, und es kommt kaum vor, daß einmal keine Täuflinge angemeldet werden. Gewöhnlich sind es ihrer sechs bis zehn, oft mehr, die die Taufe empfangen. — Die größte Zahl, die ich auf einmal taufte, war 35. Da mußte vorher ordentlich Sitzprobe gehalten werden, sonst hätte es eine heillose Verwirrung mit den Namen gegeben. Das Konzert der 35 Säuglinge während der Taufe war erhebend! Aber es war doch sonst eine schöne Feier, die würdevoll verlief. Öfters kommt es vor, daß Kinder von vier oder fünf Jahren getauft werden. Die betrachten dann zuweilen den ihnen dunklen Vorgang mit mißtrauischen Blicken, wenn sie nicht gar Anstalten machen, um davon zu laufen, weil ihnen bänglich wird. Mehr als einmal habe ich es erlebt, daß der Vater seinen obstinaten Täufling mit Gewalt zum Taufwasser bringen mußte. Als ich bei einer solchen Gelegenheit die Eltern hinterher fragte, warum denn ihr Kind so bang gewesen sei, sagten sie: „Ons weet nie! Wy hebben hem toch voor de doop gezegd: Pas op! Als je stout is, zal je de Heer somma slaan!"**) Nun hatte ich ja des Rätsels Lösung. Heiliger Unverstand! —

„Taufsprechen" Hier ist noch die Sitte, daß die Eltern, wenn sie sich nach der Taufe beim Missionar bedanken kommen, für jedes Kind 3 Pence Taufopfer bezahlen. Auch das sogen. Taufsprechen mit den Eltern am Sonnabend nachmittag

*) Eine „Wyk" in Gnadental.

**) „Wir wissen nicht! Wir haben ihm doch vor der Taufe gesagt: Paß auf! Wenn du ungezogen bist, wird dich der Herr (Missionar) gleich schlagen!"

Schulkinder

Ausdreschen des Getreides auf der Trappfloer (siehe Seite 213)

Der Gnadentaler Kirchenrat

vor der Taufe halten wir noch aufrecht. Das ist eine gute Gelegenheit, sie auf die Heiligkeit der Handlung und auf den Ernst des Taufgelübdes aufmerksam zu machen, mit ihnen über ihren eigenen Wandel und ihre Kindererziehung zu sprechen und sie zur Selbsteinkehr und Buße zu ermahnen im Sinn des Wortes: Heiliget euch auf morgen!

Nottaufen

Auch Nottaufen in den Häusern werden immer eine ganze Reihe im Lauf des Jahres gehalten. Das ist ein eignes und schwieriges Kapitel, über das sich viel für und wider sagen ließe. Immer wieder habe ich die Überzeugung gewonnen, daß viele der Taufe, und speziell der Nottaufe, eine Art magischer Wunderwirkung, ja sogar heilender Kraft beimessen und sich damit begnügen. Es fehlt in vielen Fällen das Verantwortlichkeitsgefühl der Eltern im Blick auf die durch die Taufe bedingte christliche Erziehung der Kinder, und damit auch die Erkenntnis, daß ein Kind eigentlich nicht zur Taufe zugelassen werden kann, solange die Eltern selbst keinen christlichen Wandel führen und darum auch keine Gewähr bieten, daß sie es mit ihrem Taufgelübde*) ernst nehmen. Wie kann man z. B. immer wieder in einer Familie Kinder taufen, wenn die Eltern schon die früheren Kinder ohne Schulunterricht haben aufwachsen lassen und ihnen selbst zu Hause das traurigste Beispiel geben?

Das suchte ich kürzlich einer Frau klar zu machen, die der Ansicht war, sie hätte ein Recht auf die Kindertaufe, wenn nur das Kirchgeld bezahlt wäre. Ich sagte ihr, die Taufe ebenso wie das heilige Abendmahl wäre nicht etwas, das gekauft werden könne. Das hätte überhaupt zunächst nichts mit dem Kirchgeld zu tun, es sei denn, daß einer, der in dem Punkt nachlässig oder unwillig sei, auch nicht die christliche Gesinnung habe und die Stellung zu seiner Kirche, die man bei Eltern voraussetzen müsse, die ein Kind taufen lassen wollen.

Wir müssen uns m. E. immer die Freiheit wahren, einem Elternpaar die Taufe ihres Kindes zu verweigern, selbst wenn das Kirchgeld voll bezahlt ist, falls sie durch ihr Betragen kund tun, daß sie selbst nicht nach Gott fragen und darum auch das

*) Die betreffende Frage des Liturgus im Formular der Kindertaufe lautet: Liebe Eltern! Ich frage euch vor Gott dem Herrn und vor der Gemeinde als Zeuge: Gelobt ihr, dies Kind zu erziehen in der Lehre und Ermahnung des Herrn, und ihm mit Wort und Wandel ein gutes Vorbild zu geben? Was ist eure Antwort? — (Eltern: Ja.)

Kind nicht nach bestem Gewissen im Geiste Jesu auferziehen werden. Sonst wird das Taufgelübde eine leere Formel und die Taufe selbst entheiligt. Sollte wenigstens der eine Teil der Eltern ein aufrichtiger Christ sein, so darf man selbstverständlich nicht etwa um des anderen gottlosen willen die Kindertaufe verweigern. Aber auch, wo sie verweigert wird, sollte dies nur nach vorhergegangener ernster seelsorgerlicher Unterredung und im wiederholten Fall zu Recht bestehen, wobei immer das Ziel im Auge behalten werden muß, die betr. Eltern nicht zu verbittern und noch weiter dem Christentum und der Kirche zu entfremden, sondern ihnen die Notwendigkeit einer ernsten Selbstprüfung und einer Probezeit zur Besserung nahezulegen. Auch ist es geraten, in solchen Fällen erst den Kirchenrat zur Meinungsäußerung heranzuziehen, sonst werden die Leute immer die Verweigerung der Taufe dem Missionar persönlich zur Last legen, was freilich auch trotzdem noch oft geschehen kann. In allen Fällen gehört ein großes Maß von Weisheit und Menschenkenntnis dazu, immer das Rechte zu treffen, und vor allem Liebe, um einen ablehnenden Bescheid so geben zu können, daß die Herzen nicht verbittert werden. —

Stellung der Gemeinde zur Kindertaufe

Auch die Stellung der Gemeinde als solcher zur Kindertaufe scheint mir noch nicht durchgängig die zu sein, die sie sein sollte. Die meisten betrachten sie immer noch als etwas, was nur die Eltern angehe. Und doch wird ein Kind durch die Taufe als ein neues Glied der großen Familie, genannt „Gemeinde", beigefügt. Darum muß sich die Gemeinde dessen bewußt sein, daß auch sie mitverantwortlich ist für die Erziehung eines solchen Kindes. Sie sollte darum nicht allein an der Tauffeier als etwas sie selbst aufs nächste Angehendes teilnehmen als an einer Freuden- und Dankesfeier, sondern auch das von den Eltern gesprochene Gelübde zu dem ihren machen in der Erkenntnis, daß jedes Kind, das nicht demgemäß auferzogen wird, eine Schande und ein Schade für die ganze Gemeinde ist und zugleich eine lebendige Anklage gegen sie als gegen eine Gemeinde, die nicht ihre Christenpflicht gegenüber dem Kind getan hat. Nichts wirft ein deutlicheres Licht auf den sittlichen und religiösen Wert einer Gemeinde als der Grad der Gesittung und christlichen Erziehung, den ihr junger Nachwuchs aufweist. Das werde ich nicht müde, immer wieder öffentlich und privatim zu betonen, aber — wer

glaubt unserer Predigt! Und wenn man auch glaubt, wie viele handeln danach?

Der „Pistol'sche"

2. August. — Gestern nachmittag ist es denn richtig zum Zusammenstoß gekommen zwischen unsern „Dienern" und dem Evangelisten der apostolischen Gemeinde. Sie hatten ihn abgefangen, als er mit seiner Frau durch die Vley nach der Bergstraße kam, um im Haus von Christian Hector Versammlung zu halten. Sie sagten ihm in freundlicher, aber bestimmter Weise, daß seine Besuche hier nicht erwünscht und auch nicht erlaubt seien, da die „Ordnungen" der Gemeinde es nicht gestatteten, daß hier ein Vertreter einer anderen Kirchengesellschaft als „Leeraar" aufträte. Gottes Wort würde hier reichlich verkündet, und er käme nur, um Unfriede zu säen und die Gemeinde gegen ihre Leeraars und ihre Kirche aufzuhetzen. Auf seine Gegenrede, er käme zu den verlorenen Schafen vom Haus Israel, ward ihm zur Antwort: Hier brauche niemand verloren zu gehen, der die Gnadenmittel gebrauche, die ihm hier angeboten würden. Was er wohl sagen würde, wenn er ein Stück Land mit vieler Mühe und manchem Schweißtropfen bearbeitet, umgegraben und besät hätte und das Korn wäre schön am Wachsen und reif zur Ernte, und dann käme ein anderer und schnitte es ab und brächte es in seine Scheunen. „Ja, sagte er, aber der Herr hat doch selbst gesagt: Ein anderer ist's, der da sät, und ein anderer, der da erntet!"

Schließlich wurde er ausfällig, indem er unser Gotteshaus einen Baalstempel und uns Missionare Baalspriester nannte und sich in nichtachtenden Bemerkungen über kirchliche Ordnungen und Gesetze erging. Da riß den Männern schließlich die Geduld, und es kam zu einer recht erregten Szene, zumal die Leute, die in Scharen herbeigekommen waren, mit großem Eifer für oder wider den „Apostel" oder „Pistol'schen", wie sie ihn allgemein nennen, Partei nahmen.

Am Ende fand er es doch für geratener, — für diesmal — nachzugeben. Er ging, nachdem man ihm noch Zeit gelassen, sich durch eine Tasse Kaffee für den Rückweg zu stärken.

Immerhin können wir uns noch auf alles Mögliche von seiner Seite gefaßt machen; denn wie es heißt, will er bei seinem nächsten Besuch seinen Anhängern auch die Sakramente austeilen. Bis jetzt hat er deren nicht viel, und es ist auch kaum zu befürchten, daß ihre Zahl groß werden wird. Aber das Schlimme ist, er

richtet Verwirrung an, bringt Spaltung in die Gemeinde und verstärkt das Mißtrauen gegen uns Missionare, und wir haben doch wahrhaftig genug dergleichen Nöte auf kommunalen und anderen Gebieten, die uns die Arbeit erschweren.

Sollte Gott das Erscheinen dieses Mannes zulassen, um die Gemeinde dahin zu bringen, daß sie sich einmal wieder auf sich selbst und die Schätze besinnt, die er ihr von den Vätern her in unserer Brüderkirche gegeben, sie aufzurütteln zu ernster Selbstprüfung über den Besitz an ewigen Gütern, der ihr noch geblieben ist trotz allen Wühlereien und Umtrieben der letzten Jahre, dann könnte man sich ja bei dem „Apostel" noch bedanken für seine Arbeit in unserer Mitte. Aber ich glaube, dazu werden noch ganz andere Erfahrungen und tiefergreifende Ereignisse nötig sein.

4. August. — Heut wurde der junge Timotheus Sewan zur Ruhe bestattet. Er war während des Abendsegens, den ein Kirchendiener bei ihm hielt, still entschlummert, die Hände auf der Brust gefaltet. Er hat noch manchem seiner Kameraden auf dem Krankenlager ein ernstes, ermahnendes Wort gesagt. Ich bin gewiß, daß auch sein Name einst wird aufgerufen werden bei dem großen Appell. Dann wird er freudig antworten können: Hier!

Zäher Temperaturwechsel

6. August. — Was für zähen Temperaturwechsel wir oft in diesen Wintertagen haben. Früh um 7 Uhr ist es wenige Grade über Null, zwei oder drei Stunden später 15 bis 20 Grad. Dazwischen kämpft der kühle Südost, der vom Meer herkommt, mit dem heißen Nordwind, der aus der Kalahari herüberweht. Man braucht nur durch den Garten oder über die Werft zu gehen, so kommt man alle fünf bis zehn Schritt in andere Luftströmungen. Jetzt weht es einen an wie heiße Treibhausluft und gleich darauf glaubt man in einen Eiskeller zu kommen. Wie leicht man sich da erkälten kann! Und wie unangenehm und gradezu lähmend es auf die Nerven wirkt!

Wir werden schlechtes Wetter kriegen. In den Kiefern, die sich den Berg hinaufziehen, beginnt es zu rauschen und zu brausen, als ob ein Schnellzug hindurchführe. Das ist ein sicheres Zeichen, daß Regen oder ein ärgeres Unwetter im Anzug ist. Es pflegt nur gewöhnlich ein bis zwei Tage zu dauern, ehe es der Nordwest über die Berge gejagt hat. Noch scheint die Sonne und lacht der Himmel. —

Eine Gastpredigtfahrt und was ihr folgte

9. August. — Und es kam — das Unwetter — gestern, als ich von einer Predigtfahrt nach Houtkloof (sprich: Hautkloof) zurückkehrte, wo ich den älteren Kollegen vom Elim vertrat, zu dessen Gemeinde diese Außenstation gehört.*) Er selbst war durch Krankheit verhindert.

Und ich tat es gern, schon deswegen, weil eine Gastpredigtfahrt immer ihre besonderen Reize hat, wenigstens wenn man zum erstenmal an den betreffenden Ort kommt. Überhaupt gehört eine Fahrt über Land mit der Karre zu den angenehmen Abwechselungen im Leben eines Missionars in Südafrika, vorausgesetzt natürlich, daß das Wetter schön und er selber — seefest ist. Letzteres ist ebenso wenig immer der Fall wie ersteres. Ich kenne Amtsbrüder, die, wenn sie nicht grade müssen, sicherlich keine Karre besteigen, sondern es vorziehen, zu reiten; denn jede Karrenfahrt bringt ihnen unfehlbar ein schweres Kopfweh ein, wenn sie nicht eben eine ähnliche Wirkung auf ihren inneren Menschen ausübt, wie das Schwanken eines Schiffs auf bewegter See. — Einem von ihnen spielte auf solcher Predigtfahrt die Seekrankheit so übel mit, daß er sich, endlich an Ort und Stelle angekommen, statt „de preekstoel te beklimmen“**) mit fürchterlicher Migräne ins Bett legen und schließlich unverrichteter Dinge wieder heimwärts fahren mußte, um abermals dasselbe zu tun.

Man muß die afrikanischen „Wege“ kennen, um Vorstehendes verstehen zu können. — Gibt es schon in den Sommermonaten, wo es selten regnet, mitunter Püffe und Stöße genug, wenn die Karre bald über Steine und Wurzeln holpert, bald in tiefe Maulwurfslöcher sinkt oder durch ein steiniges Flußbett muß, so kann es gradezu entsetzlich im Winter werden, wenn ein anhaltender Regen die Wege ausgewaschen hat, daß hier die kahlen Felsriffe hervortreten und dort sogenannte Durchschläge die Räder tief in den Morast sinken lassen, aus dem sie nur mit Mühe wieder herauszukriegen sind. Schon eine Karre auf einem schrägen, von unzähligen Knickspuren (schiefen Wasserrissen) durchquerten „Pad“ hinschwanken zu sehen, mit ihrem weißen „Tent“ (Zeltdach) bald rechts, bald links sich neigend wie das Segel eines

*) Sie liegt etwa in der Mitte zwischen Elim und Gnadental, von beiden 4 bis 5 Stunden entfernt.

**) d. h. Auf die Kanzel zu steigen. stoel sprich: Stuhl.

schaukelnden Fischerbootes, kann genügen, um in schwachen Gemütern den Vorschmack der Seekrankheit zu erzeugen.

Aber wie gesagt, wenn man seefest ist, wenn nicht grade die Sonne zu unerträglich vom Himmel brennt oder Sturm und Regen einem beständig ins Gesicht peitschen, wenn die Karre leidliche Federn hat und nicht zu voll gepfropft ist, so daß man seine Beine nach Belieben ausstrecken kann, wenn man endlich genügend mit „Padkost" (Wegzehrung), Kaffee und Wasser versehen ist und zur Abwehr von Bremsen und Fliegen oder auch zur Vertreibung der Langeweile eine Pfeife Tabak zur Hand hat und im Herzen recht viel Frohsinn und gute Gedanken — dann ist solche Karrenfahrt hinaus ins Weite, in die stundenlange Einsamkeit der afrikanischen Landschaft ein Genuß und eine Erholung, die mit allen auch unter den besten Bedingungen nicht ausbleibenden Stößen und Püffen und anderen Überraschungen nicht zu teuer bezahlt ist. —

Und diesmal war es, wie gesagt, eine Gastpredigtfahrt. Und sie ist es wert, daß ich sie etwas ausführlicher erzähle. — Der, der einmal diese Blätter liest, mag mich im Geist dabei begleiten. —

Also zwei Tage zurück. Es ist Sonnabend und einer jener warmen wunderschönen Wintertage mit tiefblauem Himmel und strahlender Sonne, wie man sie nur im Kapland kennt. Für elf Uhr ist die Karre bestellt. Außer mir fährt noch Henni Jonker mit, einer unsrer farbigen Schulmeister. Er soll als Organist den Gesang der Gemeinde auf dem Harmonium begleiten, da ich selber leider kein Jünger des alten Sebastian Bach bin, wenn auch ein großer Verehrer von ihm.

Aber erst wollen wir noch etwas genießen, um uns für die Fahrt zu stärken. Die geschäftige Hausfrau macht inzwischen die „Kostkiste" zurecht, die schon manchen meiner Vorgänger auf seinen Fahrten begleitet hat, ein ehrwürdiges altes Stationsinventar, das wohl viel erzählen könnte, wenn ihm die Gabe der Rede verliehen wäre.

Da wandert denn alles mögliche hinein, was zur „Leibes Nahrung und Notdurft" dient: Selbstgebackenes Brot, Butter und Milch, etwas „Schweinernes" oder ein kaltes Huhn und ein paar Eier, die es vielleicht selbst gelegt, als es noch warm war und sich ahnungslos des Daseins freute, — alles eigene Hausprodukte. Dazu Kaffee und Zucker — letzterer für meinen Kutscher und Musikdirektor; denn für unsre braunen Leute ist Kaffee ohne

Zucker ein sehr zweifelhafter Genuß. Darin sind sie sehr verwöhnt. Schwarz wie Tinte kann er sein, wenn nur genügend Süßigkeit auf seinem Grund vorhanden ist, am liebsten so viel, daß der Löffel darin aufrecht steht wie ein Grabscheit. Dann gleitet ein Zug sichtlicher Zufriedenheit über ihr Gesicht, und sie schlürfen ihn mit beinah andächtigem Behagen, langsam Schluck für Schluck.

So, nun ist für die leiblichen Bedürfnisse gesorgt, und das ist nötig; denn nach einem Gasthaus würden wir uns vergebens umschauen. In Afrika ist auf Reisen über Land jeder sein eigener Wirt. Auch das sonntägliche Amtsgewand und alles andre Zubehör ist schon wohlverpackt. — Da, noch die Decken und den Wintermantel! — Fragend sieht mich meine bessere Hälfte an und schüttelt den Kopf: „Bei dem schönen warmen Wetter?“ — „Ja, Jufvrouw, gib nur her! Ich weiß wohl, warum! Sieh dir das Barometer an! Und hörst du, wie es in den Kiefern am Berghang rauscht? Das bedeutet nichts Gutes. Einmal habe ich auf solcher Fahrt keinen Mantel mitgenommen. Seitdem bin ich klüger.“

Da hält auch schon die Karre vor dem Haus. Unsere Kleinen sind wie elektrisiert; denn alles, was mit Karre und Pferden zusammenhängt, hat ihr größtes Interesse. Gar zu gern würden sie selber mitfahren, aber diesmal kann ich sie nicht gebrauchen. So schleppen sie wenigstens eifrig alles „Gut“ (Sachen) herbei, und „Ohm“*) Johannes, der Kutscher, bringt es an Bord und verstaut es sorglich. — Sie sind gut Freund mit dem Alten, und wer sollte ihn auch nicht gern haben. Er ist schon Mitte der Siebziger, aber trotzdem sein Bart und Haupthaar silberweiß, zeigt er noch eine seltene Frische. Er sieht ganz aus wie ein alter Bur, gar nicht wie ein Farbiger. Aber das Beste ist sein treues Herz und seine immer wohlgemute Art. Auch daß er selten unaufgefordert spricht, schätze ich an ihm. So kann man, wenn man will, auf der Fahrt ungestört seinen Gedanken nachhängen und auch noch etwas über seiner Predigt meditieren, die mitunter zum größten Teil erst auf der Karre selbst entsteht, wenn daheim die Zeit dazu gefehlt hat.

Das söhnt mich immer wieder aus mit dem Übelstand, daß seine beiden Pferde nicht grade zu der edelsten Rasse gehören oder etwa arabische Vollblutrenner sind. Sie haben den echten

*) „Ohm“ werden alle älteren Männer genannt, „Tanten“ alle Frauen von respektvollem Alter.

afrikanischen Zotteltrab an sich und sind selten aus ihrem Phlegma herauszubringen, wie ihre bekannten Kollegen „zweiter Güte" daheim in unserer Reichshauptstadt. Nur keine Übereilung! scheint ihr Grundsatz zu sein, darin ganz mit ihrem Herrn übereinstimmend. Ich muß gestehen, ich schäme mich eigentlich jedesmal aufs neue, mit ihnen zu fahren. Aber um des Alten willen, der treu zu seinem Leeraar steht, tu ich's doch immer wieder. — Besonders das Handpferd ist eine natur- und weltgeschichtliche Sehenswürdigkeit ersten Ranges, ein alter Invalide aus dem Burenkrieg, den man schon längst mit einem Verdienstkreuz hätte pensionieren sollen. Es trägt den schönen Namen „Welkom" (Willkommen). Seine ganze knickbeinige Gestalt und sein struppiges graurotes Fell erwecken unwillkürlich den Verdacht, daß einer seiner Vorväter zu dem verfemten Geschlecht derer von Asinus gehört haben muß, doch ist Ohm Johannes sehr beleidigt, wenn man solche Vermutung ausspricht. Wie dem auch sei, jedenfalls hat ihm einmal ein Esel, sei es in einem Anfall verwandtschaftlicher Liebe oder von Hunger getrieben, das linke Ohr abgefressen, was einen höchst unharmonischen Anblick gewährt, der meine ästhetischen Gefühle jedesmal aufs neue beleidigt. Ich habe dem Alten schon öfter gesagt, er solle ihm doch der Symmetrie wegen auch das rechte Ohr abschneiden. Er sieht mich aber immer nur mit neuer Entrüstung ob solcher Zumutung an. — Nimmt man noch hinzu, daß besagtes Rößlein auf einem Auge faßt erblindet ist und daß es die auffallende Eigenschaft hat, immer kleiner und dürrer zu werden, so kann man wohl den müden melancholischen Zug verstehen, der auf seinem edlen Antlitz ruht, und der immer zu sagen scheint: Verzeiht, daß ich noch unter den Lebenden weile. — Geduldig und ergeben trabt es neben seinem von der Natur etwas wohlwollender behandelten braunen Kollegen einher, der ihn fast eine Spanne an Größe überragt, und von dem es daher natürlich ist, daß er mit etwas verächtlichem Mitleid auf seinen Gefährten herabblickt. Auch er trägt noch den Militärstempel in seinem Fell. Aber er hat offenbar die Leiden des „oorlogstyd"*) besser ertragen als sein Mitgenosse. —

Endlich ist alles wohlverstaut. Ein paar Lamoenen werden noch schnell vom Baum gepflückt und in die Taschen gesteckt, und am Ende wird eine mächtige wohlverstöpselte Steinkruke mit

*) Kriegszeit.

frischem Wasser aufgeladen, und ich sage heute noch: Gott sei Dank, daß wir die nicht vergaßen.

Wir nehmen Abschied, und ich steige mit meinem Orgeljünger an Bord. Doch halt, die Karre „trägt" nicht recht, d. h. es fehlt ihr an dem richtigen Gleichgewicht; denn vorn hängt die Deichsel zu tief. Also den Wasserkrug mehr nach hinten. Aber nicht zu viel, sonst schlägt sie den Pferden wieder ans Maul. So, nun ist die Ladung gut verteilt, und das ist bei der Karre ebenso wichtig wie bei einem Schiff. — „Toe maar,*) Johannes!" — Ein Ruck, und — mein Musikbeflissener, der offenbar noch nicht ganz seßhaft geworden, fällt mir mit seiner ganzen Würde rückhaltlos in den Schoß, daß mir fast der Atem vergeht. Er stottert ein verlegenes: „Excus, Mynheer!"**) und kommt mit meiner Hilfe glücklich wieder nach oben. — Schadet nicht, mein Lieber! Das kommt in den besten Familien vor und sagt uns nur, wie sehr wir aufeinander angewiesen sind. Heut greift der Pfarrer seinem Organisten unter die Arme und morgen der Organist dem Pfarrer. So ist's recht!

Nun geht es im Galopp durch die „Drift",***) daß das Wasser hoch aufspritzt und Welkom mißbilligend mit seinem einen Ohre wackelt. Ein Rudel halbnackter Kinder, die sich fröhlich mitten auf der Dorfstraße umherspielen, stiebt kreischend vor den Pferden nach beiden Seiten auseinander, gefolgt von ein paar grunzenden Schweinen und gackernden Hühnern.

In einem der letzten Häuser, an denen wir vorbeikommen, liegt ein armer Schwindsüchtiger. Ich springe schnell ab und schaue für einen Augenblick bei ihm hinein, sage ihm etwas zur Stärkung für den letzten Weg und reiche ihm die Hand zum Abschied — vielleicht für immer. — Man kann nie wissen; der Tod ist schon so manches Mal schneller gekommen als der Pfarrer. —

Nach zehn Minuten haben wir die alte Holzbrücke über den Zonderend erreicht. Sie ist in letzter Zeit doch etwas baufällig geworden. Darum hat man eine Warnungstafel angebracht, die besagt, daß es schweren Fuhrwerken — nicht verboten — aber nur auf eigene Gefahr hin erlaubt sei, die Brücke zu passieren. Hier in Afrika überläßt man es vernünftigerweise noch jedem selbst, sein Schicksal in die eigene Hand zu nehmen. Will er

*) Sprich: Tu maar = Nur zu.

**) Sprich: Exküs, Mynheer = Entschuldigen Sie, m. H.

***) Furt durch den Bach, der die Werft vom Dorf trennt.

dabei durchaus ins Wasser fallen oder den Hals brechen, so ist das seine Sache. Es wird ihn niemand daran hindern, wenn es ihm Vergnügen macht. — Wir mit unsrer leichten Karre fahren getrost hinüber. Nur bei Hochwasser wird es etwas ungemütlich. Dann kann der Fluß wohl auch mehrere Tage unpassierbar sein, weil man die Brücke aus Sparsamkeitsrücksichten viel zu kurz für solche Fälle gemacht hat. Aber was schadet das in Afrika. Man wartet eben geduldig wie ein Schildbürger, bis das Wasser abgelaufen ist.

Nun geht's an der gegenüberliegenden Berglehne entlang auf schmalem Weg hart an der Böschung. Vor uns wirbelt eine mächtige Staubwolke auf, in der am Ende zwei Ochsenwagen sichtbar werden, jeder mit 12 „Beesten" bespannt, die in philosophischer Ruhe ihren gewohnten Schritt gehen: Immer langsam voran! — An ein Ausweichen an dieser Stelle ist nicht zu denken. Wir rufen dem Bur, der mit seiner langen Peitsche neben dem Fuhrwerk hergeht, zu, er solle seine Ochsen etwas antreiben. Er läßt sich aber ebenso wenig aus der Ruhe bringen wie sie, und es heißt einfach Geduld haben, bis die Straße Raum genug bietet, um ausweichen zu können. — Mitunter kann einen so ein Aufenthalt zur Verzweiflung bringen, ein Beweis, daß man immer noch zu viel mit europäischer Zeitschätzung rechnet. Dem glücklichen Afrikaner schlägt keine Stunde. Er geht mit seinen Beesten gleichen Schritt und ruht mit ihnen, wann und wo und wie lang er will. Wo er Wasser findet, spannt er aus und läßt sie grasen, macht ein Feuer an und kocht sich seinen Kaffee, um sich nach genossener Mahlzeit, wenn kein Baum in der Nähe Schatten spendet, unter seinen Ochsenwagen auf den Leib zu legen und zu schnarchen, bis die größte Hitze vorüber ist.

Endlich kommen wir vorbei, nachdem wir ordentlich Staub geschluckt. Dem armen braunen „Leier"*) vorn perlt der Schweiß auf der Stirn. Er hat keine leichte Arbeit, so stundenlang vor den Ochsen herzulaufen und die oft Widerspenstigen am Lederriemen nach der Richtung zu ziehen, wohin sie sollen, dabei immer aufpassend, daß er nicht von ihnen getreten oder gestoßen wird. Gewöhnlich nimmt man halbwüchsige Burschen dazu, leider oft auch solche, die eigentlich noch in die Schule gehörten. —

*) Der Leiter. Eine Zügel gibts beim Ochsenwagen nicht. Die Tiere werden durch ein langes „Trecktau" zusammengehalten, das zwischen ihnen durchläuft.

Ja, es fängt an, heiß zu werden. Gut, daß wir nun in die „Rüggens“*) kommen, ein weites wellenförmiges Hochplateau, das allerdings völlig schattenlos ist; denn weit und breit ist kaum ein einziger Baum und Strauch zu sehen, nur an den Wasserläufen unten im Tal stehen grüne Büsche abwechselnd mit blauem Ginster und leuchten die braunroten Blütenkerzen des „Roermyniet“,**) um die die reizenden Kafferfinken schwirren, deren Kopf und Flügel schwarz wie Samt, während Brust und Rücken bald schwefelgelb, bald brennend rot sind. Wohin sonst das Auge schweift, nichts als kahle Hügel von grauer oder rötlicher Farbe, hier und da, wo der Boden Tonschiefer enthält, von graugrünen, kaum einen halben Meter hohen Rhinosterbüschen bewachsen. Aber der Wind, der hier fast immer weht und ungehindert über die Höhen streicht, macht die Hitze erträglich, zumal im Winter.

Zur Rechten in der Ferne ragen nackte Felsenberge in den Himmel auf, silbrig grau, wo sie die Sonne bestrahlt, dunkelblau in den Kloofen, die im Schatten ruhen. Der größte unter ihnen ist der Babylon's tower,***) ein gewaltiger, schroff abfallender Kegel, von dessen Spitze man weit hinaus in den Ozean schaut, der dort unten, wo die Bucht einschneidet, seine weißen Schaumwellen sehen läßt.

Diese Einsamkeit und Stille, diese Freiheit und Weite! — Da weitet sich auch die Seele und wirft einmal alle Sorgen und Lasten des Amtes ab und auch den mancherlei Ärger, den es mit sich bringt, und atmet auf in der reinen frischen Luft, mit der sie Mutter Natur umfächelt, und es ist, als rufe sie ihr zu: Ruh dich aus in meinen Armen und sammle neue Lust und Kraft für deine Arbeit. —

Ich lege mich wohlig nach hinten und laß mich eine Zeitlang träumend wie auf den Wellen fahren, bis plötzlich ein allzu unsanfter Stoß mich hoch emporhebt, um mich im nächsten Augenblick krachend auf den harten Sitz niederfallen zu lassen, daß mir Hören und Sehen vergeht. — So geht's im Leben. Auf den Höhepunkten seelischen Genusses, wenn wir im Begriff sind, die ganze Welt um uns zu vergessen, holpert plötzlich unsre Karre über irgend einen Stein und schüttelt unsern innern Menschen heil-

*) Sprich: Rüchens = Rücken.
**) Sprich: Ruhrmeiniet = Rühr mich nicht an.
***) Babylonische Turm.

sam durch, daß er sich schnell wieder der nüchternen Aufgaben der Gegenwart bewußt wird und seinen irdischen Weg im Auge behält.

Diesmal hatte mein Musikus besser aufgepaßt als ich. — Ich fühle vorsichtig, ob all meine Knochen noch beieinander sind. „Na warte, Johannes, wenn da etwas „binnekant"*) entzwei gegangen ist, mußt du die Doktorkosten tragen!" Der dreht sich um und lacht, und in demselben Augenblick trifft das andere Rad richtig irgend ein Loch, daß mein Kopf an den meines Nachbars anprallt wie eine Billardkugel an die andere. Nun war ich daran, excus! zu sagen. — Daß mein Schädel bei der Karambolage ganz geblieben, ist nicht dein Verdienst, teurer Ohm Johannes. — Daß der andre keinen Bruch erhalten, wundert mich nicht; denn ein richtiger Hottentottenschädel geht nicht entzwei, auch wenn ein Ochsenwagen drüberfährt. Eher geht das Rad entzwei. —

Jetzt bin ich aber völlig munter geworden und suche wieder wie ein geborner Afrikaner alle Schwankungen der Karre mitzumachen, dem Gesetz der Beharrung folgend und den Pad dabei im Auge haltend. Das ist das beste Mittel, um unangenehme Kollisionen zu vermeiden.

Nach zweieinhalbstündiger Fahrt spannen wir in der Nähe einer Burenfarm aus, um den Pferden und uns ein kleines Stündchen Rast zu gönnen. Sie gehen, des Geschirres ledig, zu dem nahen Rivier**) und trinken, um dann das spärliche Gras an seinem Ufer abzuweiden. Wir holen uns aus demselben Bach Wasser, sammeln ein paar dürre Zweige und trockenen Kuhmist und machen damit in einem von Feldsteinen improvisierten Ofen Feuer, um uns Kaffee zu kochen. Die Kostkiste wird von der Karre gehoben und ihr Inhalt auf dem Plaid ausgebreitet, das wir als Tischtuch auf den Sand gelegt. — Bitte, Platz zu nehmen! Auf der Kiste oder am Boden, wie's gefällt! Und dann zugelangt! — Wie herrlich schmeckt's hier draußen in Gottes freier Natur! Mag sein, daß es nur Einbildung ist. Aber Einbildungen erhöhen nun einmal bedeutend den Reiz des Lebens, und ich möchte sie nicht missen!

Von der Farm herüber, die wie im tiefen Mittagsschlaf liegt, kommen ein paar Hunde und schließlich auch das Borsten- und Federvieh und begrüßen uns schweifwedelnd, grunzend und krähend, die Augen verlangend nach den Herrlichkeiten auf dem Plaid

*) inwendig.

**) Fluß oder Bach.

gerichtet, die immer wieder wie ein Magnet auf sie wirken, so oft man sie auch verscheucht. Da heißt es also aufpassen, und ehe man sich zu einer kurzen Siesta unter die nahen Bäume legt, alles wieder wohl verpacken. Aber ein paar Brotkrusten fallen doch noch für sie ab.

Endlich ist alles wieder „klar" zur Abfahrt. Der Anker wird gelichtet, d. h. die Kostkiste an Bord gebracht, und weiter geht's über die kahlen Höhen. Hier und da kommen wir noch an einer ärmlichen Farm vorüber, deren lehmfarbene Häuser sich kaum von dem gleichfarbigen Grund abheben, auf dem sie stehen. Dort sind ein paar Leute bei der Feldarbeit. Ein Pflug mit sechs Mauleseln bespannt zieht seine Furchen durch den grauen Boden. Drüben am Abhang weidet eine Schafherde. Ein paar wilde Böcke springen in langen Sätzen vor uns über den Weg, und ein Sekretär schreitet gravitätisch durch das niedrige Gebüsch, sein Revier abpürschend. Es ist, als ob er wisse, daß er nicht geschossen werden darf; denn er ist gar nicht scheu bei menschlicher Annäherung.

Da nicht weit vom Weg liegt das Gerippe eines Pferdes, von der Sonne gebleicht. Wie oft konnte man solchen nach der Kriegszeit begegnen, wenn man über Land fuhr. Wo hier im Feld ein Tier verendet, da bleibt es liegen, eine Beute von Hunden und Vögeln. Der Südost fährt darüber hin und fegt alle schädlichen Bazillen weg. —

Uns entgegen kommt ein braunes Paar. Der Mann trägt nach echter Hottentottenart den langen Stock quer über dem Nacken, die Arme darüber gelegt — wie ein Bär, wenn er tanzen soll. Die Frau hat in einem Bündel auf dem Kopf die wenigen Habseligkeiten an Wäsche und Kleidungsstücken, und auf dem Rücken in ein Tuch gebunden hockt ihr Säugling, dessen Kopf im Schlaf hilflos hinten überhängt. Es sind Leute unserer Gemeinde, die uns freundlich grüßen. Sie kommen von dem Bauernplatz, auf dem sie gearbeitet haben und wollen zum Sonntag wieder zu Hause sein.

Sonst begegnet uns kaum ein Mensch, höchstens noch eine „Schmauskarre",*) mit Enten und Hühnern beladen, die ihre Köpfe abwechselnd aus dem engen Käfig herausstrecken und sich nicht besonders wohl zu fühlen scheinen. —

*) Wagen eines jüdischen Händlers.

So, nun haben wir die letzte Höhe vor unserm Ziel genommen. Von einem Dorf oder einer Kirche ist aber weit und breit nichts zu sehen. Nur ein paar Häuser stehen dort oben, allen Winden preisgegeben. Ihre Bewohner gehören auch zu der kleinen Gemeinde, der ich das Brot des Lebens bringen will. — Es ist etwa fünf Uhr nachmittags. Die Sonne macht sich bereit, um drüben ins Meer hinabzusteigen. Sie wirft lange goldene Strahlen über die Hügelrücken, daß sie rötlich zu glühen beginnen. — Rötlich in ihrem Schein glüht auch die einsame Gestalt, die sich dort, wo der Weg in die Kloof abzweigt, scharf wie eine Silhouette vom Himmel abhebt. Der Mann rührt sich nicht. — Es scheint, daß er auf uns wartet. — Johannes sagt mir auf meine Frage, daß es Samuel, der Kirchendiener, sei. Er hat wohl schon lange nach unsrer Karre ausgeschaut und uns eher erkannt als wir ihn. Was für scharfe Augen diese braunen Leute haben, wo es sich um Fernsicht handelt!

Wir schütteln uns erfreut die Hand, und ich frage nach seinem „welstand“.*) — Er ist auf dem Weg nach der Kirche, in der ich ja heut abend schon Gottesdienst zu halten habe. So heiße ich ihn aufsitzen und wir fahren langsam Schritt vor Schritt den steilen und von vielen Wasserrissen durchfurchten Feldweg in die Kloof hinab. Die Pferde stemmen sich mit aller Kraft der Last der Karre entgegen; denn Hemmen haben hierzulande nur die Ochsenwagen. — Wir werden noch einmal ordentlich durchgeschüttelt. Aber schließlich kommen wir mit heiler Haut unten an. Noch durch ein steiniges Bachbett, in dem uns Johannes um ein Haar umwirft, und wir halten nach einer Wegbiegung auf einmal vor dem kleinen Kirchlein, das da einsam im Tal liegt, nur mit einer kleinen Schule und einem leerstehenden Wohnhaus zur Gesellschaft.

Die Abendschatten kriechen schon in die Kloof, nur auf den Hügeln ringsum glimmt und flimmert es noch wie der Widerschein eines Feuers. —

Wie weltverloren mich das kleine Kirchlein anmutet, das hier so versteckt zwischen den Hügeln liegt. Nach deutschen Begriffen würden wir es freilich kaum dafür halten. Es ist wie fast alle afrikanischen Landkirchen ein einfacher länglicher Bau aus Backsteinen, weiß getüncht, mit einem Riedddach, ohne Turm oder

*) Ergehen, eigentlich: Wohlstand.

sonstiges Zierwerk. Nur die etwas höheren Fenster unterscheiden es von einem gewöhnlichen Wohnhaus. Auch inwendig ist es völlig schmucklos. Der Fußboden ist sauber mit frischem Kuhmist gestrichen. Neben dem grün bekleideten „Liturgustisch"*) steht ein kleines langgedientes Harmonium, dem wohl selbst die heilige Cäcilie nicht mehr allzu himmlische Töne entlocken würde. Es geht eben den kleineren Außengemeinden auf der Mission so wie den jüngeren Kindern in einer zahlreichen armen Familie. Sie müssen mit den schon reichlich abgetragenen Sachen der Älteren zufrieden sein; denn in der elterlichen Kasse ist fast immer Ebbe. — Für die Gemeinde sind einfache braune Bänke gestellt, rechts für die Männer, links für die Frauen.

An der einen Schmalseite liegt, durch eine Tür mit dem Kirchraum verbunden, die „Kerkkamer", ein schmales längliches Gemach, das sowohl als Sakristei als auch als Schlafstube für den amtierenden Missionar dient. — Mein erster Blick hinein bleibt an einem großen geblümten Vorhang hängen, hinter dem ein Himmelbett von unvergleichlichen Dimensionen sichtbar wird. Ich bin gewiß, es hätten darin drei Gottesknechte bequem Platz, und es wäre ganz gleich, ob sie sich der Länge nach oder quer hineinlegten. — Nachdem ich mich an diesem soliden und vertrauensvollen Anblick aus urgroßväterlichen Zeiten gestärkt, kann ich getrost allem Kommenden entgegensehen.

Ein paar Stühle, ein Spiegel, Tisch und Waschschüssel von ebenfalls befriedigendem Umfang vervollständigen die einfache, aber saubere Einrichtung, und ich nehme in Ehrerbietung meinen Hut ab in diesem geweihten Raum, teils vor der Fürsorglichkeit des lieben Bruders, der hier in der Wüste diese kleine Oase geschaffen, und dem ich im stillen alle Zweifel abbitte, die ich vorher in den zu erwartenden Komfort dieses Weltwinkels gesetzt habe, teils im Andenken an die Schatten derer, die schon Jahrzehnte vor mir als würdigere Gäste hier geherbergt und unter diesem Baldachin den Schlaf des Gerechten geschlafen haben. —

Während ich noch in stiller Betrachtung versunken dastehe, klopft es an der Tür, deren obere Hälfte ich offen gelassen habe. Eine Frau in den besten Jahren mit freundlichem völlig europäischen Gesicht, blitzsauber in ihrem schwarzen Kleid, weißer

*) In den Missionskirchen der Brüdergemeinde in Südafrika ersetzt wie in den heimatlichen Gemeinden ein grünbehangener Tisch mit gleichem Pultaufsatz die Kanzel. Bei Sakraments- und Ordinationshandlungen ist er weiß verhangen.

Schürze und Haube, tritt auf meine Aufforderung herein und gibt mir die Hand. Es ist Justine, die respektable Kirchendienerin. Ihr ist die leibliche Fürsorge für den besuchenden Leeraar aufgetragen, und sie läßt sich dieselbe eifrigst nach allen Seiten angelegen sein.

Nachdem die Begrüßung beendet, will sie mir aus dem dastehenden Krug Wasser zum Waschen in das Becken gießen. Letzteres gründlich zu besorgen ist allerdings nach so einer staubigen Fahrt auf afrikanischen Landwegen höchst nötig. Aber wer beschreibt mein Entsetzen, als ich diese Flüssigkeit sehe. Man hätte sie ohne Vorbehalt als Kaffee mit Milch servieren können. Ich mache unwillkürlich eine abwehrende Handbewegung und sehe mich hilfesuchend nach meiner großen Wasserkruke um, die ich vorsorglich mitgebracht. — Gott sei Dank, da steht sie in der Ecke neben der teuren Kostkiste und lächelt mich freundlich an wie ein rettender Engel. Ich gieße also schleunig die fragliche Lehmlösung aus und vertausche sie mit unserm reinen Bergwasser. Zur Vorsicht frag ich Justine, ob sie denn hier kein besseres Wasser hätten, wenigstens zum Trinken und Kochen. Sie ist beinahe beleidigt ob meiner Frage. Hier gäbe es kein anderes. Sie tränken es alle, und es schmecke ihnen „lekker". — Freilich wenn man nichts Besseres hat! — Ich spreche meine Freude über ihre Genügsamkeit aus, ersuche sie aber doch dringend, mir meinen Tee und Kaffee mit meinem mitgebrachten Wasser zu kochen, wozu sie sich dann auch lächelnd bereit erklärt. — So heißt es also sparsam umgehen mit dem teuren Naß.

Während sie in der gegenüber liegenden Küche hantiert, bringe ich zunächst meinen äußeren Menschen in Ordnung. Dann helfe ich ihr mit der Uhr in der Hand die Eier kochen, die sonst wohl hart wie die vom Osterhasen werden würden. Mein Kutscher und Organist sind unterdessen zu Bekannten aus der Gemeinde gegangen, bei denen sie Unterkunft finden. Doch kommen sie zum Abendgottesdienst wieder herunter in die Kloof.

Ich habe glücklich mein bescheidenes Mahl beendigt. Die letzten Sonnenfunken, die noch auf den Höhen glommen, sind erloschen. Das Lärmen und Zwitschern der Hunderte von Webervögeln, die in den alten Pappeln bei der Kirche nisten, ist verstummt. — Totenstille rings. — Ich benutze sie, um auch meinen innern Menschen noch herzurichten und trete für ein paar Augenblicke ins Heiligtum, um mir die Hände füllen zu lassen. Wohl uns,

Karre auf dem Wege von Houtkloof nach Gnadental

Kirche in Houtkloof (siehe Seite 62)

Ochsenwagen

daß wir immer freien Zugang haben zu dem, von welchem einst die Seinen sagten: Von seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade. — Gnade ist's ja vor allem, was wir nötig haben, wenn wir das Evangelium verkündigen sollen.

Inzwischen hat der Diener die Kerzen in der Kirche entzündet, aber noch ist sonst niemand von der Gemeinde erschienen.

Ich trete hinaus in den schweigenden Abend. Scharf zeichnen sich die Linien der dunklen Hügelrücken von dem grünlichen Himmel ab. — Die kleine Glocke, die neben der Kirche im Glockenstuhl hängt, läßt ihre einladende Stimme erschallen: Kommt, es ist alles bereit!

Nichts rührt sich. Weit und breit kein lebendes Wesen.

Ich frage den Diener, wo denn die Gemeinde bleibe. „Nee, Mynheer, helle zal kom. Helle het maar zoo lang op de veld gewerkt.“*)

Und richtig, es dauert nicht mehr lang, da taucht bald hier, bald da eine schwarze Gestalt auf den Höhen auf, immer mehr, von allen Seiten erheben sich Schatten am Horizont und steigen in die Tiefe. — Woher sie kommen, kann ich nicht sagen; denn von ihren Häusern ist hier in der Kloof nichts zu sehen. Die liegen rund herum in den Nachbarkloofen zerstreut, eine viertel, eine halbe Stunde und mehr entfernt. Viele kommen vor oder nach der Kirche, dem Leeraar die Hand zu reichen.

Und dann sitzen wir in dem kleinen Gotteshaus beisammen, Männer und Frauen, auf deren Gesicht die Arbeit ihren Stempel gedrückt; Alte, die mit dem Stock gekommen sind, den sie nun unter die Bank gelegt haben, den Rücken gekrümmt von der Last der Jahre; junge Burschen und Mädchen, ein paar Schulkinder. — Der Gesang ist freilich nicht sehr auf der Höhe, und ich weiß nicht, wie es ohne die Begleitung auf dem Harmonium geworden wäre. Die Verse muß ich Zeile für Zeile vorsagen, da viele kein Gesangbuch haben und von den Alten mancher nicht lesen kann. Aber mit Andacht lauschen sie alle dem Evangelium. Hier, wo nur alle drei bis vier Wochen Gottes Wort verkündigt wird, ist noch Hunger nach dem Brot des Lebens und man schätzt es sich, wenn es reichlich ausgeteilt wird. Das Schlußgebet spricht Samuel, der Kirchendiener, schlicht und kräftig. Wie ich ihn nachher frage, ob ich nicht zu lang geredet, sagt er treuherzig:

*) Nein, Herr, sie werden kommen. Sie haben nur so lang auf dem Feld gearbeitet.

„Neen, Mynheer, nu het ons juist de maan gevang; nu kan ons lekker huis toe gaan.“*) Wirklich, eben steigt still der Mond über die Hügel herauf und gießt über alles seinen weichen silbrigblauen Schein.

Bald ist der letzte Kirchgänger, auch Justine und Samuel, wieder über den Höhen verschwunden. — Ich bin allein in der lauen afrikanischen Vollmondnacht. — Diese Stille und Einsamkeit! — Kein Laut. — Höchstens in der Ferne das Gebell eines Hundes. — Sonst könnte man sich tausend Meilen weit von allen Menschen wähnen. — Mir ist ganz feierlich zu Mute. — Das ist die beste Stunde, um Zwiesprach zu halten mit dem dort oben, wie einst der Herr in den Nächten am galiläischen See. — Daß wir's nur verstünden wie er! — Wir werden's wohl nie ganz lernen, so unmittelbar, mit so völliger Hingebung, mit so brennender Seele. Aber der Vater hört ja doch die Sprache seiner Kinder, mag sie auch stammelnd sein, wenn sie nur aus dem Herzen kommt.

Lange gehe ich so auf und ab — allein mit Gott — und überlege mit ihm noch einmal, was ich morgen sagen soll.

Dann geh' ich zur Ruh im Frieden des Gotteshauses, unter dem geblümten Baldachin. —

Erst spät am nächsten Morgen bin ich wach geworden. Die Sonne schickt eben ihre ersten Strahlen in die Kloof. Eine Flut von Licht dringt durch die geöffnete Tür. — An ihren Nestern, die wie Strickbeutel an den Zweigen der Pappeln schaukeln, hängen die Männchen der gelben Webervögel mit dem Rücken nach unten und zwitschern und lärmen um die Wette, vor dem röhrenförmigen Eingang sich hin und her biegend, und werden nicht müde, mit dem Weibchen, das da drin sitzt, zu schwätzen und zu kokettieren nach ihrer Art. — Dazu lassen die wilden Tauben ihr melancholisches Girren hören. Sonst ist alles still.

Mir ist ganz sonntäglich ums Herz, und ich öffne die Seele, so weit ich kann, um all das Licht und den Sonnenglanz in mich aufzunehmen; denn er kommt doch auch von ihm, der die Quelle alles Lichtes ist. —

Und heut darf ich wieder reden von dem, der das Licht von oben in unsre Dunkelheit gebracht. — O daß er alle finsteren

*) Nein, Herr, nun haben wir grade den Mond gefangen, nun können wir gut nach Hause gehen.

Herzen erleuchte mit seinem Glanz und die kalten warm machte vom Strahl seiner Liebe!

Sieh, da kommt auch schon meine treue Pflegemutter von gestern, um mir den Morgenkaffee zu machen. Ich mache unterdessen einen Gang durch die Kloof. — Wieder diese wohltuende Stille, diese köstliche Einsamkeit. Keine menschliche Stimme unterbricht den heiligen Frieden, der über Tal und Hügel liegt. Nur Gott redet im Schweigen der Natur.

Heut habe ich außer der Predigt keine Kasualien zu verrichten. Sonst gibt's bei Predigtfahrten nach den Außenstationen oft noch Kindertaufe, Abendmahl, Begräbnis oder Tauf- und Konfirmandenunterricht zu halten. — So habe ich Zeit zur Sammlung.

Nach dem Frühstück erscheint Samuel, um seines Amtes als Küster zu warten. Und allmählich kommen die Kirchgänger wieder über die Hügel, nur mehr noch als gestern abend. Auch einige Karren mit Buren fahren vor der Kirche vor. So gibt es am Ende eine ganz stattliche Gemeinde.

Vor dem Hauptgottesdienst ist die sogen. Voorkerk, ein liturgischer Eingang, bei dem noch die alten Litaneien von vor fünfzig Jahren benutzt werden, die auf den größeren Stationen längst durch revidierte neue Ausgaben ersetzt sind. Dann folgt nach einer kleinen Pause, während der noch Nachzügler ankommen, die Predigt selbst. Ich bemühe mich, so schlicht und anschaulich wie möglich zu sprechen, immer auf das tägliche Leben und den Vorstellungskreis dieser einfachen Leute Bezug nehmend. — In dem Punkt lernt man wohl nie aus hier draußen auf der Mission. Immer wieder muß man sich in Demut als Schüler zu den Füßen dessen setzen, von dem sie sagten: „Noch nie hat ein Mensch geredet wie dieser Mensch", darum weil er es wie kein anderer verstand, die tiefsten Gedanken und ewigen Wahrheiten in den einfachsten Bildern und allen verständlichen Worten auszudrücken.

Nach der Predigt kommen die meisten Kirchgänger sich noch persönlich für die empfangene geistliche Kost bedanken. Ich frage sie nach ihrem Namen, da mir fast alle unbekannt sind. Immer wieder tönt mir das Wort „Engel" entgegen. „Bist Du auch ein Engel?" wende ich mich an einen jungen Burschen. „Ja, Mynheer." — „Und Du?" — „Ja, ik is ook een Engel."*) — „Und Du?" — „Ja, ons is al maar Engels."**) — Wahrhaftig, ich bin

*) Ja, ich bin auch ein Engel.

**) Ja, wir sind alle Engel.

rundum von Engeln umgeben. Der weitaus größte Teil der Gemeinde gehört zum Geschlecht der Engel und ist irgendwie untereinander verschwägert oder vervettert. Freilich, ob sie auch alle mit ihren beflügelten Namensvettern dort oben wesensverwandt sind, wollen wir dahingestellt sein lassen. Hoffen wir, daß sie's immer mehr werden.

Nachdem ich mich einzeln nach ihrem Ergehen erkundigt und mir geduldig und teilnehmend ihre Sorgen und Nöte angehört, die sie offenherzig wie Kinder berichten, scheiden wir mit dem üblichen allgemeinen Händeschütteln voneinander. Schnell nehme ich noch ein Mittagessen — Menü dasselbe wie des Abends — und dann wird wieder aufgepackt.

Es wird mir fast schwer, von diesen freundlichen und zutraulichen Leutchen zu scheiden. Aber es ist inzwischen ein Uhr geworden, und wir haben nicht viel Zeit zu verlieren, wenn wir noch vor Dunkelheit nach Hause kommen wollen. Dazu weht ein steifer Nordwest, der Vorbote des nahenden Regens. —

Nicht lang und die stille Kloof mit dem kleinen Kirchlein liegt wieder in weltvergessener träumender Einsamkeit.

Auf die Bitte eines der verheirateten Engel besuche ich noch seine kranke Frau in einem der Häuser auf der Höhe, an denen wir auf dem Hinweg vorbeikamen. Wir reden von dem Einen, was not tut, und beten miteinander.

Und nun wirds höchste Zeit, daß wir heimwärts fahren. Ein Blick auf den Himmel erfüllt uns mit dunklen Vorahnungen. Über der langen Kette der Zonderendberge, die sich dort am Horizont wie eine riesige schwarzblaue Cyklopenmauer mit zahllosen Wachttürmen hinzieht, haben sich schwere graue Wolken drohend zusammengeballt. Der Wind wird heftiger und jagt uns in kurzen Stößen pfeifend entgegen. Die Temperatur ist plötzlich rapid gesunken. Ich greife dankbar nach meinem Mantel, den ich eigentlich daheim lassen sollte und hülle mich noch außerdem in eine schwere Decke ein. Und trotzdem bläst der Wind durch alles durch fast bis auf die Knochen.

Wenige Minuten nur, dann bricht das Wetter los. Von allen Seiten sind wir hier auf den „Rüggens" seinem Anprall ausgesetzt. Ein Vergnügen ist es wahrhaftig nicht. Ohm Johannes vorn auf dem Kutscherſitz bekommt den wolkenbruchartigen Regen aus erster Hand. Die Finger sind ihm steif vor Kälte, daß er kaum die Zügel halten kann. Auch mein Musikdirektor neben

mir klappert und friert, trotzdem ich ihm noch eine meiner Decken abgegeben habe. Die Füße sind wie Eisklumpen. Unaufhörlich peitscht der Regen von vorn in die Karre hinein, daß man sich vor Nässe oben und unten gar nicht zu lassen weiß.

Bei Driefontein*) hat das Wetter eine unheimliche Gewalt erreicht. Es ist ganz unmöglich auszuspannen, da der Ausspannplatz in einen großen Sumpf verwandelt ist und es unaufhörlich schüttet.

Wir trinken nur schnell eine Tasse von dem mitgenommenen Kaffee, und dann weiter, damit wir, wenn möglich, noch vor Nacht nach Hause kommen. Alles grau vor unsern Augen. Und es regnet, regnet, was es nur regnen kann.

Da, den großen Berg hinauf hinter Driefontein streiken die Pferde. Welkom will durchaus nicht weiter. Der Weg war aber auch schrecklich. Nichts als Wasserrisse und Steingeröll. Es bleibt nichts anders übrig, wir müssen aussteigen und den Weg hinauf durch die rinnenden Bäche, immer gegen das Wetter, zu Fuß machen, dabei die Karre von hinten schiebend.

Wie wir ziemlich oben sind und grad wieder eingestiegen waren, gehen die Gäule auf einmal rückwarts, von der Gewalt des Sturms erfaßt, und es hätte nicht viel gefehlt, die Karre wäre mit uns die Böschung hinabgerollt. Wir also, so schnell es ging, wieder heraus. Im selben Augenblick drehen die Pferde um und wollen wieder den Berg hinunter zum Ausspannplatz. Mit Mühe und im letzten Augenblick noch kann sie Johannes wenden. Dann aber gehts in rasender Karriere davon — ich hätte nie gedacht, daß Welkom so laufen könnte — und mein Musikdirektor und ich in meinem schweren Mantel keuchend, pustend und triefend hinterher.

Endlich holen wir sie ein, und auch das Wetter verschnauft sich für eine Weile, bis es wieder mit frischem Mut anfängt. Nun, wir waren wenigstens bei der Lauferei warm geworden.

Bei ziemlicher Dunkelheit schon erreichen wir den Zonderend. — Wird uns das Wasser noch hinüber lassen? Es ist schon ordentlich gestiegen und rauscht weißschäumend daher. In Gottes Namen durch! Und es geht, freilich mit Hangen und Bangen. Das Wasser reicht den Pferden an den Bauch und läuft stellenweise in die Karre hinein, daß wir die Beine hochziehen müssen. Wehe,

*) Ein Bauernplatz etwa in der Mitte zwischen Gnadental und Houtkloof, nach seinen drei Quellen so genannt.

wenn wir mitten im Fluß auf einen der vielen großen Steine geraten und umgeschlagen wären!

Hinter dem Fluß setzt Sturm und Regen noch einmal mit voller Kraft ein, aber noch ein paar Minuten, und wir sind am Ziel, durchgefroren und durchnäßt, aber — daheim.

Freudig werden wir begrüßt, und „Welkom" wackelt triumphierend mit seinem Ohr, und ein seltener Zug der Freude und Befriedigung gleitet über sein Antlitz, als wollte er sagen: Seht ihr, wir haben's doch geschafft. —

Kau in Frieden deinen Hafer, alter Freund, und schlummre sanft auf deinen Lorbeeren! — Wir wollen's auch tun. —

Es war doch eine harte Sache, diese fünf Stunden gegen Sturm und Unwetter in halboffener Karre über die Rüggens. — Ich mußte dabei an unsre stürmische Fahrt durch die Biskaya denken vor vielen Jahren.

Aber schließlich, was ist das gegen die noch ganz anderen Erfahrungen, die gelegentlich ein Missionar im Dienst seines Herrn auf Wanderungen oder Reisen durchzumachen hat durch Witterungsunbill u. a. m. Jedenfalls freue ich mich, daß ich die kleine Gemeinde dort nicht vergeblich habe auf Brot warten lassen.

Und gibt es etwas im Leben eines Missionars, das alle persönliche Mühe und Beschwerden im Dienst des Herrn so reichlich aufwiegt als die Freude, wenn er sieht, daß seine Arbeit geschätzt wird, und daß man mit verlangenden Händen nach dem Brot des Lebens greift, das er austeilt?

Freilich, nicht immer und nicht überall ist das der Fall. Sehr oft, ja vielleicht öfter noch gilt es auch seine Arbeit tun mit jener Selbstverleugnung, die sich damit begnügen muß, daß man eben seine Pflicht getan hat, ohne daß einem dafür eine Anerkennung oder ein Dank werde, oder daß man etwas von der Freude genießen könnte, die das Herz erfüllt, wenn man sehen darf, daß die Arbeit nicht vergeblich war.

Wie reich kann das Leben eines Missionars an solchen enttäuschenden Erfahrungen sein, auch gerade auf älteren Missionsgebieten. Und doch darf er sich dadurch nicht entmutigen lassen oder gar lässiger im Dienst werden, sonst wäre er ein schlechter Nachfolger dessen, der sagte: Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, und: Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein! — Und war nicht sein ganzer Erdenweg, menschlich betrachtet, ein Weg der Enttäuschungen? Und doch ging er ihn

fest und glaubensvoll mit der immer gleichen Liebe zu seinem Volk, mit dem immer gleichen Eifer für sein Werk und der immer gleichen Treue gegen den, der es ihm aufgetragen. Wie viel haben wir da noch von ihm zu lernen, dem nimmer Müden und immer Frohen — unserm Herrn! — —

Hier in Gnadental hat unterdessen das Unwetter auch arg gehaust. Im Garten hat der Sturm viel Schaden getan, u. a. einen fußdicken Loquaaz-Baum mitten durchgebrochen und die große, 20 Fuß hohe Dattelpalme entwurzelt, die beim Kellerhaus stand — die einzige weit und breit. Schlimmer noch sieht es in den tiefer gelegenen Gärten der Leute aus, die zum Teil völlig mit Sand und Schlamm verspült sind, so daß alle Arbeit vernichtet ist. Auch Dächer sind vielfach beschädigt und Häusergiebel eingestürzt. Heut früh um 4 Uhr war der große Fluß schon so gestiegen, daß die Postkarre nicht mehr hinüber konnte. Wie zu erwarten, liegt heut Schnee auf den Bergen. In diesen Sturmtagen hat auch der Tod viermal in der Gemeinde angeklopft.

Am Sterbebett

In der unteren Klipperstraße liegt wieder eine Schwindsüchtige auf dem letzten Lager. Sie bat mich heut, mit ihr zu beten, und ich fühlte, daß ihr der Wunsch aus dem Herzen kam. Wie manchesmal scheint er sonst nur aus einer Art Aberglauben zu kommen, indem man meint, der Seligkeit gewisser zu sein, wenn der Leeraar am Sterbebett ein Gebet spricht.

Diese Frau war in Demut ihres Heils gewiß. Es ist etwas Beneidenswertes um solchen kindlichen, festen Glauben. Wie oft findet man ihn bei diesem Volk angesichts des Todes! Und nicht die geringste Furcht vor der dunklen Stunde! Sie gehen wie ein Kind an des Heilands Hand getrost nach Hause, wenn sie sie wirklich einmal im Glauben erfaßt haben. Freilich, mehr als einmal habe ich auch den Eindruck gehabt, daß der Sterbende mit seinem Glauben sich in einer schrecklichen Selbsttäuschung befand, da, wo Selbstgerechtigkeit den Sünder über seinen wahren Herzenszustand täuschte, so daß nichts mehr im stande war, ihm die Binde von den Augen zu nehmen, und da, wo man sich ein ganzes Leben gewöhnt hatte, „Herr, Herr" zu sagen und viel vom Heiland und seiner Gnade zu sprechen, während das Herz schon so verweltlicht und fern von Gott war, daß man nicht im geringsten sich darum kümmerte, seinen Willen zu tun. — Und doch, wer sieht ins Verborgene und kann wissen,

was Gottes Geist und seine unendliche Gnade noch in der letzten Stunde an solcher Seele tun, wenn sie bereits dem Diesseits abgekehrt und auf dem Weg durch das dunkle Tor ist?

Die Kirchgeldfrage

17. August. — Die Kirchgeldfrage bleibt doch eine der unangenehmsten Angelegenheiten im Amt und zugleich eins der schwierigsten Probleme. Es ist mir immer klarer geworden, daß es so wie bisher nicht weiter gehen kann. Zumal in verdienstlosen Zeiten wie den gegenwärtigen ist es einfach ein Unding, von jedem ohne Unterschied den vollen Beitrag zu erwarten, wenn er auch verhältnismäßig klein ist*), oder gar darauf zu drücken, daß alle rückständigen Schulden bezahlt werden. Das verbittert und stößt eine Menge ab, ja es kann geradezu ein Hindernis werden für jede geistliche Arbeit, wie mir die Erfahrung oft gezeigt hat. Warum kommt ein so großer Teil der Abendmahlsgemeinde nicht mehr zum Tisch des Herrn? Warum wachsen so viele Kinder ungetauft auf? — Gewiß ist vielfach religiöse Gleichgiltigkeit daran schuld, aber in unzähligen Fällen ist der Grund der, daß man jahrelang seine kirchlichen Abgaben nicht mehr bezahlt hat, und selbst wenn man wollte, sie jetzt nicht mehr bezahlen kann. Man muß nur die traurigen Verhältnisse kennen, die tatsächlich in vielen unsrer Familien herrschen, wo der Hausvater oft monatelang ohne Verdienst ist, die Söhne bei den Bauern wie in alten Zeiten nur wieder sechs bis neun Pence am Tag erhalten, und viele einfach auf Schulden leben müssen. Ich habe in den letzten Tagen erschreckende Blicke in die Armut vieler unsrer Gemeindeglieder getan, die mich zu der Überzeugung brachten, hier muß geholfen werden, auf alle Fälle können wir nicht alle rückständigen Schulden einfordern. Das wäre eine Härte, die sich mit unserm Amt nicht verträgt und uns nur die Leute entfremdet und zu Feinden macht. Auch kann ich es auch nicht für richtig halten, jemandem den Gebrauch der Sakramente zu verweigern, weil er beim besten Willen seinen kirchlichen Pflichten nicht genügen konnte oder selbst sich Nachlässigkeit darin hat zu Schulden kommen lassen. Und wie oft ist es wirklich einfach Unfähigkeit zu zahlen

* Die Höhe der kirchlichen Abgaben beträgt für die männlichen Mitglieder sechs Schilling und für die weiblichen vier im Jahr. Sie werden in der Regel von den Kirchenratsmitgliedern einkassiert, die sie dann dem Missionar abliefern. Manche bringen sie auch selbst. Jeder hat sein Quittungsbüchlein, in das die Zahlungen eingetragen werden.

bei solchen, die in besseren Zeiten treu gezahlt haben, von den Alten, Schwachen und Kranken ganz zu schweigen. —

Etwas ganz anderes ist es natürlich mit denen, die aus dem einen oder andern Grund sich direkt weigern, ihr Kirchgeld zu zahlen, oder die die Berechtigung denselben nicht anerkennen. Sie haben m. E. auch jegliches Anrecht auf kirchliche Bedienung verwirkt, wenn man auch seelsorgerlich nie aufhören soll, an ihnen zu arbeiten. Aber im Ganzen gibt es doch derer nur wenige. Fast alle sind überzeugt davon und sprechen es auch aus, daß sie für all die kirchliche Arbeit, die an ihnen getan wird, und all den geistlichen Segen, den sie erhalten, auch schuldig sind, ihrerseits etwas zu leisten, und daß sie das Gefühl haben, nicht mit Freimut von den Gnadenmitteln Gottes in der Kirche Gebrauch machen zu können, wenn sie nicht nach besten Kräften ihre Pflicht getan haben. Aber freilich, sie werden immer wieder daran erinnert werden müssen. Das ist vor allem Sache der Kirchendiener und -dienerinnen, die das Kirchgeld kollektieren.*) —

Im Einverständnis mit meinen Kollegen habe ich nun neulich in einer besonderen Zusammenkunft der Erwachsenen alle, die noch mit ihrem Kirchgeld zurück sind und deswegen etwa nicht mehr das Abendmahl besuchen, aufgefordert, zu mir zu kommen, wir wollten ihnen gern helfen, so weit wir könnten.

Die Folge war, daß gegen hundert Leute in den letzten Tagen bei mir waren, die jahrelang nicht mehr am heiligen Abendmahl teilgenommen hatten. In eingehender Unterredung habe ich mich nach ihren Verhältnissen erkundigt, wo es mir nötig schien, auch die Ansicht der Diener und Dienerinnen erfragt, und ihnen dann alle rückständigen Schulden gestrichen, die sie doch nie würden bezahlen können, und sie nach seelsorgerlichem Zuspruch herzlich aufgefordert, doch wieder zum Abendmahl zu kommen, wenn ihr Herz sie triebe, und mit Gottes Hilfe ein Neues anzufangen. Die meisten waren rührend dankbar und versprachen, in Zukunft wenigstens so viel geben zu wollen als sie könnten, so lange die Zeiten noch so schlecht wären.**) — Mag sein, daß manche ihr

*) Zu dem Zweck haben sie besondere Kollektenbüchlein, in denen alle Namen der Zahlpflichtigen in ihrem Bezirk eingetragen sind.

**) Die Jahre 1905—1909 brachten die Reaktion auf die Gründerzeit, die dem Burenkrieg gefolgt war. Ein Geschäft nach dem andern machte bankrott. Unzählige Angestellte wurden entlassen, und die Not der Arbeitslosigkeit wuchs ins Ungemessene, besonders unter der in den Städten arbeitenden farbigen Bevölkerung. Allein in der Kapkolonie gab es 1906 gegen 10000 Arbeitslose,

Versprechen doch wieder nicht halten werden, so sind wir ihnen doch so weit wie möglich entgegengekommen und haben unsrerseits über diese Kluft, die sie von ihrer Kirche und ihren Missionaren trennte, die Brücke der Liebe geschlagen. Was würde es uns auch helfen, wollten wir nicht so tun? Wir würden nur mit dem Geld auch noch die Leute verlieren zum Schaden unserer geistlichen Arbeit. Und ich denke, es ist unsere Pflicht, alles zu tun, um die zurückgebliebenen Schafe wieder zur Herde zu bringen. Das gilt vor allem im Blick auf die Abendmahlsgemeinde. —

Was für eine Freude war es uns und welche Ermutigung für die Gemeinde selbst, als wir letzten Sonntag, der Feier des 13. August*), beim heiligen Abendmahl wieder eine so große Schar bei einander sahen, wie seit lange nicht. Es mögen wohl gegen 600 Teilnehmer gewesen sein. Da war mancher dabei, der zehn Jahre und länger nicht mehr zum Tisch des Herrn gekommen war. Vielen stand es auf dem Gesicht geschrieben, wie bewegt sie innnerlich waren vor Freude, daß sie wieder an dieser Feier teilnehmen durften, und mehr als Einer hat es hinterher mit Dank bezeugt. Selbst von unsern Gegnern auf kommunalen Gebiet war eine ganze Anzahl erschienen. Ich hoffe, es werden noch immer mehr kommen, die Verlangen haben, wieder ein Neues zu beginnen.

Es ist mir über dem allen wieder deutlich geworden, daß die Kirchgeldfrage eine solche ist, bei der das Gewissen des betreffenden Gemeindehirten und seine Kenntnis der Verhältnisse mitsprechen muß, eine Frage, die im einzelnen Fall mit viel Takt und Vorsicht angefaßt werden muß, und bei der nie der finanzielle Gesichtspunkt der allein maßgebende sein darf, sondern vielmehr die Rücksicht auf Nutzen oder Schaden für das geistliche Leben des Einzelnen wie der Gemeinde. Mit rücksichtsloser Strenge wird m. E. mehr geschadet als genutzt — wenigstens da, wo wirkliche Not vorhanden ist. —

Armut

20. August. — Die Armut ist wirklich eine bittere Not in manchen Häusern. Da ist die Familie von

---

und es kam im August dieses Jahres zu großen Demonstrationen vor dem Parlament in Kapstadt.

*) Dieser Tag wird als Stiftungsfest der erneuerten Brüderkirche gefeiert in Erinnerung an die Erweckung und den inneren Zusammenschluß der mährischen Emigranten in Herrnhut im Jahre 1727. Vergl. G. Burckhardt, die Brüdergemeine 1. Teil Seite 40, 41.

Daniel Cloete, dem erst kürzlich Getauften. Wochenlang liegt der Mann hilflos auf dem Krankenbett, kaum mit dem Nötigsten versorgt. Daneben in der Ecke auf dem Boden, in ein paar Lumpen gehüllt, das jüngste Kind, ebenfalls auszehrig. Die andern Kinder auch noch unmündig. Kein eigenes Haus, keinen Garten, kein Vieh, kein Verdienst. Mir ist's ein Rätsel, wovon die Leute leben. Die Verwandten können kaum helfen, da sie selbst arm sind. Wir tun, was wir können, aber wie viele gibt's sonst noch, die unserer Hilfe bedürftig sind. Die Frau weinte bitterlich, als ich gestern da war. Sie haben rein nichts mehr im Haus für das tägliche Brot. Ich ließ für die augenblickliche Not etwas da und schickte dann noch einen Kürbis und Lamoenen für den Kranken. Hier müßte die Armenkasse helfen, aber die hat ja selber nichts als — Schulden.

Da ist in der Vley das Haus von Frederik Hector. Der Mann liegt schon ein paar Jahre krank. Es scheint nun, daß es zu Ende gehen will. Er erhält regelmäßig eine Kleinigkeit aus der — leeren — Armenkasse. Aber es reicht nur gerade für die äußerste Not. Neulich beim Unwetter ist ihm der ganze Giebel seines Hauses auf der Wetterseite eingestürzt. Er hatte gerade noch vorher aus der bedrohten Kammer weggebracht werden können und liegt nun in der Küche neben dem offenen Herd, während es durch das offene Dach auf schreckliche Weise zieht. Aus der Gemeinde heraus ist eine Subskriptionsliste aufgemacht worden für Wiederaufbau der Giebelmauer. Das ist doch noch ein erfreuliches Zeichen christlicher Liebe. Leider gibt es auch nicht wenige, die sich selbst Verwandten gegenüber jeglicher Hilfeleistung enthalten in der Meinung, dazu seien ja die Leeraars da. Es scheint fast, als ob die Leute von dieser Seite in früheren Zeiten, als noch die allgemeine Haushaltung der Missionare bestand, etwas verwöhnt worden seien.

Wohltaten

Man kann auch durch zu viel Wohltaten schaden. Jedenfalls gilt es bei unserem Volk darin weise und vorsichtig zu sein. Man sollte eigentlich nie auf Kosten der Trägheit oder Unwilligkeit der eigenen Familienglieder helfen, oder da, wo die Gaben statt mit Dankbarkeit und Bescheidenheit mit Selbstverständlichkeit als ein Recht in Empfang genommen werden — wozu unsere Leute sehr neigen — und man oft noch nicht zufrieden ist mit dem, was man erhält. Damit erzieht man weder den Einzelnen noch die Gemeinde im Geist des Christen-

tums und kommt schließlich selber noch in den Verdacht, im Überfluß zu leben.

Und wie viele gibt es immer noch, die regelmäßig von Zeit zu Zeit auf die Werft kommen mit einem leeren Sack, um ihn gefüllt wieder nach Hause zu tragen, und die zu Früchten und Gemüse auch noch Fleisch und Brot, Tee und Kaffee haben möchten und am Ende auch noch Seife und eine Kerze und Streichhölzer und wer weiß was alles. —

Die alte Antonetta

So die alte Antonetta drüben von Koornlandskloof. Sie bewegt sich nur noch mühsam auf drei Beinen fort, und ihre Brust pfeift und orgelt wie eine alte Ziehharmonika. Eine wandelnde Ruine, die bald völlig einzustürzen droht. Wenn sie sprechen will, dauert's erst geraume Zeit, ehe es ihr mit viel Mühe glückt, ein paar Worte zu formen; oft plagt sie aber der Luftmangel so, daß sie nur durch Gesten reden kann. Sie hat's wirklich nötig, daß ihr geholfen wird, und sie verdient es auch; denn, war sie auch in jüngeren Jahren kein Engel, so hat sie doch im Alter, schon selbst so gebrechlich, daß sie sich kaum schleppen konnte, manchen Samariterdienst getan bei Kranken, denen niemand mehr helfen wollte. Da hat es sich gezeigt, daß sie mehr Ewiges in sich trägt, als viele andere. Das Beste hat sie wohl noch aus Bischof Halbecks Zeiten, von denen sie viel zu erzählen weiß. Sie ist noch eine von denen, die beim Holzsammeln draußen im Busch gelegentlich niederknieen und mit ihrem Heiland reden, und die sich in der Gegenwart nicht mehr heimisch fühlen, weil da ein anderer Geist weht.

Die „Nickeltante"

Und dann, wie könnte ich sie hier vergessen, die alte ehrliche „Nickeltante", wie sie allgemein von unsern Werftkindern genannt wird, Louise Mozes mit Namen, die noch in ihrer Jugend Sklavin war und unter dem weißen Tuch, womit sie stets ihre Stirn verhüllt, ein Tätowierungszeichen aus der Heidenzeit trägt. Sie ist wohl bald an die hundert Jahre alt und wackelt beständig mit dem Kopf hin und her, als könne auch sie sich in der Gegenwart nicht mehr zurechtfinden, und es ist immer, als wolle sie sagen: „Wunderliche Welt! Wunderliche Welt!" —

Sie hat eine vielbewegte Jugend gehabt. Davon muß ich doch einiges niederschreiben, wie sie es einmal selbst erzählt hat.

Sie ist in Mozambique geboren, wann, weiß sie natürlich selber nicht. Ihr Vater hieß Udukukree und ihre Mutter Rupanka. Als sie acht Jahre alt war, wurde ihr erklärt, sie sei nicht schön, wenn sie nicht wie alle ihre Stammesgenossen tätowiert würde. Wohl oder übel mußte sie sich dieser wenig angenehmen Prozedur unterziehen, die von einem besonderen Künstler vorgenommen wurde. Nachdem die Zeichen auf ihrer Stirn eingeritzt worden waren, wurden diese mit Asche eingerieben, und dann durfte sie sich in die Sonne setzen, damit es trockene und heile. —

Als ihre Mutter früh starb, kam sie zu ihren Großeltern als — wir würden heut sagen, Mädchen für Alles.

Aus dieser Zeit sind ihr noch allerhand interessante Erinnerungen hängen geblieben über das Leben und die Behandlung der jungen Burschen und Mädchen.

Die jungen Männer — so erzählte sie — wohnten zusammen unter Aufsicht eines „Autata" (alten Mannes). Ebenso für sich lebten die jungen Mädchen mit einer „Autanta" (älteren Frau), die sie zu hüten hatte. Wollte ein Bursche ein Mädchen freien, so mußte er erst die Autanta um Erlaubnis fragen. Nur im Beisein der Alten durfte er sie dann besuchen. Erst nach einem Jahr wurde ihnen erlaubt zu heiraten. Dabei ging es folgendermaßen zu:

War der Abend vor der Hochzeit — also der „Polterabend" — herangekommen, dann mußte das Mädchen auf einem Fleck still sitzen, während um es herum die alten Weiber einen Tanz aufführten, es dabei bespieen und schlugen, soviel sie wollten, und ihm allerlei Ermahnungen für den Ehestand gaben. Das dauerte die ganze Nacht hindurch. Am Morgen wurde es dann — wohl mehr tot als lebendig — auf eine Leiter gelegt, und so wurde die glückliche Braut von sechs Weibern zum Fluß getragen. Dort wurde sie von ihnen gründlich untergetaucht und abgewaschen — es wird wohl nötig gewesen sein — worauf ihr neue Kleider angezogen wurden, soweit man von „Kleidern" in diesem Fall reden kann. Wieder wurde sie dann auf die Leiter gehoben, man gab ihr ein Holzbeil — wohl zum Zeichen ihrer hausfraulichen Würde — in die Hand, und im Triumpf wurde sie nach ihrem neuen Heim getragen. Damit war der feierliche Akt beendet. — Ein Mädchen, das gefallen war, wurde getötet. —

Eines Tages, als Louise auf dem Feld beim Bohnenpflücken

war, hörte sie von Vorübergehenden, daß ihr Vater gestorben sei. Da sie noch ein Kind war, durfte sie die Leiche nicht sehen. Diese wurde der Sitte gemäß — so berichtete sie — im Schilf des Flusses ausgesetzt und so den wilden Tieren preisgegeben. Solche scheint es dort viel gegeben zu haben, denn es war ihr lebhaft in Erinnerung, daß oft Menschen von ihnen aufgefressen wurden.

Bei Gelegenheit einer Sklavenjagd wurde ihre Schwägerin gefangen. Auf die Bitte ihres Schwagers, Louise möge an ihrer Stelle gegeben werden, willigte der Familienrat ein. So wurde die Ärmste von ihrer eigenen Familie an den Sklavenjäger verhandelt, der sie dann wieder an Portugiesen verkaufte.

Schon manchesmal hatte sie früher gehört, wie schlecht man die Sklaven behandele, wie man sie wie zusammengepferchtes Vieh in den unteren Räumen des Schiffes verschlossen hielte und hungern und dursten ließe, hatte gehört, wie man sie, wenn ein englisches Schiff in Sicht kam, ans Ufer brachte und unter Schlägen landeinwärts trieb, bis die Gefahr vorüber war. Nun sollte ihr das gleiche Los werden. Mit anderen Mädchen wurde sie aufs Schiff gebracht, in dem schon viele Männer aneinandergekettet verladen waren. Am dritten Tag nach ihrer Abfahrt wurde ein englisches Schiff gesichtet. Alle Mühe, zu entkommen, war umsonst. Der englische Kapitän kam an Bord, durchsuchte das Schiff und fand die Unglücklichen im untersten Raum aneinandergeschlossen. Viele Tote und Sterbende waren darunter, und die noch Lebenden schrieen nach Wasser. An dem Tag erhielt Louise mit den anderen ihre Freiheit, d. h. sie wurde nach Kapstadt gebracht und einem Farmer in Zoetemelksvley, einige Stunden von Gnadental gelegen, übergeben. Dort blieb sie vier Jahre. Dann kam sie nach Gnadental, wo sie 1857 getauft wurde.

Sie ist auch eine von denen, die gern um die Mittagszeit auf die Werft kommen und bald der, bald jener Jufvrouw oder auch mehreren nach einander einen Besuch machen. Wo ihr schwarzes Gesicht mit der großen weißen Haube im Rahmen einer Küchentür auftaucht, da weiß man schon ohne Worte, was ihr Begehr ist. Und hat sie sich einmal niedergelassen, dann schüttelt sie so lange den Kopf, bis sie glücklich einen Teller Suppe oder dergleichen erwischt hat. Rührend ist es zu sehen, mit welcher Bedachtsamkeit sie den Löffel zum Munde zu bringen sucht, und

wie oft ihr der wieder im entscheidenden Augenblick vorbei fährt, bis sie glücklich einmal den rechten Moment erhascht und die Einfahrt gefunden hat. Natürlich geht es dabei nicht ohne einige mehr oder minder erhebliche Havarien für die Ladung ab.

Noch mehr strahlt ihr Gesicht, wenn sie ein „Kummetje"*) Kaffee erhält, denn Kaffee geht ihr über alle andern irdischen Genüsse, besonders wenn er recht schwarz wie Tinte ist und mit Zucker dabei nicht gespart wird.**) Mit unnachahmlicher Befriedigung in ihren Mienen — fast hätte ich gesagt: mit heiliger Andacht schlürft sie die süße Labe, sorglich bemüht, daß so wenig wie möglich davon verschüttet werde.

Kopfschüttelnd bedankt sie sich für die empfangene Gabe, wobei die horizontale Bewegung ihres Kopfes häufig mit einer vertikalen wechselt, die ihre Zustimmung und Befriedigung ausdrücken soll. Köpfschüttelnd und nickend wandert sie dann weiter der — nächsten Küche zu, wo sich dasselbe Schauspiel wiederholt, bis sie nach einiger Zeit des Hin und Herkreuzens mit voller Ladung kopfschüttelnd den Kurs nach Hause einschlägt, wobei der große Rand ihrer weißen Haube wie ein Segel im Winde flattert. Dann und wann bleibt sie noch stehen und wirft einen sehnsüchtigen Blick nach den gastlichen Stätten zurück, an denen sie geweilt, oder sie kehrt wohl auch gelegentlich „aus Versehen" wieder in dieselbe Küche zurück, wo sie eben erst etwas empfangen hat. Begegnet ihr jemand, so dreht sie bei und stoppt, um dann kopfschüttelnd weiter zu segeln, falls sie keiner Anrede gewürdigt wird, und es ist immer, als murmele sie: „Wunderliche Welt! Wunderliche Welt!" —

Ganz besonders ist ihr Kopf in Tätigkeit, wenn sie etwas erregt oder bei feierlichen Gelegenheiten, namentlich in der Kirche. Dann erreicht das Schütteln und Nicken ein solches Tempo, daß einem schwindlich werden kann. Es scheint, als wolle sie jedes Wort, das sie hört, mit zustimmender oder abweisender Bewegung begleiten, eine Kritik, die so komisch wirkt, daß man gut tut, so viel als möglich nach einer anderen Richtung zu sehen,

*) Eine hänkellose Schale, wie sie bei den Leuten gebräuchlich ist.

**) Wie übrigens Kaffee das eigentliche Lieblingsgetränk unserer Leute ist und schon die Kinder sich nichts Köstlicheres denken können, dafür bekam ich einmal einen niedlichen Beweis in der Schule. Als ich bei der Geschichte von der Hochzeit zu Kana einen kleinen Buben fragte, woran es da gefehlt habe, bekam ich prompt zur Antwort: „Mijnheer, helle het ni Koffee ni gehad ni" (Mein Herr, sie haben keinen Kaffee mehr gehabt).

zumal wenn man selbst der Redende ist, es könnte einem sonst etwas begegnen, was zuweilen jungen Kandidaten bei ihren ersten Predigten passieren soll — und das wäre für einen Mann in reiferen Jahren doch recht fatal. —

Übrigens bin ich gewiß, daß die Nickeltante hier in diesem Leben keine Ruhe mehr für ihr Haupt finden wird. Kopfschüttelnd wird sie einst auch zur Himmelstür hereintreten: „Wunderliche Welt! Wunderliche Welt!“ — Und ich weiß nicht, ob sie dann überhaupt noch einmal aus dem Schütteln und Nicken herauskommen wird, so viel Neues und Wunderbares wird es immer wieder für sie zu sehen geben, und so viel Gutes wird sie empfangen, so viel, wie sie nie in der Küche ihrer Jufrouwen erhalten — trotz des besten Kaffees — oder von da in ihrer Schürze nach Hause getragen hat.

Aber das weiß ich: Ihre Stirn wird sie nicht mehr mit dem weißen Tuch zu verhüllen brauchen, denn das alte Heidenzeichen wird nicht mehr darauf zu sehen sein. Es wird statt dessen der neue Name darauf stehen, von dem in dem letzten Buch der Bibel die Rede ist, und den niemand mehr auslöschen kann. — —

In der Hütte des Aussätzigen

23. August. — Wieder einmal habe ich dem Elend in sein graues starres Auge gesehen. Es war in der Hütte des Aussätzigen — Thomas Jonas ist sein Name — droben in Fonteintjeskloof oberhalb Voorstekraal,*) etwa $^3/_4$ Stunden zu Fuß von hier.

Der Weg dorthin ist einer der schönsten, die es hier gibt. Erst durch den Eichbusch hinter den Gärten dem Wasser entlang und dann über die Hügel im Westen mit einzig schönem Blick auf Gnadental und das gewaltige Bergpanorama im Hintergrund. Dann steil hinab ins Tal auf steinigem Weg und wieder steil hinauf durch Heide und Proteenbüsche, bis man in einen hohen Kiefernwald einbiegt. Darin liegt ganz versteckt, von aller übrigen Welt abgesondert, ein kleines Haus mit flachem Dach, von außen nur roh mit Lehm beworfen. Man sieht es nicht eher, als bis man davor steht. Nicht weit davon rieselt das frische Bergwasser. Im Winter muß es entsetzlich kalt und feucht hier sein. Jetzt genoß ich nach der heißen Wanderung die Kühle des Schattens unter den Kiefern, die nur einen kleinen Platz vor dem Haus freilassen. Ich war entzückt von diesem

*) Eine Außenwyk von Gnadental.

Hütte des Aussätzigen (siehe Seite 80)

Blick in die Gnadentaler „Kloof"

Ein altes Gnadentaler Ehepaar in Abendmahlstracht

Idyll, das mich an die Romantik einer Settlerwohnung im fernen Westen erinnerte, wie man sie auf Bildern gelegentlich sieht.

Neben dem Haus rauchte ein Backofen, und davor kniete Ernstina, das noch junge Weib des Aussätzigen, mit dem Feuer beschäftigt, während ihre drei Kinder — das jüngste ist erst drei Jahre alt — halb nackt, nur mit ein paar unbeschreiblichen Lumpen bedeckt, trockene Reiser und Tannzapfen herzuschleppten.

Die Frau war meiner nicht gewahr geworden. Erst als ich sie anrief, drehte sie sich um und kam herbei. Sie macht einen gesunden und kräftigen Eindruck, obgleich alle Arbeit und Sorge für die Familie auf ihr ruht.

Wir gingen ins Haus, wo der Kranke in einer Ecke auf armseliger unsaubrer Pritsche lag. Es ist nur ein einziger Raum, der für alles dient, völlig kahl, kein Tisch, kein Stuhl, nur ein paar Kasten, die beides ersetzen, ein Eimer, ein paar Töpfe, ein Kessel über dem Feuerplatz und ein zweites, ebenso ärmliches Bett, auf dem wohl die Kinder schlafen mögen. Das Haus ist der Familie leihweise von einem Gnadentaler überlassen worden.

Die Kinder waren an der Mutter Rock auch hereingekommen. Zwei von ihnen sind noch ungetauft. Ich habe der Mutter versprochen, die beiden kleinen Heiden am nächsten Taufsonntag zu taufen. Die Taufkleider dazu haben wir ihnen schon geschenkt; denn die Leute haben schlechterdings nichts, als was sie aus der Armenkasse und durch andere milde Gaben erhalten. Der Mann kann schon seit Monaten nicht mehr arbeiten, und wenn er auch noch könnte, wer würde einen Aussätzigen in Dienst nehmen?

Es ist kein Zweifel mehr, daß er den Aussatz hat. Man kann es auf den ersten Blick sehen. Diese blaßrosa glänzenden Flecke im Gesicht und die etwas geschwollenen Hände mit den gekrümmten Fingern sind ein nur zu bekanntes Zeichen. Dazu kommt eine gewisse Stumpfheit und Schlaffheit in körperlicher wie geistiger Hinsicht. Ich vermute freilich auch, daß er in seiner Jugend — er ist jetzt 51 Jahr — ein liederliches Leben geführt und getrunken hat, was er jedoch leugnete.

Es war heut nicht viel aus ihm herauszubringen. Ich redete ihm ernst, aber freundlich zu, den einen Trost und Helfer zu suchen, ohne den er nicht Frieden finden würde, und der eben durch die Not und Krankheit an seine Herzenstür klopfte, damit er sie ihm auftäte. Dann betete ich noch mit ihm, und mir schien, als wäre er doch auf dem Weg nach dem Licht, aber noch

fern, sehr fern. Hier muß geholfen werden mit leiblicher und geistlicher Speise.

Ich sah mich noch einmal in dem öden, kahlen Raum um, und mir war, als grinsten mich aus allen Ecken zwei hohle, starre, graue Augen an, die tief in ihren Höhlen saßen, kalt und lauernd — das Elend. Es saß am Feuerherd wie ein altes dürres Weib mit wirrem Haar und knochigen Fingern; — es hockte auf der Bettkante neben dem Aussätzigen wie ein unheimlicher, häßlicher Vampir; — es schaute durch die Lumpen der Kinder, die in Fetzen an ihrem kleinen Körper herabhingen; — es lugte zum Fenster herein und humpelte über die Schwelle der Tür — immer dieselben grauen Augen, hohl, starr, kalt und lauernd, als wollten sie sagen: Es hilft euch nichts, ich bleibe hier, bis ein anderer kommt und mich ablöst! — Sollte wirklich nichts helfen, das unheimliche graue Weib mit dem starren Blick zu verscheuchen, noch ehe „der andere" kommt? —

Wir wollen's noch mehr mit helfender Liebe versuchen und mit dem, der sagte: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch erquicken! Er hat ja einst die bösen Geister gebannt, und wo er kam, mußte das Elend fliehen. Sollte er nicht heut noch dieselbe Macht haben?

Auf dem Heimweg ließ mich das Bild nicht los, das ich gesehen — die Hütte des Aussätzigen in der einsamen Waldkloof mit dem grauen Elend darin. Und dabei dufteten rundherum die frischen Bergkräuter und summten die Bienen, und die Sonne lachte in übermütiger Lust und warf in leuchtenden Wellen ihr schimmerndes Goldhaar über den tiefblauen Himmel und die bunte Welt, daß das Auge fast geblendet wurde von all dem Glanz, der Schönheit und Pracht in Gottes Natur. — Und die Berge funkelten in allen Farben des Prismas, und es war, als wollten sie in ihrer stillen, hehren Majestät reden von dem Einen, das noch fester und unwandelbarer ist als sie. — Und in den Kloofen rauschten die Wasser, die der letzte Regen zu Tal gesandt, und erinnerten an das alte Wort, das einst aus dem Herzen eines kam, der auch das Elend kennen gelernt: Deine Fluten rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brausen; alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich. —

Herr, du Ewiger, wie schön ist deine Welt! und — wie viel Elend darin! —

Aber ich weiß es doch: Am Ende wird die Sonne siegen über

die stürzenden Wasser, daß sie nur noch wie ein schmales Silberband über die Felswand rieseln, das kaum mehr den Grund erreicht. Und am Ende werden die Berge doch Recht behalten mit dem, was sie erzählen von der Treue und Liebe dessen, der sie festsetzt in seiner Kraft!

Allerhand „Burisches"

26. August. — Wieviel Hinterwäldlertum gibt es doch noch hierzulande grade unter der Burenbevölkerung. — Heute vormittag wurde das jüngste Werftkind getauft — von seinem Großvater. Bei der Gelegenheit waren auch einige Bauern anwesend, die von irgend einer weltentlegenen Farm gekommen waren und scheints noch nie eine Orgel gesehen und gehört hatten. Nach dem Gottesdienst besahen sie sich noch staunend die Kirche und fragten dann, was das für ein Ding sei, was während des Gesangs „zoodanig geraas"*) gemacht habe wie eine Dreschmaschine. —

Heilige Cäcilie, wenn du dich nun nicht vor Empörung im Grabe umdrehst! — Unsre gute herrliche Orgel eine — Dreschmaschine!! Wahrhaftig, ich hätte mich nicht mehr gewundert, wenn sie unsre Kirche für eine Scheune gehalten hätten, obgleich sie eine der schönsten im ganzen Land ist, wenigstens unter den Missionskirchen. —

Ich mußte an den anderen schönen Ausspruch eines Buren denken droben im Freistaat, dem einmal jemand vom deutschen Kaiser und seinem großen Schloß in Berlin erzählte, das viele hundert Zimmer und Säle habe. Mit vor Staunen offenem Munde hatte der alte graubärtige Bur, der offenbar noch nie aus seiner ländlichen Einsamkeit in eine Stadt gekommen war, zugehört und ungläubig den Kopf geschüttelt. Als der andere ihm aber hoch und heilig versicherte, daß dem wirklich so sei, platzte er schließlich heraus: „Maar daar moet de Kerl daarom baije beeste he!"**)

„Wieso denn?" war die Gegenfrage.

Antwort: „Ja waarvandan zal hy dan al de mest kree om zoo veel kamers te smeer?"***)

---

*) Solchen Lärm.

**) „Aber da muß der Kerl doch sehr viel Ochsen haben" (die Bezeichnung „Kerl" ist durchaus nicht ehrenrührig in der südafrikanischen Umgangssprache).

***) „Woher soll er sonst all den Mist nehmen, um so viel Zimmer zu schmieren?" — Auch die ärmeren Buren pflegen den Fußboden ihrer Zimmer mit Kuhmist zu streichen.

Noch eine andere niedliche Geschichte kommt mir dabei in den Sinn, die mir ein umherreisender Bilderhändler erzählte, wie es deren so viele hier im Land gibt. Ob sie wirklich so passiert ist, dafür kann ich mich nicht verbürgen, aber möglich wäre sie immerhin.

Besagter Händler also, der besonders das Vergrößern von Porträts nach Photographien als einträgliches Geschäft betrieb, erzählte unter einer Menge anderer Schnurren, was er einst mit einem alten zur Dopperfekte gehörigen Bur erlebt hatte. Vor Jahren, auf einer seiner Fahrten kreuz und quer durch Transvaal, hatte ihm auf irgend einer abgelegenen Farm ein solcher die kleine Photographie seines verstorbenen Vaters übergeben zu dem Zweck, danach ein größeres Bild für ihn anzufertigen.

Mehrere Jahre waren seitdem vergangen, da kommt besagter Händler wieder eines Tages an jener Farm vorbei. Der Bur erkennt ihn sofort wieder und fragt alsbald, ob er die Vergrößerung von seines Vaters Bild mitgebracht habe. Der Händler stutzt einen Augenblick und kramt in seiner Erinnerung. Wahrhaftig, er besinnt sich, es hat seine Richtigkeit damit, aber das kleine Bild war ihm irgendwie abhanden gekommen, ohne daß er den Auftrag ausgeführt hätte, und dann hat er nicht weiter daran gedacht. Sollte er jetzt den alten Bur enttäuschen, der so erwartungsvoll dastand, und dem er vielleicht nie wieder im Leben begegnen würde? Er würde sich ja außerdem um einen guten Verdienst gebracht haben. Da kommt ihm ein rettender Gedanke. Unter seinen bestellten Bilderaufträgen, die er grade bei sich führt, ist das Porträt eines anderen alten Buren, der allenfalls jenem Verlangten etwas ähnlich sehen könnte, so ein echtes Bauerngesicht mit langem weißen Bart, wie man sie so häufig dort trifft. Schnell entschlossen sagt er, freilich, er glaube es bei sich zu haben, kramt unter seinen Sachen und holt richtig jenes Burenbild, das für ganz jemand anders bestimmt war, hervor und zeigt es mit triumphierender Künstlermiene dem alten Dopper, gespannt, was er dazu sagen werde. —

Der besieht es sich lange Zeit, kratzt sich hinter den Ohren, schüttelt den Kopf, sieht es sich wieder an und sagt endlich, ja, es wäre wohl ein ganz schönes Bild und habe auch ein bißchen Ähnlichkeit mit seinem Alten, aber der Bart sei doch zu lang und weiß, und so viel Runzeln habe er auch noch nicht auf der Stirn gehabt. — Darauf der Händler: Ja, oubaas het recht, maar keek, toenmals was je pa nog jonger. Nu is hy al lang

dood. Daar is het begrejpelijk dat in al die jaren zyn baard langer en witter geword' is, en dat sijn gelaat rimpelen gekree' het." („Ja, Baas hat recht, aber schau, damals war Euer Vater noch jung. Nun ist er schon lange tot. Da ist es doch begreiflich, daß in all den Jahren sein Bart länger und weißer geworden ist, und daß er Falten im Gesicht bekommen hat.") —

Diese Logik schien dem Alten einzuleuchten, und zufrieden zahlte er den geforderten Preis und hing das Bild an den dazu bestimmten Ehrenplatz.

Noch manche andere echt afrikanische Anekdote ließe sich da erzählen, wie die von jenem geriebenen Gauner, der auch dort oben im Hinterland von Farm zu Farm zog und als angeblicher Regierungsarzt jegliches Gebein, alt und jung, impfte, wobei ihm als Lymphe eine Büchse — Kondensmilch diente, ein Geschäft, bei dem er nicht schlecht verdiente, bis die Sache schließlich ruchbar wurde, und er vorzog, sich mit seinen ärztlichen Errungenschaften in Sicherheit zu bringen — oder jene andere von dem Straußenfederhändler, der es fertig brachte, einem alten gutmütigen Bur, der ihm seinen Vorrat an Federn zeigte, eine Menge der schönsten abzubetteln, indem er mit Tränen im Auge erzählte, seine Frau liege daheim mit schrecklichem Rheumatismus zu Bett, und der Arzt habe ihm gesagt, da hülfe nichts als eine warme Packung von Straußenfedern.

Genug. So unglaublich das alles klingt, wer Südafrika kennt, der lächelt still und denkt: Es wird schon so gewesen sein. —

Eine „Mutter der Gemeinde"

7. September. — Im letzten Monat sind nicht weniger als zwölf Begräbnisse gewesen. Auch Daniel Cloete ist unter den Dahingegangenen. Ich war noch kurz vor seinem Ende bei ihm. Wie viele Kranke sind noch in der Gemeinde! Man kommt vor lauter Krankengängen kaum dazu, die Gesunden zu besuchen.

Heut habe ich die alte, 82jährige Johanna Pieters aus der Klipperstraße begraben. Sie war eine „Mutter der Gemeinde", die sie auf betendem Herzen trug. Früher war sie eine sehr tüchtige Kirchendienerin. Zuletzt hat sie drei Jahre krank gelegen. Wenn man zu ihr kam, fand man sie fast immer mit Gottes Wort und dem Gesangbuch beschäftigt. Auch die Losung lag immer neben ihrem Bett. Und das war nicht nur Schein wie bei manchen anderen, die, wenn sie den Leeraar kommen sehen, sich schnell vor die aufgeschlagene Bibel setzen und

sich den Anschein geben, als ob sie eifrig läsen, wobei es dann gelegentlich passiert ist, daß sie umgekehrt vor ihnen lag, weil sie überhaupt nicht lesen konnten. Johanna las ihre Bibel aus innerem Bedürfnis. Ihr war Gottes Wort der Quell des Lebens und der Kraft geworden. Auch für uns Missionare hat sie täglich Fürbitte getan. Gut, daß sie nicht hat so lange liegen müssen wie ihre Schwester. Die ist über 20 Jahre nicht vom Bett gekommen. Ich sprach im Begräbnis über Joh. 6, 68. 69. Der Sarg wurde von Dienern heraufgetragen. Es war ein großer Leichenzug. —

Ein 70. Geburtstag

Gestern waren wir bei dem alten Henoch September zu seinem 70. Geburtstag eingeladen. Er und seine Frau gehören zu den Honoratioren in der Gemeinde, und sein Haus ist eins der besten und wohlhabendsten. Er hat, wie man hier sagt, eine große „bezigheid" (Geschäft), einen Laden, Fleischerei, Fuhrwerk und eine Menge Schafe und Böcke. Sein Sohn Daniel hat die Geschäfte für den Alten übernommen, einer unserer besten jungen Leute. Der Alte war bis vor wenig Jahren ein arger Quartaltrinker, der in der Trunkenheit sehr roh sein konnte, sonst die Gutmütigkeit selbst. Jetzt ist er völlig verändert. Und das ist nächst Gottes Gnade hauptsächlich das Werk seines Sohnes Daniel. Er ist das Salz und Licht in der Familie, von dem auf alle ein heilsamer Einfluß ausgeht. — Wir haben den Alten readmittieren können, und nun ist's rührend zu sehen, wie er sich der Gnade Gottes und seines neuen Lebens freut. Vor kurzem hatte er einen Schlaganfall, infolgedessen er lang ans Bett gefesselt war. In der Zeit ist er auch noch innerlich gefördert worden. So war sein 70. Geburtstag zugleich ein Genesungsfest in doppelter Hinsicht, was wir gern mit ihm gefeiert haben. Die Stube, ein schönes großes Zimmer, war festlich geschmückt. Mitten auf dem Tisch prangte ein großer Staatskuchen, wie solche in der Stadt zu Hochzeiten gekauft werden — ein Turm in drei Stockwerken mit allerhand vergoldeten Schnörkeln daran und oben darauf zwei sich schnäbelnden Tauben aus Zucker, eine stilvolle Erinnerung an die Zeiten, da der alte Henoch und seine Eheliebste noch die Freuden des Honigmonds genossen. — Um dieses Pracht- und Kunstwerk herum eine Menge anderer Kuchenteller, denn an solchem Tag kommen die Gratulanten von allen Seiten, und jeder muß bewirtet werden. Die Wände, reich mit Bildern und Gedenksprüchen behangen, waren mit

Guirlanden und Blumen geschmückt. Der Jubelgreis mit seiner Ehehälfte saß sehr angetan am oberen Ende der Tafel. Als der Kaffee aufgetragen war — er war nach unserer Leute Art so stark, daß ich aus meiner Tasse drei oder vier hätte machen können —, hielt ich die übliche Festansprache, der einige Segensverse folgten. Dann erst trinkt man seinen Kaffee und tut dem Kuchen die gebührende Ehre an. Nach etwa zwanzig Minuten empfehlen sich die Leeraars und ihre Jufvrouwen, und die Gratulanten aus dem Dorf treten in ihr Recht. Da geht es dann bis zum Abend ein und aus, eine ziemlich ermüdende Sache für die Festfeiernden, wenn man bedenkt, daß sie die ganze Zeit über fest auf ihrem Stuhl sitzen bleiben und immer das nötige freundlich beglückte Gesicht machen müssen.

Das „allgemeine Sprechen"

8. September. — Letzte Woche hielten wir das „Allgemeine Sprechen".*) Gut, daß unsere Frauen, soweit es ihre häusliche Arbeit erlaubt, sich auch daran beteiligen müssen, denn es ist eine anstrengende Sache, eine ganze Woche und länger von früh bis

*) Das sogenannte „Sprechen" ist eine besondere Einrichtung der Brüdergemeine von der Zeit Zinzendorfs her zur Erleichterung der seelsorgerlichen Arbeit. Die Mitglieder der verschiedenen „Chöre" — s. Burckhardt, Brüdergemeine I, 43. — kommen wenigstens einmal im Lauf des Jahres, in der Regel vor ihrem „Chorfest", zu ihrem geistlichen „Pfleger" oder ihrer „Pflegerin" zu einer vertraulichen Aussprache über ihr äußeres und inneres Wohl und Wehe. Die Eheleute besucht der betr. Prediger seinerseits zu dem Zweck. Diese Sitte, die, wenn sie mit dem nötigen Taktgefühl und seelsorgerlicher Weisheit und Erfahrung geübt wird, wohl recht segensreich sein kann, ist früh auch auf die Missionsarbeit der Brüdergemeine übertragen worden. Bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein hat man sie, wenigstens in den südafrikanischen Missionsgemeinden, ziemlich streng geübt, in dem man z. B. solche Gemeindeglieder, die zu der angegebenen Zeit nicht von selbst zum „Sprechen" erschienen, einfach durch die „Diener" oder „Dienerinnen" holen ließ, wobei dann der beabsichtigte Erfolg von vornherein leicht in Frage gestellt wurde. Auch wurde sehr oft im Jahr ein solches „Sprechen" gehalten, gewöhnlich vor jedem heiligen Abendmahl. Die Nachteile davon machten sich aber je länger je mehr dahin geltend, daß viele, der häufigen Gewohnheit, wenn nicht dem Zwang folgend, sich eine geistliche Rede aneigneten, die oft wenig zu ihrem Leben paßte, und nur darauf berechnet war, sich in ein möglichst gutes Licht vor dem Missionar zu stellen. Dazu kam, daß das alte patriarchalische Verhältnis zu den Leuten, namentlich in den größeren Gemeinden, unter dem Einfluß der nationalen Selbständigkeitsbewegung unter den Farbigen immer mehr schwand, und diese sich auch in geistlicher Beziehung nicht mehr bevormunden lassen wollten. So haben wir in neuerer Zeit, dem Rechnung tragend, das „Sprechen seltener"

spät mit wenig Unterbrechung seelsorgerliche Gespräche zu führen. Da muß man selbst auf der Hut sein, um nicht ins geistliche Schwätzen zu kommen und zur seelsorgerlichen Maschine zu werden. Möchte man doch jedem neuen Besucher wieder ein gleiches warmes und persönliches Interesse entgegenbringen und keinen ohne irgend welchen inneren Gewinn wieder von sich gehen lassen. Und was ist es oft für ein Werben und Ringen um die Seelen, wenn man es ernst nimmt mit seinen Aufgaben! In was für Tiefen der Sünde, der häuslichen und persönlichen Not sieht man da hinein, aber auch in wie manche stille und erfolgreiche Arbeit des Geistes Gottes, über die man staunen muß. —

Es waren in den Tagen über zweihundert Leute bei mir, einschließlich solche, die wegen irgend welchen besonderen Angelegenheiten dazwischen kamen. Da will einer einen Sterbefall oder eine Geburt anmelden, was immer viel Schreiberei verursacht, da wir auch die staatliche Registratur besorgen. Ein andrer bittet um eine Nottaufe für ein krankes Kind oder um einen Besuch bei einem Schwerkranken, oder er will Auskunft aus dem Kirchenbuch über sein Alter haben, das viele nicht wissen. Fragt man jemand, wie alt er sei, so kann man nur zu oft als Antwort hören: Dat staat in de groot book. Mynheer moet inkeek!*) Ein dritter kommt mit irgend einer Klage über seinen Nachbarn oder mit einer Bettelei; vielleicht möchte er ein paar Schuhe haben oder einen Rock, um am Sonntag in die Kirche gehen zu können, vielleicht etwas Geld für Mehl oder sonst etwas. Dann kommt jemand, um sein Kirchgeld zu bezahlen, ein gefallenes Mädchen will seine Schuld bekennen, ein Fremder bittet um Aufnahme in die Gemeinde, junge Leute, die aus Kapstadt auf Besuch gekommen sind, wollen ihren Leeraar „grüßen", eine Kirchendienerin erscheint in eiliger Angelegenheit, und der Arbeiter im Garten ist mit dem Pflanzen des Kohls fertig und frägt, was er nun weiter tun solle.

Da geht es denn an solchen Tagen beim Missionar wie in einem Taubenschlag ein und aus. Früh um acht Uhr, oft noch

---

gehalten und, wenn nicht besondere Gründe vorlagen, es jedem freigestellt, ob er kommen wolle oder nicht; doch blieb es Sitte, daß bei einem Abendmahlssprechen auch jeder erschien, der an dem Abendmahl teilnehmen wollte. —

*) „Das steht im großen Buch. Mein Herr muß hineinschauen."

eher, beginnt das Sprechen. Schon während des Frühstücks sitzen sie draußen vor der Tür zum Arbeitszimmer und warten, bis man erscheint. Und dann gibt es bis Mittag keine Pause, und auch Nachmittags kommt meist noch eine ganze Anzahl. Die einzig stille Zeit ist dann nur der Abend. Der ist gewöhnlich mit schriftlichen Arbeiten oder Vorbereitung für eine Rede ausgefüllt — wenn man nicht eben schon zu müde dazu ist.

„Klassensprechen"

Diesmal war das sogenannte „Klassensprechen", bei dem zwei Tage für die Eheleute und je einer für die Witwer und Witwen und für die Unverheirateten beiderlei Geschlechts bestimmt sind. Nach alter Sitte halten wir für jede dieser Abteilungen*) am Abend vor ihrem Sprechtag einen besonderen Gottesdienst in der Kirche. Da redet man dann sehr — ich hätte fast gesagt: deutsch, aber wir sprechen ja holländisch in der Kirche — also will ich lieber sagen: offen und ohne Rückhalt, wobei wohl auch manchmal ein echtes Wort in Platt, d. h. in der eigentlichen „Afrikandertaal" mitunter läuft, die die gewöhnliche Umgangssprache ist und sonst beim Gottesdienst vermieden wird. Ich sprach wieder am Sonntag zu den Eheleuten, die zahlreich erschienen waren, diesmal über „das christliche Haus". Dabei wies ich u. a. auch auf allerhand Äußerlichkeiten hin, z. B. daß sich in manchen Häusern katholische Bilder befänden, die doch nicht in ein evangelisches Haus gehörten. Solche werden leider oft von hausierenden Juden den Leuten für reichliches Geld aufgeschwätzt, und die wenigsten denken sich etwas dabei, wenn sie sich dergleichen in die Stube hängen — etwa eine Mutter Maria mit flammendem Herz auf der Brust, in dem ein Schwert steckt, oder irgend einen Heiligen, der auf gräßliche Weise gemartert wird — wenn es nur recht bunt ist und in die Augen fällt, ob katholisch oder evangelisch, danach fragen sie nicht. Natürlich gibt es auch hier wie überall rühmliche Ausnahmen. Aber auch viel andere geschmacklose Dinge hängen sie sich auf, fesche Sportladies im Reitkostüm, irgend eine luftige Zigarettendame und andere Reklameerzeugnisse ähnlicher Art, daneben ist sehr beliebt das Bild vom schmalen und breiten Weg, auf dem im Hintergrund in derb anschaulicher Weise die Freuden der Seligen und die Höllenplagen der Verdammten dargestellt sind, wie es ein Dante oder Michel Angelo nicht drastischer schildern können, oder das vom seligen und un-

*) In der Brüdergemeine „Chöre" genannt.

seligen Sterben, bei welch letzterem einem ordentlich gruselig werden kann vor der schwarzen Gestalt des Gehörnten, der mit seinen Gehilfen erscheint, um die arme Seele des Sterbenden mit einem eisernen Haken unter Hohngelächter in die Hölle zu zerren.

Immerhin haben solche realistische Darstellungen der Seligkeit oder Verdammnis für unsere Leute einen gewissen religiös sittlichen Wert, denn ich vermute, es spricht mehr zu ihrem Gewissen, als es manches religiöse Bild von wirklich künstlerischem Wert tun würde. So habe ich auch davon abgesehen, gegen diese Bilder zu Felde zu ziehen. Aber ich hielt es doch für meine Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, daß katholische Bilder sich nicht mit dem Geist evangelischen Christentums vertrügen, und daß auch die Einrichtung und der Schmuck unseres Hauses mit ihm übereinstimmen müßten. — Einige Pharisäer, die gerade in dem Punkt schuldig waren, haben mir das sehr übel genommen und es mir auch beim Sprechen unverblümt gesagt. Die Mehrzahl fand es aber ganz in der Ordnung, daß so eine Gedankenlosigkeit einmal öffentlich gerügt werde. Einige haben auch sofort noch denselben Abend alles „katholische" von der Wand herunter geholt und bedankten sich noch dafür, daß ich ihnen die Augen darüber geöffnet hätte. Immerhin war das nur eine kleine Episode in der Rede gewesen. —

Konferenzen im Anschluß an das „Sprechen"

Am Freitag Abend nach Schluß der Sprechwoche — es kamen freilich auch in den folgenden Tagen immer noch Nachzügler — fand wieder die übliche Konferenz im Kreis von uns Missionaren mit unsern Frauen statt, an der auch die beiden farbigen „Missionsgehilfen" teilnahmen. Man spricht sich dabei über die Eindrücke aus, die man beim Sprechen von den Einzelnen erhalten hat, woran sich dann immer alle möglichen die Gemeinde betreffenden Fragen knüpfen. Nachdem an einem Tag der folgenden Woche die Liste derer, die „befördert"*) werden wollten, dem Kirchenrat vorgelegt worden ist, und er seinerseits seine Meinung über die betreffenden Leute abgegeben hat — wobei man dann auch alles mögliche hört, was beim Sprechen verschwiegen worden war — bestimmen wir in unserm engeren Kreis, wer endgiltig zur Beförderung zugelassen werden könne. — Das ist ein etwas umständlicher Weg. Aber solange der Kirchen-

*) D. h. zu den verschiedenen Unterrichten für die Taufe, „Annahme" — s. später — und Konfirmation.

rat nur beratende, nicht beschließende Körperschaft ist, geht es nicht gut anders. — Daß solche Konferenzen, die immer mit einem gemeinsamen Abendsegen schließen, meist recht „länglich" sind, ist kein Wunder bei der großen Zahl derer, die gewöhnlich um Beförderung ersuchen. —

Das „Rufen"

14. September. Am letzten Montag vormittag fand in der Kirche das sogenannte „Rufen" statt. Das ist etwas so Eigenartiges in unserer kirchlichen Praxis, daß ich den Gang dieser Handlung zum Gedächtnis einmal hier aufschreiben will.

Früh zwischen acht und neun, nachdem die Kirchenglocke mehrmals geläutet worden ist, versammeln sich alle zu Befördernden, denen es die Diener und Dienerinnen am Tag vorher mitgeteilt haben, auf der Werft unter den Eichen und warten dort, bis sie von dem leitenden Missionar in die Kirche gerufen werden. Dieser kommt Punkt neun Uhr mit der von ihm ausgefertigten „Beförderungsliste"*) in die Kirche, wo bereits der Kirchenrat und die übrigen Missionare mit ihren Frauen versammelt sind. Nach einer kurzen Morgenandacht werden die draußen Harrenden gruppenweise hereingerufen. Zuerst die zu Readmittierenden, die sogleich, nachdem ihnen der vorsitzende Missionar zu Herzen gesprochen und sie auf die Pflicht, einen neuen besseren Wandel zu führen, aufmerksam gemacht hat, unter Handschlag und Gesang eines Verses in ihre kirchlichen Rechte eingesetzt werden. Dann kommen solche Kommunikanten, die, bisher einer anderen Kirche oder Gemeinde angehörig, in die unsere aufgenommen zu werden wünschen. Auch das geschieht in derselben Weise sofort vor versammeltem Kirchenrat. — Nach ihnen werden die in der Gemeinde oder auswärts Geborenen und klein Getauften aufgerufen, die zur „Erwachsenengemeinde" aufgenommen werden sollen**)

*) Ein umfangreiches Opus von 10 bis 20 Folioseiten, das auszuschreiben viel Zeit und Mühe kostet, da bei jedem Namen die Daten und Bemerkungen über Familie, Charakter und Lebenswandel des Betreffenden hinzugefügt werden müssen.

**) Obgleich dies eigentlich eine rein kommunale Angelegenheit ist, hat man sie bisher zugleich kirchlich behandelt, indem man sie benutzte, um solchen jungen Leuten einmal wieder in einem kurzen Unterricht die religiösen Grundwahrheiten, wie die zehn Gebote u. a. m. einzuprägen, sie ein wenig mit der Geschichte ihrer Kirche, mit dem Gang des Kirchenjahres und der Bedeutung der christlichen Feste bekannt zu machen — auch Letzteres ist oft noch nötig — und ihnen an der Hand der „Gemeindeordnungen" die Pflichten ans Herz zu legen, die sie als erwachsene Glieder einer christlichen Gemeinde in ihr und für sie haben.

und damit zugleich kommunale Rechte erhalten, wozu sie das Alter von wenigstens siebzehn Jahren erreicht haben müssen. Sie werden vor dem Kirchenrat im Lesen und im Katechismus geprüft. Wer nicht lesen kann, muß bis zum 25. Lebensjahr warten, wenn er es nicht vorher noch lernt. Nachdem sie ebenfalls angesprochen worden sind, kommen die herein, die konfirmiert werden wollen. Sie werden auf den Ernst und die Bedeutung dieses Schrittes hingewiesen. — Den Schluß bilden die Taufkandidaten, solche, die für den letzten Taufunterricht reif sind, und die, die noch in den vorbereitenden Unterricht gehen müssen.*) Die Erwachsenentaufe selbst findet immer in feierlicher Gemeindeversammlung an einem Sonntag vor Ostern statt. Diese Taufkandidaten werden bei dem „Rufen" vor dem Kirchenrat auf ihre Kenntnisse geprüft. Am Ende werden sie vom Vorsitzenden noch einmal auf den Zweck des Unterrichtes und die Bedeutung der heiligen Taufe hingewiesen. Wer von ihnen sich in seinem Lebenswandel etwas hat zu Schulden kommen lassen, wird von der Taufe zurückgestellt. —

Dieses „Rufen" dauert gewöhnlich zwei bis drei Stunden. Am Tag darauf beginnen dann die Unterrichte, vier Wochen für die Konfirmanden, drei für die Taufkandidaten und vierzehn Tage für die, die in die Erwachsenengemeinde aufgenommen werden sollen. —

Wieder beim Aussätzigen

20. September. — Neulich war ich wieder bei dem Aussätzigen Thomas Jonas in Fonteintjeskloof. Es war ein wonniger Frühlingstag. Der Kiefernwald stand grad in voller Blüte. Von der See her wehte ein frischer Südost und schüttelte die Bäume, so daß große gelbe Rauchwolken aufstiegen und wie Schwefelstaub die Berghänge entlang getrieben wurden.

Ich fand den Kranken viel zugänglicher als das letzte Mal. Ich sprach mit ihm über Matth. 6, 28 u. f. w.: Was wir von den Blumen lernen sollen — alles so klar und einfach wie möglich, und ich merkte an seiner Aufmerksamkeit, daß er mich verstanden hatte. Er strahlte zum Schluß ordentlich und kam immer mehr aus sich heraus. Das Ewige ist doch nicht ganz erloschen in ihm. Seine Frau und Kinder saßen auch dabei und hörten zu.

*) Letzteren müssen sie wenigstens ein Jahr lang, sonntäglich, besuchen. Er wird von einem eingeborenen Gehilfen gehalten. Ersterer findet drei Wochen vor der Taufe täglich statt. Ihn hält ein Missionar oder ordinierter farbiger Gehilfe.

Sie leben immer noch in der Hoffnung, es sei nicht der Aussatz. Der Doktor hat es aber doch bestätigt, und das Ende wird sein, daß er nach Robben Island*) kommt — also lebendig begraben! —

Frühling

Wie schön ist es jetzt draußen in diesen Frühlingstagen! Die Eichen werden wieder grün, die Pfirsichbäume setzen ihre roten Knospen an, und — last not least — die Hühner legen wieder Eier, nachdem das faule Chor monatelang gefressen und nichts desgleichen getan hat.

Übrigens vollzieht sich hier der Übergang vom Winter zum Frühling viel unmerklicher als in Europa, da es ja auch im Winter eine große Anzahl Sträucher und Bäume gibt, die ihr Laub nicht verlieren. Im Garten ist jetzt die Zeit der Veilchen und Levkojen, und bald werden auch Rosen und Nelken ihre Auferstehung feiern.

Blumen

Die Berge sind grün nach dem letzten Regen und leuchten wie Smaragd in der Sonne, während in der Kloof dem Wasser entlang die Sträucher im goldgelben Blütenschmuck prangen. Jetzt ist auch die Zeit, wo auf den Bergen die Everlastings gepflückt werden — „zevejaartjes", Siebenjährige, nennen sie die Leute — die einen Hauptausfuhrartikel des Kaplandes bilden oder richtiger bildeten, denn die Nachfrage danach scheint dies Jahr in Europa bedeutend geringer zu sein. — **)

An allen sumpfigen Stellen, und wo ein Wasserlauf ist, läßt die Calla ihren großen schneeweißen Blütenkelch leuchten. Sie gehört in diesem Land zum Unkraut, während man sie daheim sorgfältig in Töpfen zieht. Mitunter steht sie so dicht wie die Butterblume auf einer deutschen Wiese. Hier wird sie „Varkblom" genannt, zu deutsch: Schweineblume, weil ihre Wurzeln ein beliebtes Schweinefutter sind. — Drüben beim alten Missionsgottesacker ist ein ganz blaues Feld — blühendes Immergrün.

Vögel

Und über all der bunten Herrlichkeit singen und zwitschern die Vögel — so gut sie's eben in Afrika können — daß einem das Herz aufgeht, voran die grüngelben Kapkanarien, deren ich noch nie so viel hier gesehen habe wie in

*) Die Insel in der Tafelbai, wohin die Aussätzigen und Geisteskranken gebracht werden.

**) Es ist eine silberweiße Strohblume, die hauptsächlich für Grabkränze verwendet wird.

diesem Frühling. Auch die gelben Weberfinken lassen sich jetzt oft im Garten sehen. Der Fiskal oder Neuntöter sitzt und lugt mit seinem dicken Kopf nach dem frisch umgegrabenen Land, und sobald er eine Larve oder einen Wurm sieht, schießt er nieder und spießt ihn am nächsten Dorn auf, um ihn dann zu verzehren. Die Spreuwen — etwas größer als unsre Stare, glänzend schwarz mit braunen Flügeln — fressen schon wieder die unreifen Erdbeeren ab. Sie und die sogenannten Mäusevögel — eine graue Sittigart — sind die ärgsten Feinde des Obstgartens. Sie kommen immer gleich in Scharen, und auch das Schießen hilft nicht viel gegen diese Plage.

Nicht viel besser sind die kleinen „Witoograndjes", grünliche Vögel mit einem weißen Rand um die Augen. Sie lieben besonders die Feigen. Die niedlichsten und harmlosesten sind die zierlichen „Zuikervogeltjes", eine Kolibriart, auf dem Rücken goldiggrün schillernd und mit einem brennend roten Fleck auf der Brust. Mit ihrem langen, dünnen, gebogenen Schnabel saugen sie den Honigsaft aus den Blumen, besonders den roten.

Ebenso reizend und unschädlich sind die winzigen „Roodbekjes", eine allerliebste Finkenart, grau mit rotem Schnabel, die immer in Scharen herumfliegt.

Vom Busch her tönt beständig das Girren der wilden Tauben, besonders des Abends, und der „Backbakiri"*) und „Sixpencedag"*) rufen um die Wette und locken ihre Weibchen von Baum zu Baum. — Das ganze Vogelvolk feiert frohen Sinnes Frühlings Einzug. Und da soll man sich nicht mitfreuen?

Ich wollte, es würde endlich Frühling auch in unserer Gemeinde, in unserm Volk — Geistesfrühling von Gott gesandt. da wieder die Lebenssäfte aus seinem Wort die Herzen schwellen machen, daß es beginnt zu blühen und zu grünen dem Herrn zum Preise und uns zur Freude! —

Es wird wohl noch manchen Sturm vorher geben, der bricht, was morsch und erstorben ist, und der gesundend über unsere Gemeinde fegt, wie der Südost über unser Land, der alle Bazillen und Krankheitskeime, alle Fäulniserreger und Infektionsstoffe wegtreibt und in den Ozean wirft.

Wir schauen aus nach dieser neuen Zeit mit sehnendem Verlangen und warten auf das Kommen des Herrn mit betendem Herzen. —

*) *) Wegen ihres eigentümlichen Lockrufs so genannt.

Einweihung einer holl. ref. Kirche

30. September. — Heut waren wir alle zur Einweihung der neuen holländisch reformierten Kirche nach Greyton*) gefahren. Es war eine Menge Menschen da und eine ganze Anzahl holländischer Predikanten. Die Feier selbst war nach unsern Begriffen höchst unliturgisch. Die Weihepredigt von Dominis M . . . aus Wynberg eine echte Burenpredigt, mehr in die Breite und Länge als in die Tiefe gehend. Auch die übrigen Reden und Gebete hatten eine entsetzliche Länge. Beim Einzug in die Kirche entstand ein solches Drängen und Schieben, daß man froh sein konnte, mit heiler Haut davon zu kommen. Von irgendwelcher Ordnung keine Spur. Man merkte so recht, wie wenig gewohnt die Bauern und ihre Geistlichen auf dem Lande an kirchlich würdige Formen sind. Aber dem Afrikaner fällt das nicht auf, und ich bin gewiß, es waren alle sehr befriedigt von dem Fest. Daß wir zu den meisten reformierten Geistlichen der Umgegend in einem freundschaftlichen Verhältnis stehen, ist sehr dankenswert. Einst in den Anfangszeiten Gnadentals war es anders. —

Eine Abtrünnige

1. Oktober. — Eben war die Beate Dammon bei mir, früher eine treue Kirchgängerin, jetzt ganz im Bann des „Pistol'schen" in Greyton. Schade um die Frau, die ich eigentlich um ihres gediegenen und intelligenten Wesens willen zur Kirchendienerin machen wollte. Es ist kein Zweifel, sie meint es aufrichtig mit ihrem Christentum, aber sie ist wie hypnotisiert von ihrem Apostel. Ich habe lange mit ihr geredet — in aller Ruhe und Liebe — und sie auf den wahren Charakter dieser Gesellschaft aufmerksam gemacht. Es war nichts mit ihr anzufangen. Ich war in ihren Augen nur ein Baalspriester und unsre Kirche ein Baalstempel. Sie erklärte unumwunden, daß sie aus unserer Kirche austreten und auch ihr jüngstes Kind von ihrem Apostel taufen lassen wolle. Ich bat sie, sich die Sache erst noch einmal reiflich zu überlegen, sagte ihr aber zugleich, daß wir eine solche Kindertaufe nicht anerkennen könnten, weil dann schließlich jeder seine Kinder selbst taufen könne, der behaupte, den „Geist" zu haben. —

*) Ein Dorf etwa eine Stunde zu Fuß von Gnadental entfernt, wo auch die Brüdermission eine kleine Gemeinde besitzt, die sonntäglich von Gnadental aus bedient wird. Nicht weit davon erhebt sich der mächtige Donnersberg, einer der höchsten Felskegel der Zonderendkette.

Konfirmation

11. Oktober. — Gestern vormittag war Konfirmation. Unter den elf Konfirmanden und sieben als Erwachsene Getauften, die fürs heilige Abendmahl eingesegnet wurden, waren die verschiedensten Altersstufen vertreten. So gehörte zu den Ersteren auch der alte neunundsiebzigjährige Cornelius van der Berg, der vor seinem Ende doch gern noch ein volles Glied der Gemeinde und ein rechter Jünger Jesu werden wollte. Von Lernen war freilich bei dem Alten im Unterricht nicht mehr viel die Rede gewesen. Aber er hat doch das Nötigste mit dem Herzen erfaßt, und es war ihm Ernst um die Sache, so daß wir ihn nicht zurückweisen wollten. Haben doch die Jünger Jesu an jenem Donnerstag Abend auch noch so wenig von dem gewußt, was heut daheim jeder fünfzehnjährige Konfirmand gelernt haben muß, und doch hat ihnen der Herr als den Ersten sein Abendmahl ausgeteilt. So bin ich gewiß, er wird auch den alten Cornelius freundlich angeblickt haben, wie er es bei jedem tut, der es aufrichtig meint, und er wird nicht ohne Segen davon gegangen sein. Mir scheint überhaupt je länger je mehr die hier gebräuchliche Sitte, daß die Leute erst in reiferen Jahren — in der Regel nicht vor dem 18. Jahr — zur Konfirmation zugelassen werden, und daß sie sich je nach ihrem inneren Bedürfnis selbst dazu melden, die einzig richtige zu sein, die bei weitem der in der Heimat vorzuziehen ist, wo es einfach durch die Sitte festgelegt und ja leider auch durch die Verhältnisse geboten ist, daß man mit dem 14. oder 15. Jahr konfirmiert wird, ganz einerlei, ob Verlangen danach vorhanden ist oder nicht. In wie viel Fällen fehlt da überhaupt jegliches Verständnis für den Ernst persönlicher Verantwortung, die man damit übernimmt, wie oft wohl auch für den Unterricht und das da Gebotene. Von einer aus Überzeugung und freiwilligem Entschluß erwachsenen Entscheidung für Jesus ist dann wohl selten die Rede, sondern es ist einfach der Zwang kirchlicher Sitte, dem man sich notgedrungen oder selbstverständlich fügt. Ich glaube, diese frühzeitige, mehr oder weniger zwangsweise Konfirmationspraxis ist ein Hauptgebrechen unsrer heimatlichen Kirche. Wann wird da einmal eine Änderung eintreten! —

Es fängt an, recht heiß zu werden. —

Missionsfest

24. Oktober. — Schon lange hatte ich mir ausgesprochen, wir als älteste Missionsgemeinde in Südafrika müßten doch eigentlich auch ein Missionsfest feiern,

Inneres der Kirche in Gnadental

Konfirmandinnen

schon um das Interesse für die Mission und das Pflichtgefühl für die Mitarbeit an ihr unter unsern farbigen Christen mehr zu wecken, denn eine Christengemeinde, die aus den Heiden gesammelt ist oder von heidnischen Voreltern abstammt, muß Arbeit tun auch über den engeren Rahmen ihrer örtlichen Verhältnisse hinaus, um innerlich lebendig zu bleiben, muß ihrerseits aus Dankbarkeit für das empfangene Evangelium mithelfen, daß auch andere Völker für es gewonnen werden. Darum hatte ich nach Rücksprache mit dem Kirchenrat für diesen Sonntag ein Missionsfest angekündet und dazu auch soweit möglich nicht nur unsere Mitglieder von den Außengemeinden, sondern auch umwohnende Buren eingeladen, sowie den holländischen Geistlichen von Greyton. Da Missionsfeste aber im ganzen Land etwas fast ganz Unbekanntes sind, und das Missionsinteresse allgemein ein sehr geringes ist, war ich von vornherein auf eine nur bescheidene Teilnahme gefaßt — wenigstens für das erste Mal. Und ich hatte mich leider nicht getäuscht. Zwar die Festpredigt am Vormittag, zu der der Liturgustisch hübsch mit Rosen geschmückt worden war, und der Kirchenchor einige gut geübte Stücke vortrug, war verhältnismäßig gut besucht wie meist die sonntägliche Predigt, aber bei dem Teameeting am Nachmittag, bei dem religiöse Ansprachen mit Erzählungen aus der Missionsarbeit abwechselten, unterbrochen von Gemeinde- und Chorgesang, gab es doch eine ganze Anzahl leerer Bänke. Manche mag das Eintrittsgeld — 6 Pence für die Erwachsenen und 3 Pence für die Kinder — abgehalten haben, aber mehr noch mögen die augenblicklichen kommunalen und politischen Wirrnisse daran schuld gewesen sein, durch die die Gemüter zu sehr erregt waren. Die gekommen waren, sprachen sich sehr dankbar für das Gebotene aus und hoffen auf eine Wiederholung im nächsten Jahr. Fremde und Buren waren fast gar nicht erschienen. Immerhin betrug die finanzielle Einnahme z. B. der Mission doch über 10 Lstr. —

Ein Professor der Botanik und die alte Aja Sanna

1. November. — In diesen Tagen war ein Professor der Botanik, Dr. Brunnthaler vom botanischen Museum in Wien, hier, um eine Pflanze zu suchen, die man bis jetzt nur auf dem Gnadentaler Berg gefunden hat. Endonema ist ihr Name. Er wollte sie an Ort und Stelle untersuchen, um herauszufinden, zu welcher Familie sie gehört. Sie bildet einen Strauch von etwa einem halben Meter Höhe, hat schmale lanzettförmige

dunkelgrüne Blätter, etwas größer und breiter als die Nadeln der Edeltanne, und schöne lange röhrenartige Blüten mit gelbem Kelch und einem ziegelroten vierblättrigen Blumenstern. Unsre alte Sanna Adonis — sie ist Punkto Schönheit ungefähr das grade Gegenteil von dem bekannten einstigen Träger dieses Namens — eine unsrer Gartentanten, die den ganzen Berg genau kennt, da sie seit ihrer Jugendzeit dort Kräuter für Tee und Everlastings holt, ging mit ihm, um ihm die Stelle zu zeigen, wo die Gesuchte wächst. In ihrem Eifer war sie weit vorausgelaufen, den Professor hinter sich lassend, bis er sie nicht mehr sehen und errufen konnte. Nach einiger Zeit kommt sie ihm um eine Felsenecke entgegen und zeigt ihm triumphierend den Inhalt ihrer Schürze — ein Haufen ab- und ausgerissener Büschel der besagten Pflanze. Das ärgerliche und erschrockene Gesicht des Herrn Professors hätte ich sehen mögen, denn er fürchtete im ersten Augenblick natürlich, daß nun nichts mehr an Ort und Stelle für ihn stehen geblieben sei. Aber zum Glück waren noch eine ganze Anzahl Büsche vorhanden, so daß sein Weg hinauf nicht vergeblich war. Die alte Sanna war anfangs sehr „afgehaald" (niedergeschlagen), als der Fremde ihr zu verstehen gab, daß er mit den ausgerissenen Blumen nichts anfangen könne, aber ein gutes Trinkgeld hinterher, als die Expedition doch noch von Erfolg gekrönt war, hat sie wieder getröstet, und sie wünscht seitdem nichts lieber, als daß bald wieder so ein „geleerde Heer van annerkant het groote zeewater" (gelehrter Herr von jenseit des Ozeans) kommen und nach Blumen suchen möchte. —

15. Dezember. — Am 7. dieses Monats ist die vielbesprochene Mission Land Bill als rechtsgültiges Gesetz veröffentlicht worden unter dem Titel: „Mission Station and Communal Reserve Act".*)

Kommunale Kämpfe

Nun begann der offene Kampf gegen dies Gesetz in fast allen Grantgemeinden.**) Ein öffentliches und geheimes Agitationsmeeting folgte dem andern,

*) Siehe Näheres darüber wie über die damit zusammenhängenden kommunalen und sozialpolitischen Kämpfe in den Missionsgemeinden in meiner Schrift „Zum Rassenkampf in Südafrika", Herrnhut 1914, Verlag der Missionsbuchhandlung. Seite 45 u. f. w.

**) „Grantgemeinde" vergl. ebenfalls meine Schrift „Zum Rassenkampf in Südafrika", sowie E. van Calkers Schrift „Die Grantstationen in Südafrika", beide in der Serie der „Hefte zur Missionskunde" erschienen.

bei denen es meist recht erregt zuging. Die Erbitterung gegen uns Missionare als die vermeintlichen Urheber der Bill wurde immer größer. Man wehrt sich mit aller Macht gegen ihre Einführung, obgleich sie den farbigen Missionsgemeinden die größtmögliche Selbständigkeit durch kommunale Selbstverwaltung unter Leitung einer zum größten Teil aus farbigen Mitgliedern bestehenden Lokalbehörde zusichert. Aber was man fürchtet, ist dies, daß man dann zu viel Abgaben zahlen müsse und, im Fall man sie nicht zahlen will oder kann, seines Besitzes oder seiner Heimat verlustig gehe, denn dann hat nicht der Missionar, sondern die Regierung das letzte Wort und — zugleich die Macht, ihren Willen durchzudrücken, während der Missionar der Gemeinde gegenüber bisher gesetzlich völlig machtlos war. Das wußten die Vertreter der Opposition, und darum taten sie, was sie wollten, und machten dem leitenden Missionar und dem Superintendent das Leben schwerer, als es so schon war.

Der andere Grund — und das ist der hauptsächlichste — warum man das Gesetz nicht wünscht, ist der, daß es die Missionare mit dem Missionsbesitz außerhalb der Machtbefugnis der farbigen Lokalbehörde stellt. Während man bisher von den Missionaren regiert wurde, will man sie nun regieren, indem man wünscht, sie mit ihrem Landbesitz möchten auch der farbigen Behörde unterstellt werden. Die ganze Streitfrage ist schließlich nur eine solche des Besitzes und der Macht, die sich in erster Linie gegen uns Missionare als Ausländer, aber zugleich doch auch gegen die Regierung richtet, so loyal auch immer man sich gegen sie gebärdet, denn man will sich auch von letzterer womöglich unabhängig machen, indem man keinen von ihr ernannten weißen Vorsitzenden in der Lokalbehörde haben will.

Antimissionarische Opposition und deren Leiter

Um ihr Ziel zu erreichen, sät die Oppositionspartei nun schon lange Zeit und mit allen Mitteln Haß und Mißtrauen gegen uns Missionare in der Gemeinde, als ob wir der Gemeinde Grund und Boden nehmen und uns nur an ihr bereichern wollten, kurz nicht ihr, sondern nur unser Bestes im Auge hätten. —

Der Führer der antimissionarischen Opposition in der Gemeinde ist ein früherer Kirchendiener namens Markus Absalom, ein verschlagener, redegewandter Mann, der über einen großen persönlichen Einfluß verfügt und vor allem auf die Frauen eine be-

zaubernde Wirkung ausübt. Er hat es sich scheints in den Kopf gesetzt, sich zum Herrn von Gnadental zu machen. Bei einem Liebesmahl, das er am Totensonntag mit der „Gnadentaler Begräbnisvereinigung" hielt, deren Vorsitzender er ist, hat er wieder gegen das neue Gesetz agitiert und gegen uns Missionare Stimmung gemacht. Er erzählte auch bei der Gelegenheit, daß sich in Worcester 500 Mitglieder der Rheinischen Mission von dieser getrennt und eine eigene Gemeinde unter farbiger Leitung gebildet hätten. Tatsächlich handelt es sich um nur etwa die Hälfte. Aber es war ein Wink, daß es Zeit sei, sich auch kirchlich selbständig zu machen, und es konnte nur dazu dienen, das Band zwischen uns und der Gemeinde zu lockern. Für den „Pistolschen", der von Greyton dazu herüber gekommen war und offenbar als Gast am Liebesmahl teilnahm, wird das ja Wasser auf seine Mühle gewesen sein. Er kommt jetzt wieder öfter herüber, um für sich Schafe zu sammeln. Eine ganze Anzahl laufen ihm nach, weil das Neue sie zieht. Eines Tages werden sie wohl alle wieder umkehren. Natürlich übt diese missionarsfeindliche kommunale Oppositionsbewegung auch auf die kirchliche und seelsorgerliche Arbeit ihre Wirkung, insofern viele von der uns feindlichen Partei nicht mehr unsere Gottesdienste besuchen oder es meiden, uns persönlich nahe zu kommen. Übrigens gedenkt Markus Absalom alle drei Monate so ein Liebesmahl zu halten, bei dem er unter dem Deckmantel erbaulicher Reden für seine Sache Propaganda zu machen beabsichtigt. Das nächste soll am Weihnachtstag stattfinden. Wer nicht zu seinen Vereinigungen kommen will, wird mit Drohungen dazu getrieben. — Sein böser Geist, der ihn immer weiter auf dem einmal betretenen Weg hetzt, ist der alte Hendrik Vortuin in der Klipperstraße, ein hartgesottener Sünder und Erzfeind von uns. Ich werde ihn demnächst rufen lassen müssen, denn er hat auch sonst wieder etwas auf dem Kerbholz, und von selbst wird er schwerlich kommen, um seine Schuld zu bekennen. Er ist leider auch dem Alkohol verfallen. Gestern war er in total betrunkenem Zustand auf der Werft und stieß, wild mit seinem Stock umherfuchtelnd, Flüche und Drohungen gegen uns Missionare aus. Der arme Mann! Und dabei steht er mit einem Fuß schon im Grabe. —

Es scheint, wir gehen einer sehr ernsten Zeit und schweren inneren Kämpfen entgegen. Aber wir bauen auf den treuen Teil in der Gemeinde und den alten Gott. —

Vor kurzen ist der aussätzige Thomas Jonas nach Robben Island*) gebracht worden — und sein Weib hat wieder einem Kind das Leben gegeben.

Auch der alte Jakob Haas in Koornlandskloof ist dahingegangen. Im Frieden Gottes hat er sich wie ein alter Patriarch zu seinen Vätern versammelt, innerlich reif und vollendet. Ich mochte sein charakteristisches Gesicht mit dem weißen Haar und den freundlichen Augen immer gern leiden.

Heiliger Abend

24. Dezember. — Heiliger Abend! — Die letzten Kerzen am Baum sind erloschen. Einsam sitze ich in meinem Zimmer und sinne und sinne. —

In meinen Ohren summt ein alter Klang. — Das Heimwehlied der Kindheit wird wieder wach:

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
was mein einst war! — —

Wie ein flimmerndes Lichtlein am fernen dunklen Waldrand, das dem Wanderer den letzten Gruß der Heimat sendet, ehe sie ganz seinen Blicken entschwindet, so winkt mir heut noch einmal aus weiter Ferne die Jugendzeit mit all ihrem frohen Kinderglück, das ja nie größer, reiner und heiliger war als zur lieben Weihnacht, wenn wieder die Kerzen am Christbaum brannten und sich mit ihrem Schimmer heimlich ins Herz hineinstahlen, daß es ganz warm und hell darin wurde, und einem so eine Ahnung kam, wie schön es wohl im Himmel sein müsse. —

Ja das Weihnacht der eigenen Kindheit — so kehrt es doch nie wieder mit diesem seinem geheimnisvollen Zauber, seinen verschwiegenen Vorbereitungen und Überraschungen, seiner jauchzenden Freude und Seligkeit und all dem stillen lichterfüllten Träumen der versonnenen Kinderseele. —

Vorbei für immer. — Nur die Sehnsucht bleibt nach dem entschwundenen Glück, und leise, leise summt es weiter tief drinn im Herzen:

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
laß zu deinem heil'gen Raum
mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
entflieh'n im Traum! — —

*) Selten wird einer von dort als geheilt entlassen. Viele sterben da an der Auszehrung, da sie die rauhe Seeluft auf der völlig ungeschützten Insel nicht vertragen. Man könnte sie darum mit Recht die „Toteninsel" nennen.

Einsam sitze ich in meinem Zimmer und sinne und sinne, während draußen die stille heilige Nacht ihre Millionen Kerzen angezündet hat und ihren Schimmer mir durchs Fenster sendet. —

Vor mir liegen die lieben Blätter, denen ich all unser Erleben anvertraue. — Für wen schreibe ich sie denn eigentlich? — Zunächst doch für uns selbst und für unsere Kinder zur Erinnerung an ihre afrikanische Heimat. Sie sollen einmal wissen, wie es da aussah, was Vater und Mutter erlebt, was sie getan und gearbeitet haben; sie sollen auch wissen, wie wir Weihnachten gefeiert haben daheim im Missionshaus und mit der großen Gemeinde. Darum will ich es ihnen heut erzählen; und wenn sie einst diese Blätter lesen — Gott weiß, wo es sein mag — dann sollen ihre Gedanken zurückwandern ins ferne sonnige Kapland, wie heut die meinen ins Jugendland, und die Kindheit soll wieder lebendig vor ihnen werden und sie grüßen, wie mich die meine gegrüßt hat. — — —

Weihnachten in Südafrika. —

Es ist um die Mittagszeit. — Wie ich hinausgehe auf die Werft, begegnet mir der alte Bauer von der Nachbarfarm, der immer als Erster unsrer weißen Weihnachtsgäste mit seiner Karre erscheint, und schüttelt mir derb und treuherzig die Hand: „Hoe gaat het nog? Lekker Kerstfeestweër!“ (Wie geht es? Schönes Weihnachtswetter!) so redet er mich an. Dann wischt er sich mit der Rückseite der Hand den Schweiß von der Stirn und beginnt, die staubbedeckten Pferde auszuspannen. —

Ja, schönes Weihnachtswetter für afrikanischen Geschmack — wer wollte es leugnen! —

30° R im Schatten! Keine Wolke am Himmel! — Die Luft ein blaues Sonnenmeer, wogend, wallend, flimmernd, glühend, ohne doch eigentlich schwül zu sein.

Aus dem Kamp*) und aus den Gärten tönt das Konzert der Zikaden und Heimchen, ein ununterbrochenes metallisches Klingen, als ob Millionen Messer geschliffen würden. — Träge sonnen sich die bunten Eidechsen auf den heißen Steinen, und im Busch girren traumverloren die wilden Tauben ihre eintönige Weise. —

Eben kommt unsere Aja**) aus dem Garten, eine Schüssel

*) Ein freier von mächtigen Eukalyptusbäumen und Pinien beschatteter Platz am Eingang zur Kloof.

**) Dienstmädchen, auch Bezeichnung für ältere Frauen.

Erdbeeren in der einen Hand und einen Korb rotbäckiger Aprikosen in der anderen — eine afrikanische Weihnachtsgabe, die uns unsre Freunde aus den Bergen, die Paviane, großmütig zurückgelassen haben, als sie neulich einen Streifzug durch den Garten machten — nicht zu rechnen all das frische Gemüse für die Küche, das es grade zu dieser Zeit reichlich gibt. —

Ach ja, Weihnachten! — Ist's wirklich möglich? — Und heut heiliger Abend? —

Man muß sich's immer wieder vorsagen, um es zu glauben. Es kostet uns Großen doch ein wenig Anstrengung, uns in die rechte Weihnachtsstimmung zu versetzen, wo rings umher der Sommer glüht und blüht, die Rosen und die Nelken duften und die Früchte reifen. Und so ganz gelingt es uns nie, denn zu der eigentlichen deutschen Weihnachtsstimmung mit all ihrem heimlichen Zauber, ihrer wundervollen Märchenpoesie, gehört ein rechter Wintertag mit früher Dämmerung, leise fallenden Flocken oder knirschendem funkelnden Schnee, Eiszapfen und einem prasselnden Feuer im Ofen.

Bei unsern Kindern fällt das alles nicht ins Gewicht, denn sie haben ja noch nie eine Weihnacht im deutschen Vaterland erlebt und kennen den deutschen Winter nicht. — Das Christkind mit seinen Gaben ist ihnen doch die Hauptsache, und das kommt auch ohne Schnee und Eis in Afrika. Und auch Knecht Rupprecht kam vor wenig Tagen. Er sah greulich aus, wie er in der Dämmerung in seinem Pelzmantel und mit seinem langen weißen Bart und rotem Gesicht aus der Kloof kam, wie er dann pustend und schnaufend ins Haus hereinpolterte und mit dröhnendem Baß fragte, ob auch artige Kinder hier seien, er käme grade von Deutschland her und habe ihnen auch etwas mitgebracht, wobei er an seinen Sack schlug, daß es geheimnisvoll darin raschelte und knackte. Kein Wunder, daß es das Jüngste für geraten hielt, sich schleunigst hinter die Schürze der Mutter zu flüchten, zumal jetzt auch eine mächtige Rute sichtbar wurde, ein Instrument, über dessen Zweck es keine Aufklärung mehr bedurfte. Und nun fuchtelte der Alte gar noch wild damit in der Luft umher: Das sei etwas für die ungezogenen Kinder. Ob solche auch hier wären. Da mußte sich denn die Mutter ins Mittel legen, und nach ein paar begütigenden Worten und tröstendem Zuspruch an das Nestküken unter der Schürze, wagten sich die Kleinen doch heran und sagten ihr Verschen auf. Und dann

— die Seligkeit, als Knecht Rupprecht in seinen Sack langte und Äpfel und Nüsse und ich weiß nicht was alles hervorholte! Dabei rann ihm der Schweiß in hellen Tropfen vom Gesicht, und der Bart, der es halb bedeckte, schien gar nicht so fest angewachsen, wie dies sonst beim Menschen der Fall zu sein pflegt, denn er kam bedenklich ins Rutschen, daß er ihn krampfhaft festhalten mußte, und die Stimme klang mitunter so bekannt und erinnerte ganz merkwürdig an den Greytoner Schulmeister. Aber der konnte doch unmöglich von Deutschland herkommen — und gar deutsch sprechen. — Dies Rätsel beschäftigte noch lange die Kleinen, und Vater und Mutter wurden mit Fragen bestürmt, sie sollten es durchaus wissen, wer der Rupprecht war, aber — sie sagten nichts, und auch die Locke, die ihm der vorwitzige Bub aus dem Bart herausgerissen, und die mit menschlichem Gewächs so wenig Ähnlichkeit hatte — sie schwieg beharrlich und verriet nichts über Name und Herkunft ihres Trägers. Und schließlich, was kommt auch darauf an. So wurde denn, wie es noch immer geschah, diese Frage endlich ad akta gelegt. Es gab auch keine Zeit mehr, weiter darüber zu grübeln, denn schon stand das Christkind selber vor der Tür und klopfte an.

Das Christkind, ja das kommt auch ins Missionshaus im heißen Afrika, und es bringt auch einen Christbaum mit, freilich keine schlanke Tanne oder Fichte — für die ist's zu warm unter der afrikanischen Sonne — aber doch eine grüne Kiefer aus dem nahen Wald, eine Seltenheit in diesem baumarmen Land, muß man sich doch sonst fast überall mit Dornbüschen oder künstlichen Bäumen begnügen, und schöner als sie ist unsre Kiefer doch immer noch. —

Es kostet freilich einiges Geschick und Übung, den langhaarigen und widerstrebenden Gesellen so zu stutzen und herauszuputzen, daß er sich im Christschmuck sehen lassen kann, aber Übung macht allmählich den Meister, und wir sind stolz auf unsern Weihnachtsbaum. Wehe jedem, der mir sagen wollte, er sähe wie ein Besen aus! Es wäre ein Zeichen sträflicher Gemütsverrohung. Nein, in seinem Gold- und Silberstaat und im Glanz der Kerzen nimmt er's mit mancher mageren Fichte auf. —

Da drinnen steht er schon und wartet der Dinge, die da kommen sollen. —

Aber erst gilt's noch eine andre Pflicht erfüllen. Das wäre kein rechtes Weihnachten, wo man der Armen und Alten nicht gedenkt und die Witwen und Waisen vergißt — zumal auf einer

Missionsstation. Sie sollen heut auch etwas spüren von der Freude, die allem Volk widerfahren soll.

Da kommen sie schon, die ehrliche Martha mit dem Runzelgesicht, so rauh und rissig wie alte Eichenrinde. Heut hat sie ihren Sonntagsstaat angelegt, einen Rock aus hundert Lappen und Läppchen — alte Musterstückchen aus dem „Winkel" — zusammengenäht, so bunt wie eine deutsche Frühlingswiese. — Und dort die alte Regina, schwarz wie Ebenholz und zusammengeschrumpft wie eine Mumie aus der Pharaonenzeit. Noch immer schaut sie mit großen Kinderaugen in die Welt, und hat sie auch sonst nicht viel Beneidenswertes an sich, einen Schatz besitzt sie doch, den wenige haben: ein Kinderherz, das an dem Heiland hängt. —

Und hier die arme Antonetta, die so mühsam auf drei Beinen durchs Leben wankt und eigentlich immer auf dem letzten Loche pfeift. Wie rasselt's und orgelt's heut wieder in der kranken Brust, daß sie kaum ein Wort hervorbringen kann.

Und manches andre alte Weiblein kommt noch, dem wir gern eine Freude machen, und arme Familienmütter, die daheim ein Häuflein Kinder haben und keinen Ernährer mehr. Heut kommen sie alle, die gerufen sind, auch solche, denen sonst der Weg zu weit und mühsam ist.

Es sind nicht lauter Engel. Bewahre! Es sind auch solche dabei, denen erst die Flügel wachsen sollen, die sie ein wenig höher tragen. — Aber sollen wir ihnen deshalb heut keine Liebe zeigen? — Ich denke, sie haben's doppelt nötig, und — wir sind ja wohl auch noch nicht alle ausgewachsene Engel. —

Wie sie sich freuen über die kleinen Gaben, die ihnen unsre Kinder reichen! Eine jede erhält ein Päckchen Tee und Zucker, ein wenig Kaffee und einen Christstollen, auch wohl ein warmes Tuch für den Winter, eine Bluse oder Schürze und dergleichen, und — ja richtig, da in der Ecke der große Korb! Dacht ich's doch, den haben sie gleich erspäht. Das ist ein Anblick, bei dem sich jedes Antlitz freudig verklärt, der allen Kummer vergessen läßt und das Herz mit süßem Trost und froher Feststimmung erfüllt. — Was birgt er denn? — Krautköpfe, nichts als Krautköpfe, einer schöner, fester, runder als der andere — alles eigene Gartenerzeugnisse. —

Ja, langt nur zu, ihr alten Weiblein! Jedes zwei! Wir kennen schon eure schwache Seite. Ein Festessen morgen ohne Kohl — nein, das wäre doch nur etwas Halbes. — Und hier, bringt auch

der sterbenden Jetti einen! Sie hat noch gestern darum gebeten, als sie schon kaum mehr sprechen konnte. Es wird ihr wohl nichts mehr schaden und ist doch ihr letzter, sehnlichster Wunsch auf dieser Erde: Noch ein einzig Mal vor ihrem Ende ein „leck'res" Krautgericht. —

So, jetzt haben alle die Schürze voll. Doch ehe sie gehen, erhält noch jedes wie sich's gebürt einen Trunk frischen Wassers — ich meine aus dem Quell, der einst in jener Nacht in Bethlehem aufgebrochen ist und seitdem nicht mehr versiegt. —

Nun ist die letzte Hand geschüttelt, und dankbar ziehen sie eins nach dem andern mit ihren Schätzen wieder heim. —

Und jetzt ist für unsre Kleinen der große Augenblick gekommen. Es geht schon auf sechs Uhr nachmittags. Gute Sonne, tu' uns doch die Liebe und verfinstere dich für eine Stunde! Wir können jetzt dein Licht nicht brauchen! — Aber leider ist sie taub und lacht und strahlt in ihrer Herzensgüte unvermindert weiter.

Was hilft's, wir können es nicht machen wie Moses in Ägyptenland. — Also schnell die Fensterläden zu! Aber neugierig guckt sie auch da durch alle Ritzen. Sie muß doch sehen, was da drinnen vor sich geht, und warum man ihr den Zutritt wehrt. —

Was da drinnen vor sich geht? — Ein deutsches Christbescher im Kinderkreis mit deutschem Lied und Sang und all dem frohen Zauber, der dazu gehört. — — Wie strahlen die hellen Augen der Kleinen im Glanz der Lichter und beim Anblick der Gaben, die da unter dem Baum das „Christkind" für sie ausgebreitet hat! Erst nach einiger Zeit entdecken sie das kleine bescheidene Transparent, das in der Fensternische aus dunkler Laube herausleuchtet, und betrachten es sinnend. Es ist von ihres Großvaters Hand gemalt vor mehr als vierzig Jahren. Das darf an keinem Weihnachten fehlen. Und wie spricht es immer wieder zum Herzen, grad in seiner Schlichtheit und Innigkeit und mit seinem warmen Farbenton, das Bild mit dem Kind in der Krippe, über das sich Maria und Joseph beugen, während zwei Engel anbetend davor knieen. Da wird im Herzen der Kleinen die Weihnachtsgeschichte erst recht lebendig, die ihnen Vater schon vorher in der Dämmerung erzählt hat, ehe der Baum angezündet wurde. Und dann bewundern sie die kleinen, dicken Schäfchen, die da vor dem Stall im Moos umherspazieren, und die auch noch Großvater mit seinem Taschenmesser ausgeschnitzt hat. Ja, was der nicht alles konnte! Das muß wohl ein großer Künstler gewesen sein. Und er war es auch, ein Künstler von Gottes Gnaden — das

sollen sie wissen. Aber jetzt haben sie noch kein Verständnis dafür. Das kommt später einmal. Genug, daß sie sich freuen, wie sich nur Kinder freuen können. —

Da, horch, in leisen, feinen, silberhellen Tönen klingt es aus irgend einer verborgenen Ecke: Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all'. — Die Kleinen schauen sich verwundert um, bis sie endlich, den Klängen folgend, die kleine Spieldose entdecken, die da ganz bescheiden auf der Kommode steht und auch mithelfen will Weihnacht feiern. Das ist etwas für sie! Ein Klavier, das von selber spielt! So etwas Wunderbares haben sie noch nie gesehen. Immer wieder, wenn ein Stück abgelaufen, bitten sie: „Vater, laß es doch noch einmal klavieren!" Und wieder klingt es durch den stillen Raum: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit. — Traumverloren lauschen sie — das Kleinste natürlich mit dem Finger im Mund — und erst, als der letzte Klang verhallt, erwachen sie mit einem tiefen Seufzer aus dem Zauber, der sie gefangen hielt. Und schon hat „Bubi" seine neue „Trutru" ergriffen und bläst eine greuliche Fanfare, daß man sich am liebsten beide Ohren zuhält. Aber die Engel am Christbaum lachen darob. — Und auch der Zottelbär auf dem Kindertisch, der so schön brummt, wenn man ihn einen Diener machen läßt, scheint über das ganze Gesicht zu lachen. Wenn er tanzen könnte, würde er's sicher tun. Das besorgt statt seiner unsre schwarze Aja, die vor lauter Freude über ihre Geschenke und vor Verwunderung über das kleine „Klavier" in einen wahren Rausch gerät, einen ordentlichen Walzer in der Stube aufführt und wie ein Kind jubelt nnd kreischt, nach dem sie zuerst ein paar Augenblicke sprachlos vor Staunen, mit weit offenem Munde und hängenden Vorderflossen dagestanden hat. — —

Eine gute halbe Stunde ist vergangen. Es wird bedenklich heiß, und das Thermometer steigt rapid. Schon tritt der Angstschweiß auf die Stirn. Nein, länger halten wir's nicht aus. Wir reißen Fenster und Türen auf, und mit strahlender Freundlichkeit lächelt Mutter Sonne uns wieder entgegen und setzt sich breit und behaglich unter den Christbaum, als wollte sie sagen: Seht ihr, ich behaupte doch das Feld.

Wir lassen ihr gern die Freude. Lang wird's nicht dauern, dann geht sie über die Berge, um sich ins kühle Meer zu tauchen. —

Ach ja, ein Seebad jetzt! Das wäre was! — Aber wir haben nicht Zeit, darüber nachzudenken. Schon läuten die Glocken die

Christnacht ein. Rund um die Kirche wartet bereits die Gemeinde in Gruppen, die Frauen hier und dort die Männer. — Heut bleibt niemand ohne Not zu Hause. Und wie viele sind von fern hergekommen, um das Fest mit den Ihren zu feiern. — Schnell machen wir uns fertig zur Christfeier.

Jetzt ertönt ein zweites Glockenzeichen, worauf sich die Gemeinde in dem großen, schönen Gotteshaus versammelt, das im Kerzenschimmer zweier mächtiger Kiefernbäume, die rechts und links von dem Liturgustisch stehen, und einer Menge Lampen hell erstrahlt. Bald ist jede Bank bis auf den letzten Platz gefüllt, links die Frauen im Schmuck ihrer frisch gewaschenen weißen Kopftücher, rechts die Männer und vorn die große Kinderschar — lauter schwarzglänzende Augen, die selbst wie Lichter strahlen.

Nun intoniert die Orgel, und der Gottesdienst beginnt. Brausend klingt es durch den weiten, hohen Raum aus viel hundert hellstimmigen Kehlen:

Vroolyk mag myn hart opspringen*)
In deez' tyd, daar verblyd
'd Engelscharen zingen.
Aard en hemel, neem ter ooren,
Wat geschiedt! Hoort dit lied:
Christus is geboren.

Ja, die alten bekannten Weihnachtslieder: „Ich steh' an deiner Krippe hier" — „Morgenstern auf finst're Nacht", und wie sie alle lauten, sie haben längst den Weg zum Herzen unsrer braunen Leute gefunden. Und wie singen sie sie in ihrer Sprache so frisch und voll und sicher, daß manche Dorfgemeinde daheim davon lernen könnte.

Auch der Chor tut heut sein Bestes. Er ist wohlgeübt und braucht sich auch vor geschulten Ohren seiner Leistung nicht zu schämen. Und zwischen den Gesängen wird wieder das alte, traute Weihnachtsevangelium gelesen — ganz wie daheim — und betend vereinigt sich die große Gemeinde im Geist um die Krippe, in der das Königskind ruht, und vor dem sich nun schon so viel Millionen Kniee beugen auf dem weiten Erdenrund. — Und leise erst, dann immer mächtiger anschwellend ertönt vom Chor herab die frohe Engelskunde: Eere zy God in de hoogste hemelen, en vrede op aarde, aan de menschen een welbehagen!

Stehend singt die Gemeinde das „Amen Halleluja" als jubelnde Antwort. —

*) Fröhlich soll mein Herze springen usw.

Die Feier ist zu Ende. Und — das ist gut, denn schon krümmen sich die Christbaumkerzen vor Hitze nach unten und tropfen fürchterlich.

Die Türen öffnen sich. Die Menge strömt hinaus. Manch einer will noch daheim sein Bäumchen anzünden. —

Da, was für ein Bild! Während Werft und Dorf schon in grauer Dämmerung liegen, glühen die Spitzen der Berge wie Feuer im letzten Sonnenstrahl, ein flammendes Farbenmeer von überwältigender Schönheit. Als ob die gewaltige Bergwelt all die Glut, die sie tagsüber in sich aufgesogen, noch ehe es Nacht wird, wieder ausstrahlen wollte, so glüht und gleißt es scheinbar von innen heraus, daß die Felszacken funkeln und leuchten wie ein Geschmeide von Rubinen und Granaten. —

So feiert die Natur in ihrem großen Königssaal Christfest in Afrika. — Das ist ihr heiliger Abend, strahlend im Widerschein von Millionen unsichtbarer Kerzen. — —

Und durch den Abend hin ziehen die Klänge der Posaunen unsers Bläserchors, die alte heimatliche Weise: „Stille Nacht, heilige Nacht". Sie klopft an jede Tür, an jedes Herz. — Sie läuft die Dorfstraße entlang bis zu dem letzten Haus, wo noch ein Krankes liegt. — — —

Dann tiefe Stille rings. — Nur aus der Ferne tönt das Blöken der Herden, die heimwärts in die Kraale ziehen.

Da, noch ein letztes Aufflackern. —

Das Licht erlischt. — — —

Leise kommt die Nacht gegangen — die stille heilige Nacht in ihrem Sternenkleid, auf dem das Kreuz des Südens als goldene Spange blitzt. — — — — — — — — — — —

Vorüber ist die Hitze des Tages. Ein frischer Hauch streicht kühlend über die Erde hin, die wie im Schlummer atmet. —

Und nun? — Ja nun feiern wir Großen noch einmal deutsche Weihnacht, während die Kleinen schon friedlich in ihren Bettchen schlummern, den Bär und die Trutru zärtlich ans Herz gedrückt.

Durch das offene Fenster strömt erquickend die reine Luft und trägt Nachtfalter und den Duft der Rosen und Heliotropen herein, der sich mit dem der glimmenden Kiefernadeln mischt. — Langsam brennen die Kerzen nieder und erzählen in ihrem stillen, warmen Glanz von der Liebe dessen, der einst in Bethlehem geboren wurde, während draußen auf der Veranda die Passionsblume ihre Ranken im Winde wiegt und in ihrer stummen Gleich-

nisſprache daran erinnert, was er auf Golgatha für uns gelitten.

Und dann ſingen wir noch einmal aus frohem dankbaren Herzen, wie einſt, als wir noch Kinder waren:

Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring euch gute neue Mähr;
Der guten Mähr bring ich ſo viel,
Davon ich ſing'n und ſagen will. —

Und dabei wandern unſre Grüße hinüber übers weite Meer zu euch, ihr Lieben im alten Vaterlande: Gott ſegne euch dies Feſt und mache eure und unſre Herzen warm für den, der uns das Seine gab! —

Und wenn ihr wollt, kommt morgen abend herüber in unſer Gotteshaus und ſeht, wie wir mit der großen braunen Kinderſchar noch einmal beſonders Weihnacht feiern. —

29. Dezember. — Am Montag nach Weihnachten gingen wieder fünfundſiebzig Mann nach Deutſch-Südweſt, wo ſie teils auf den Diamantenfeldern, teils an der Bahn Arbeit finden. Sie werden gut bezahlt. Manche ſparen ſich ein ſchönes Stück Geld. Die Leichtſinnigen bringen es wieder mit Trank und Spiel durch.

Kirchenratsſitzung

Geſtern abend hielt ich die letzte Kirchenratsſitzung im alten Jahr. Einen Hauptteil der der Diskuſſion nahmen Markus Abſalom und ſeine Umtriebe gegen uns in der Gemeinde ein. Ich warnte ernſtlich vor einer Gemeinſchaft mit ihm, ſtellte ſein Tun und ſein Ziel in das rechte Licht und machte es den Dienern und Dienerinnen zur Pflicht, gegen ihn in der Gemeinde zu arbeiten. Sehr gut ſprach in dem Sinn nachher noch Ernſt Dietrich, unſer Miſſionsgehilfe. Leider halten es mehrere Mitglieder des Kirchenrats mit Markus, wenn ſie es auch nicht eingeſtehen. — Zum Schluß wies ich auf den Ernſt und die Bedeutung der Zeit hin, in der unſre Gemeinde ſtehe, und ſchloß die Arbeit des alten Jahres mit einer kurzen Anſprache über die Tagestexte*) und mit Gebet. —

Es wird im neuen Jahr viel, ſehr viel auf unſere Diener und ihr Verhalten ankommen. Gott ſchenke ihnen Klarheit und Überzeugung, Entſchiedenheit und den Mut, für das einzutreten, was ſie für recht und als Gottes Weg mit ſeiner Gemeinde erkannt haben. —

*) Aus der „Loſung" der Brüdergemeine.

1910

Auf der Veranda des Missionshauses (Der Verfasser mit Familie)

Familie Kroneberg

4. Januar

Beim Übergang ins neue Jahr ist es in der Gemeinde so still zugegangen, wie noch selten. Zum Teil kommt es daher, daß so viel Männer auf Arbeit abwesend sind. — In der Neujahrspredigt sprach ich über Jesaja 52, 12, zweite Hälfte. Der Text ist in der holländischen Bibel viel prägnanter und anschaulicher als in unsrer deutschen Lutherübersetzung. —

Ein obstinater Sünder

Hendrik Vortuin ist natürlich auf meine Aufforderung hin nicht erschienen, eine Handlungsweise, die immerhin nur wenige ihrem Missionar gegenüber wagen. Er ließ mir nur sagen: „Als de Heer na my komt, zal ik hem betalen. Als ik na hem toe kom, kan hy my betalen!“ (Wenn der Herr zu mir kommt, werd ich ihn bezahlen, wenn ich zu ihm komme, kann er mich bezahlen) d. h. ich will nichts mit ihm zu tun haben. So sandte ich ihm zunächst einen Diener ins Haus mit der Botschaft, daß er ausgeschlossen, d. h. in Kirchenzucht gestellt sei. Ich denke, er wird doch noch kommen, wenn er sich besonnen hat, oder mich rufen lassen, wenn ihm der Tod im Nacken sitzt. Ob er noch zu echter Reue und Umkehr fähig ist, bezweifle ich freilich. —

8. Januar. Wir haben wieder die Gebetswoche gefeiert. Jeden Abend wurde über ein besonderes Thema gesprochen. Am Mittwoch hielt ich den vereinigten Dienerkonferenzen (Kirchenrat und Aufseherkollegium) eine Gebetsstunde.

Große Hitze

Es ist glühend heiß. Nachmittags 4 Uhr im Schatten 36° R. Die Hitze flimmert und vibriert in unaufhörlichen Wellen in der Luft. Die eiserne Türklinke an unsrer Haustür brennt so die Hand, daß man sie unwillkürlich sofort wieder losläßt. Unser Jüngstes, das barfuß von draußen hereinkam, rief fast unter Tränen: „So eisch, so eisch!“ und zeigte auf seine Fußsohlen. —

Und doch, ich finde immer wieder auch die größte Hitze hier nicht so unangenehm drückend und erschlaffend wie die an Graden viel geringere Sommerwärme daheim, weil es hier immer eine trockene Hitze ist und selten schwül wird. Auch haben wir ja im Sommer eigentlich nie Gewitter in diesem Teil Südafrikas, erst

gegen Wintersanfang, wenn es beginnt kühler zu werden, kommen einige. Aber selten habe ich ein schweres erlebt, während oben auf der Karoo, im Freistaat und Transvaal oft die fürchterlichsten Gewitter toben. —

In Afrika manches anders wie daheim

Es ist eben in Afrika manches anders und grade umgekehrt wie daheim. Die Monate Dezember, Januar und Februar sind hier die heißesten, während Juni, Juli, August die kältesten sind, in denen man es ohne Feuerung im Zimmer nicht aushalten würde, wenn es auch dann über Tag recht angenehm warm draußen werden kann. Und um noch einige andere Beispiele zu nennen: Während daheim der Nordwind Kälte und der Südwind Wärme bringt, ist es hier umgekehrt, denn der Nordwind kommt aus der heißen Kalahari und der Südwind bringt die frische Meeresbrise. Kann man daheim aus der Mondsichel ein Z machen, so ist zunehmender, kann man ein A daraus machen, abnehmender Mond. Hier ist es umgekehrt. Auch Sitte und Gebräuche im Volksleben, bei der Arbeit, sowie sprachliche Ausdrucksweisen sind hier oft grade umgekehrt wie daheim. Kommt man dort an einen neuen Ort, so macht man als Erster Antrittsbesuche bei denen, mit welchen man zu verkehren wünscht. Hier ist es in der Regel so, daß man, nach einem fremden Ort kommend, wartet, bis einen die besuchen, die mit uns zu verkehren wünschen. — Will man daheim seinen Abscheu vor etwas ausdrücken, so sagt man „Pfui!" — Hier ist „Pfui toch!" ein Ausruf anerkennender Bewunderung im Sinn von „Ach, so was!" — Daheim fährt man mit dem Wagen bergauf gewöhnlich langsam und bergunter schneller. Hier werden Hügel fast immer im Galopp genommen, während es bergunter ganz langsam geht, weil die Wagen, wenigstens die zweirädrigen, keine Bremse haben, und die Pferde oder Maulesel das Bremsen mit ihren eignen Beinen besorgen. — Wenn man daheim den Acker bestellt, pflügt man gewöhnlich zuerst und sät dann in die frisch aufgerissene Erde. Hier wirft man die Saat oft einfach auf das unbearbeitete Land, nachdem man die Sträucher darauf abgebrannt, und pflügt dann den Boden um. — Doch genug. Vielleicht fällt mir noch mehr dergleichen auf, dann will ich es notieren. —

Aus der Flora

Drüben im Vorstehergarten ist der große haushohe Magnolienbaum wieder über und über mit

seinen faustdicken schneeweißen Blüten bedeckt und manch anderes exotisches Gewächs läßt dort seine wunderbar geformte bunte Blumenpracht sehen. — An unserer Veranda blüht zum ersten Mal das Solanum Wendlandi, das ich vor zwei Jahren pflanzte. Es trägt große Büschel helllila Sternblumen, die mit der Kartoffelblüte Ähnlichkeit haben. Daneben nickt die Kobea mit ihren großen tiefvioletten Glockenblumen aus dem Grün heraus. Die Passionsblume, die früher die ganze Veranda überwucherte, habe ich zum größten Teil ausreißen müssen, da sie zu wild wurde, und die Kinder sich an ihren Früchten, an denen wirklich kein Wohlgeschmack ist, den Magen verdarben. Aber schön sah es doch aus, wenn — grad um die Weihnachtszeit — sie hunderte von Blüten trug, so schön und groß, wie man sie selten daheim in den Treibhäusern findet. Hierzulande ist sie eben ein Unkraut wie so manches, was man daheim mühsam in Töpfen groß zieht. Aus meinem Fenster, das nach dem Garten zugeht, sehe ich die großen wundervoll leuchtend weißen Blüten der „Königin der Nacht" mit ihrem gelben Stempel und gelben Staubgefäßen in ihrer Mitte. Etwas Schöneres und Reineres an Blumenpracht kann man sich kaum denken. Leider blühen sie nur wenige Stunden. Dann sinkt die ganze Herrlichkeit wie ein Lappen zusammen. Daneben steht ein mächtiger Teerosenstrauch, der ein paar Meter im Umfang mißt und über und über mit duftenden goldgelben Rosen bedeckt ist. Und mit ihnen um die Wette duften Reseden, Nelken und Veilchen. — In dem kleinen Gärtchen auf dem oberen Teil der Werft, grad vor unserm Haus, das unsere Schulvorsteherin sich angelegt hat, blühen an hundert verschiedene Rosenarten, eine schöner, duftiger als die andere. Und in einer Ecke desselben über den Fundamenten des ersten Hauses, das sich 1738 Georg Schmidt dort gebaut hatte, ragt ein gewaltiger Säulenkaktus empor, dessen große rote Blüten wie Ordenssterne leuchten. —

Gemüse und Obst

Ja, was ist das überall für ein unaufhaltsames Treiben und Blühen in der Pflanzenwelt, leider auch im Gemüsegarten. Der Salat und manches andere gerät ins Schießen, daß kein Halten mehr ist; nur der Kohl reckt seine dürren Rippen hoffnungslos zum Himmel. Das letzte Grün an ihm haben die Motten verzehrt — ein trauriger Anblick, — und er stand so schön! — Aber trotzdem gibt es noch Gemüse genug, Bohnen, Erbsen, Rüben,

Gurken, Tomaten, Melonen und eine Menge andrer Herrlichkeiten, daß man kaum alles ernten und verwerten kann. —

Dazu reift jetzt eine Obstsorte nach der andern. Zu Weihnachten brachten wir große Körbe der schönsten Aprikosen ins Haus. Schon vorher gab es fast jeden Tag eine mächtige Schüssel Erdbeeren. Jetzt kommen die Birnen an die Reihe. Die meisten werden an der Sonne getrocknet. Was macht das alles für Arbeit! Jeder Abend ist damit ausgefüllt, bis es dunkel wird. — Und dann muß man oft noch lange bis tief in die Nacht am Schreibtisch sitzen und seine amtlichen Pflichten, Korrespondenz und anderes erledigen. Wahrhaftig, an Arbeit fehlt es dem Missionar hier draußen nicht, das kann ich bezeugen.

Junge Leute

Wenn wir doch recht viel solcher jungen Leute hätten wie den David Kroneberg, der eben die Bibelklasse im Seminar absolviert hat. Der hat etwas in seinem Herzen. Das merkte man an dem Gebet, das er gestern abend in der Gebetsstunde hielt. Das kam aus dem Herzen und ging zu Herzen. Obgleich er noch jung ist, arbeitet er doch schon tüchtig zum Besten der Gemeinde, hält auch hier und da Hausgottesdienste und ist eins der eifrigsten Mitglieder des Enthaltsamkeitsvereins. Manches tiefgehende seelsorgerliche Gespräch habe ich schon mit ihm gehabt, bei dem mir seine Fragen bezeugten, daß er nicht nur ein ernster Sucher ist, der über ewige Dinge nachdenkt, sondern auch einer, der schon viel gefunden hat. —

Wie wenige gibt es doch unter diesem Volk, besonders unter den Jungen, die sich wirklich die Mühe nehmen, denkend und suchend nach dem Schatz im Acker zu graben, auf den sie immer wieder hingewiesen werden, die es überhaupt für wert halten und — fähig sind, über Fragen zu grübeln, die weiter reichen als ihre häuslichen Angelegenheiten, Gärten und Viehkraale. Neben dem haben meist nur noch kommunale und politische Gedanken Platz. Die wühlen in diesen Zeiten mehr denn je in den Köpfen. Einmal ist es die gefürchtete Einführung des neuen Missionsstationsgesetzes, die sie beschäftigt, und dann der für den 31. Mai proklamierte Zusammenschluß der vier südafrikanischen Staaten, Kapkolonie, Oranje, Transvaal und Natal zu einem vereinigten Südafrika unter einem Parlament und einem Gouverneur.

Politische Erwartungen

Letzterem sehen sie mit wenig hoffnungsvollen Gefühlen entgegen, seit

es sich immer klarer herausstellt, das die hochgespannten Erwartungen der farbigen Bevölkerung dadurch kaum erfüllt werden dürften, im Gegenteil ihre Interessen eher geschädigt statt gefördert werden könnten. Schon daß in dem neuen Parlament kein Farbiger Sitz und Stimme haben darf, ist für sie ein empfindlicher Schlag, weil er all ihren Träumen von „Equal rights" (gleichen Rechten) Hohn spricht, die sie den Weißen gegenüber auf ihre Fahne geschrieben haben. —

Sozialdemokratische Strömung „A. P. O."

Es bemächtigt sich immer mehr ein sozialdemokratischer Geist der farbigen Bevölkerung, der durch die „African Political Organisation" und deren Preßorgan „A. P. O." großgezogen wird. Letzteres könnte man nicht mit Unrecht den südafrikanischen „Vorwärts" nennen. Viele Klagen, die er vorbringt, sind zwar wohl berechtigt, und viele seiner Forderungen kann man verstehen und dem Farbigen nicht verdenken, aber der Geist, in dem dies Blatt geschrieben wird, ist leider nur zu sehr von Haß und Verhetzung erfüllt, während man dabei immer mit Vorliebe sich auf die Bibel, auf Aussprüche Jesu und Beispiele aus der Kirchengeschichte beruft. Die holländisch reformierten Geistlichen und ihre Kirche werden hauptsächlich als an der traurigen Lage der Farbigen schuldig hingestellt. Die erste Nummer dieses Jahres strotzte wieder von solchen Ausfällen und Anschuldigungen. Übrigens muß man sich wundern, mit welchem Geschick, welcher Sachkenntnis und geschichtlichen Beschlagenheit viele der Artikel verfaßt sind, wird das Blatt doch fast ausschließlich von Eingeborenen geschrieben und redigiert.*)

Leider wird das Blatt auch in unsern Gemeinden vielfach gehalten. Kein Wunder, daß sein Geist immer mehr Raum in ihnen gewinnt. Ja wenn es wirklich nur nüchtern und gerecht die Interessen der Eingeborenen verträte! Aber so wie es bis jetzt vorgeht, untergräbt es jegliche Autorität und zeigt sich als Feind der Kirche und ihrer Diener. Nur zu leicht werden dann von urteilslosen Lesern die Missionare mit den übrigen Geistlichen der Kolonie über einen Kamm geschoren und als Feinde der Farbigen betrachtet, und doch haben sie keinen aufrichtigeren Freund und besseren Anwalt als den Missionar. Unsere Gemeindeglieder könnten das durch eine jahrhundertlange Geschichte

*) Siehe Näheres in „Zum Rassenkampf in Südafrika" S. 17 u. f. In dieser Schrift sind viele Zitate aus der A. P. O. abgedruckt.

wissen, und doch leihen viele ihr Ohr nur zu gern jedem, der ihre Missionare verdächtigt und verleumdet — eben weil es Weiße sind. Das ist die Saat, die nicht zum wenigsten durch jenes Blatt in unsrer Gemeinde ausgestreut wird. Dahinter aber steckt unzweifelhaft die äthiopische Bewegung mit ihrer Losung: Afrika den Farbigen.*)

Behandlung Farbiger durch Weiße

Wie übrigens unsere Farbigen gelegentlich von weißen Beamten behandelt werden, zeigte sich neulich in Caledon**). Als gegen siebzig Gnadentaler und Elimer***) von dort mit dem Zug nach Kapstadt reisen wollten, war in der dritten Klasse nicht genug Platz für sie. Auf ihre Vorstellungen beim Stationschef erhielten sie die Antwort: „Als jelle wil gaan, kan jelle maar in de beest compartment klim.“ (Wenn ihr fahren wollt, könnt ihr in den Viehwagen steigen.) Es blieb ihnen nichts anderes übrig. Aber der Fahrpreis ist ihnen deswegen nicht vermindert worden. — Immerhin werden in der Kapkolonie die Farbigen und Eingeborenen noch weit besser seitens der Weißen behandelt als in Transvaal.

Freilich, bei dem allen muß man immer wieder bedenken, daß ein sehr großer Teil selbst der farbigen Bevölkerung eine zivilisiertere Behandlung nicht verdient, so lange er sich so unzivilisiert beträgt, wie es leider oft der Fall ist. Was überhaupt die Eingeborenenforderung auf gleiche Rechte und gleiche soziale Stellung mit den Weißen betrifft, so gibt es darauf kaum eine treffendere Antwort als die, die einmal der Regierungsarzt Dr. Mitchell einem Kaffern auf seinen Ausspruch: Sie und die Weißen seien doch Brüder, und sie müßten darum gleiche Rechte und Behandlung mit diesen genießen, gab: „Du hast ganz recht, wir sind Brüder. Aber vergiß nicht, daß du 2000 Jahre jünger bist als ich!“

17. Januar. Der alte von Georg Schmidt gepflanzte Birnbaum in der Mitte des großen Missionsgartens trägt zum ersten Mal Birnen, seit ich hier bin. Es ist zwar nur die gewöhnliche

*) Vergl. dieselbe Schrift S. 16.

**) Ein drei Stunden von Gnadental entferntes Landstädtchen mit Magistratssitz und Bahnstation für Kapstadt.

***) Leute von Elim, ebenfalls einer Missionsstation der Brüdergemeine nicht weit von Kap Agullas.

Safranbirne, aber sie läßt sich essen. Ich dachte dabei des alten Einsiedlers und Helden von Baviaanskloof. —

Früchtetrocknen

Die Pfirsiche beginnen zu reifen, und damit fängt die große Trockenarbeit an. Der Segen ist kaum zu bewältigen. Von früh bis spät sitzt die alte Asa Sanna mit ihrem Runzelgesicht und manchmal noch ein oder zwei „Tanten" auf unsrer Veranda und schält und schneidet unermüdlich, während die Jufvrouw die präparierten Früchte auf die langen „Rake" legt, die draußen in der Sonne aufgestellt sind. Tausende und Tausende von Früchten werden so getrocknet, um für den Winter eine treffliche Zukost zu geben. Immer wieder müssen sie umgekehrt und die madigen oder verschimmelten ausgesucht werden. Schnell besorgt die afrikanische Sonne ihre Arbeit. Jeden Tag werden dann die fertig getrockneten abgenommen, und allabendlich, oder wenn ein Regen droht, müssen die schweren zwei Meter langen Rake — ein Holzgestell mit drahtgeflochtenem Boden, damit die Luft von allen Seiten zu kann — unter Dach und Fach getragen werden, weil sonst der Nachttau die Früchte verderben würde. All die Mühe und Arbeit wird dann aber auch reichlich belohnt durch wohlgefüllte Säcke der verschiedensten getrockneten Früchte wie außer Pfirsichen und Birnen, Aprikosen, Äpfel, Zwetschken u. a. m. — Die schönsten und edelsten Früchte werden „eingekannt", d. h. sterilisiert und in luftdicht verschlossenen Gläsern aufbewahrt, worin sie fast ihren frischen ursprünglichen Geschmack bewahren. Was von dem Rest nicht verkauft werden kann, wird, zumal die minderwertigen Pfirsichsorten, als Viehfutter für Hühner und Schweine benutzt. Oft ist der Ernteseegen so groß, daß auch letztere das ihnen Vorgeworfene nicht mehr mögen, weil sie schon zu viel davon genossen haben.

Künstliche Berieselung der Gärten

Was ist doch Südafrika für ein Paradies an Fruchtbarkeit überall da, wo Wasser vorhanden ist. Ohne Wasser wächst freilich nichts von Obst oder Gemüse oder wird doch bald erbarmungslos von der Sonne verbrannt. Darum können wir nicht dankbar genug sein für das auch in der ärgsten Hitze nimmer versiegende frische Bergwasser, das uns hier Tag und Nacht zufließt, so daß jede Woche einmal nicht nur unsere Missionsgärten, sondern sämtliche Gärten der Gemeinde — und das sind ein paar Hundert — durch künstliche Berieselung unter Wasser

gesetzt werden können. Das geschieht selbstverständlich immer erst in den späteren Nachmittagstunden und am Abend, wenn die Sonnenhitze vorüber. Auch diese Gartenbewässerung ist wie alles andere geregelt, so daß sich jeder Gartenbesitzer an seine Zeit halten muß. Unsere braunen Leute haben darin eine große Virtuosität erlangt, so daß in wenig Stunden auch der größte Garten aus den zuführenden Schloten (Kanälen) kunstgerecht bewässert werden kann. Daß gelegentlich dabei auch einige Pflanzen durch zu starken Strom herausgespühlt werden, schadet nicht so viel. Es gibt ja auch sonst noch genug. Kostbar sind dabei die das Wasser regulierenden „Ohms" zu beobachten, wie sie, die Hosen bis über die Kniee aufgekrempelt, im Wasser stehen, hin und her springen, um mit ihrem Grabscheit neue Dämme aufzuwerfen und dem Wasser eine neue Richtung zu geben. Da heißt es aufpassen und keine Zeit verlieren, und man gönnt ihnen gern die dicken Brotstullen mit Marmelade gestrichen, die sie hinterher mit einem „Kummetje" Kaffee erhalten. Übrigens ist auch gesundheitlich solche Wasserkneippkur nicht zu verachten. —

Natürlich ist so ein Abend, an dem „Wasser geleitet" wird, immer ein Hauptereignis für unsre Kinder, die es sich dann nicht nehmen lassen, hochgeschürzt und in möglichst luftigem Kostüm im Wasser umherzupaddeln und auf ihre Art mitzuhelfen. Daß dabei beinahe regelmäßig das eine oder andere ein mehr oder weniger freiwilliges Ganzbad nimmt — nicht grade zum Entzücken der Mutter, die dann die verschlammten Höschen oder Röckchen wieder reinigen darf — ist selbstverständlich. Das sind so afrikanische Jugendfreuden, an die sich schließlich beide — Mutter und Kind — einmal mit Wonne zurück erinnern werden.

Maulwürfe und Hamster

Ein besonderer Spaß für klein und groß ist es dabei immer, zu beobachten, wie das Wasser tonnenweise in die vielen Löcher der großen Maulwürfe — „Molle", wie sie hier heißen — und Hamster läuft — soviel, daß man nicht begreift, wie das alles Platz in dem unterirdischen Bau hat — bis es dem dicken Kunden da unten doch zu arg in die Bude regnet, er sich schleunigst aus dem Staube, wollte sagen aus dem Feuchten macht, und bei irgend einem Ausfallsrohr pudelnaß, pustend und schnaufend zum Vorschein kommt und nicht weiß, wohin er sich retten soll, bis ihm ein wohlgezielter Stoß mit dem Grabscheit den Garaus macht. Wie mancher dicke, fette „Moll" muß bei der Gelegen-

heit sein Leben lassen, der zu schlau war, in die aufgestellten Fallen zu gehen. — Arme Kerle! Aber was hilfts! Dies Diebsgesindel nimmt so fürchterlich überhand, daß man sich seiner kaum erwehren kann. Mögen sie auch manchen Engerling verzehren, der Schaden, den sie mit ihrem unaufhörlichen Durchwühlen des Gartens und mit Wegschleppen ungeheurer Massen Kartoffeln, Rüben und andrer Produkte, die der Mensch doch für sich selber pflanzt und nicht für sie, anrichten, ist zu groß, um ihnen nicht den Krieg zu erklären und ihnen auf jede Weise das Handwerk zu legen. Hunderte dieser vierbeinigen Gesellen hausen oft in einem einzigen Garten und ziehen unter der Oberfläche kreuz und quer ihre Gänge, daß es da in der schwarzen Erde im Kleinen aussehen mag wie in den Katakomben vor den Toren Roms, und oft ehe man sich's versieht, sinkt man bis ans Knie in so ein Hamsterloch hinein, was nicht gerade sehr angenehm ist, wenn es noch dazu mit Wasser gefüllt ist. Da kann es denn wohl passieren, daß man sein Bein wieder ohne Stiefel herauszieht, wenn man ihn dummerweise anbehalten hat. — Aber groß ist der Triumpf, wenn man beim Graben einmal auf die verborgene Vorratskammer so eines Diebes trifft, und man die gemausten Kartoffeln, fast hätte ich gesagt, körbeweise ans Tageslicht befördert, ist es doch unglaublich, was so ein echter rechter Hamster — hamstern kann. — Manchmal werden bei solchem Wasserleiten auch große Krabben aus der Schlote in den Garten gespühlt, und es ist kostbar zu sehen, wie sie, wenn man ihnen zu Leibe geht, seitwärts davon maschieren oder sich auf die Hinterbeine stellen, um sich zur Wehr zu setzen, indem sie wütend mit den Scheeren nach dem vorgehaltenen Stock greifen und aus ihren Stielaugen giftige Blicke schießen. —

Was für einen Tomatensegen haben wir dies Jahr! Zwei große Rake sind damit angehäuft in kurzer Zeit. Merkwürdig, lange scheint man in Gnadental keine Tomaten angebaut zu haben, bis ich es vor ein paar Jahren versuchte. Und nun pflanzt alles Tomaten oder will doch solche bei uns kaufen. —

Gartenarbeit

Ich kann nicht sagen, was mir die Gartenarbeit bei aller Mühe und Anstrengung, die sie fordert, und bei allem Ärger, den sie auch manchmal mit sich bringt, für Freude macht. Und es ist zur Gesundheit unbedingt nötig, daß man sich neben der vielen geistigen Tätigkeit auch einmal körperlich ordentlich ausarbeitet. Darum helf ich bis auf das Um-

graben immer fleißig mit im Garten. Und es ist auch deshalb nötig, weil ohne das die teuren „Ohms" nur halbsoviel leisten würden. Bei denen heißt es sonst immer: Eile mit Weile, wobei aber auf dem letzteren der Hauptnachdruck liegt. Und was lernt man nicht alles dabei! Wenn ich bedenke, daß ich von Gartenarbeit, als ich vor zehn Jahren nach Afrika kam, so wenig verstand wie ein Eskimo, nicht einmal wußte, wie man Kohl und Salat pflanzt oder gar Gurken und Melonen steckt, bin ich ganz stolz darauf, was ich mir seither auch auf diesem Gebiet menschlicher Tätigkeit für Kenntnisse erworben habe. Und dann, wie viel näher kommt man seinen Gemeindegliedern, wenn man mit ihnen zusammen auf einem Acker arbeitet, und sie sehen, daß man auch da seinen Mann stellt und am Ende noch mehr weiß und die Sache noch besser macht als sie. Mir waren und sind darum solche Stunden der Gartenarbeit nie verlorene Stunden, sondern ich habe immer dabei etwas gewonnen, für meine Gesundheit und — für mein Amt — und ich kann es jedem jungen Missionar nur empfehlen, sich auch auf dem Gebiet nach Kräften zu betätigen. Er wird es nicht bereuen. Aber schließlich, in den meisten Fällen wird ihm auch gar nichts anderes übrig bleiben. Und das ist gut. Er könnte sonst gar zu — „geischtli" werden, wie der Schwarzwälder sagt.

11. Februar. Heut ging ein einstündiger Wolkenbruch nieder und hat in den Gärten viel Schaden angerichtet. Die Tage vorher brannte die Luft wie Feuer, so daß man ohne Not über Tag nicht hinausging. Aber wie oft wird man auch in der glühendsten Mittagshitze zu einem Kranken oder Sterbenden gerufen oder zu einer Nottaufe im Haus. Die Luft in den engen niedrigen Räumen, die manchmal kaum ein Fenster haben, ist dann unbeschreiblich. —

Wir haben angefangen, den Garten, soweit er abgeerntet, wieder für den Winter zu bestellen. Wie schön hat man's hier, daß es auch den ganzen Winter hindurch immer irgendwelches frische Gemüse gibt.

Herbst und letzte Früchte

4. März. Der Herbst zieht ins Land. Die Bäume fangen an sich zu färben und zu entblättern. Aber viele behalten ja auch im Winter ihr grünes Laub, allen voran die Orangen- und Zitronenbäume, die hier eine Größe erreichen wie wohl kaum im Süden Europas. — Die Weintrauben werden geerntet und herrliche Melonen. Die

Bauern bringen ganze Wagenladungen großer Wassermelonen in den „Winkel" zum Verkauf. Wenn man sie über Nacht hinaus ins Kühle legt, schmecken sie noch am nächsten Mittag wie Eiscrem. Im Innern des Landes und auf Reisen, wo es kein Wasser gibt, sind sie die einzige und köstlichste Erfrischung.

Schließlich kommen noch als letzte Sommerfrüchte einige Daueräpfel und die großen Kalabasbirnen. Sie werden oft so groß wie ein Kinderkopf, und wehe dem, dem ein so gewichtreiches Ding unversehens vom Baum auf den Kopf fällt. Sicher hatten die Kundschafter Israels seinerzeit solche Birnen mitgebracht, als sie von ihrem Streifzug über die Grenze des gelobten Landes zurückkehrten. Aber auch die Weintrauben erreichen oft eine erstaunliche Größe. Übrigens sind jene Birnen roh ziemlich ungenießbar, aber gedämpft schmecken sie vortrefflich, und ein paar geben oft schon eine gute Schüssel.

Bergleuchten

Abends hatten wir wieder das Schauspiel eines wundervollen Bergleuchtens, wie man es so oft in diesen Monaten sehen kann. Die oberste Kuppe des großen Gnadentaler Berges war erst lange in dunkle blauschwarze Wolken gehüllt, was den Kontrast zu den hellen Partien noch vermehrte. Tief unten, wo noch einzelne Kiefern stehen, fängt es so gegen sieben Uhr an, wenn die Sonne über dem Bergsattel oberhalb Koornlandskloof zur Rüste geht, um sich dann weiter nach oben zu verbreiten. Der ganze Berg erglüht nach einander in allen Farben des Prismas, erst zart grünlichgoldig, dann in grelles Schwefelgelb übergehend, jeden Baum, jeden Fels scharf und zum Greifen nahe hervortreten lassend, und weiter in allmählichem Wechsel orange, brennend rot wie loderndes Feuer, dann still glühend wie ein Rubin. Das ist der Höhepunkt. Es ist als ob der Berg durchsichtig wäre und von innen mit bengalischen Feuern erleuchtet würde, die in immer neuen herrlicheren Farben ihr Licht ausstrahlen — ein Anblick, an dem man sich nicht satt sehen kann. Oft habe ich schon während der ganzen Dauer — es währt meist etwa zwanzig Minuten — ohne ein Wort zu sagen, dagestanden, in dies einzigartige Naturschauspiel versunken. Besonders überwältigend ist es, wenn man aus dunklem Zimmer kommend oder um eine Straßenecke biegend plötzlich den flammenden Berg vor sich sieht, oder wenn man sich eine Zeitlang abgekehrt hat und dann wieder hinblickt. Es ist eine Farben- und Lichtsymphonie, wie sie sich keiner vor-

stellen kann, der es nicht selbst gesehen hat. Einem Maler würde man es einfach nicht glauben, könnte er so etwas malen. Aber es kann es keiner. So kann nur die Natur malen, und wohl auch nur hier in Afrika, denn selbst das Alpenglühen in der Schweiz, so wundervoll es ist, reicht bei weitem nicht an diese Farbenpracht, diese intensive Lichtfülle heran. — Ganz allmählich — es ist als ob die Natur dabei ihren Atem anhielte — erblaßt das Feuer. Die Glut wandelt sich in zartes Rosa, um schließlich in tiefes Purpurviolett und sattes Blaugrau überzugehen. Oft — wie heut — ist der ganze Berg am Ende schon dunkel, und nur die höchste Spitze, von allen Wolken befreit, gleißt und funkelt noch in den letzten Strahlen der scheidenden Sonne wie ein blutroter Granat. —

Wer so etwas sehen darf, in dessen Herzen wird es ganz feierlich und still, und er beugt sich in Anbetung vor der Schöpferherrlichkeit Gottes und preist den, aus dessen Künstlerhand eine so wundervolle, unnachahmliche Schönheit hervorgeht, bei deren Anblick alles Kleinliche und Niedrige von uns abzufallen scheint, und die Seele von einer Freude, einem Wohlgefühl durchströmt wird, so rein und erhebend, wie es kaum etwas Anderes auf Erden zu bieten vermag.

6. März. Vormittags hielt ich Kirchenratssitzung und Predigt in Greyton. Ein neuer Kirchendiener, Jakob Sakonna, wurde in sein Amt eingesetzt. Nachher noch Krankenbesuche. —

Die „Annahme"

Abends wurden in Gnadental 22 junge Leute — die als Kinder getauft waren — in die Erwachsenengemeinde aufgenommen, d. h. sie erhalten von nun an gewisse kommunale Rechte und Pflichten, indem sie zu gesetzlichen Einwohnern des Platzes werden und sich auf seine „Ordeningen"*) verpflichten müssen. Man hat der Sache bisher immer ein kirchliches Gepräge gegeben, weil es eine gute Gelegenheit ist, sowohl den jungen Leuten ein paar ernste Worte vom christlichen Standpunkt aus mit ins Leben zu geben — denn sie sind ja alle noch nicht konfirmiert — und sie auf einen sittlich reinen und anständigen Lebenswandel zum Besten der Gemeinde hinzuweisen, als auch der Gemeinde selbst, vor allem den Eltern der Aufgenommenen, die Pflicht ans Herz zu legen, über Wandel und Betragen dieser jungen Leute zu wachen und dafür zu sorgen,

*) Platzregeln.

daß sie nützliche und ehrenwerte Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft und der christlichen Kirche werden.

So ist denn diese Feier auch von jeher etwas sehr wichtiges in den Augen der Gemeinde gewesen,*) wichtiger noch fast als die Konfirmation, wogegen ich allerdings schon öfter protestiert habe, handelt es sich doch bei dieser „Annahme" in erster Linie um das lokale Heimatrecht und was dazu gehört, Dinge, die man schließlich auch ohne kirchliche Feier erledigen kann und sicher in Zukunft erledigen wird, ist erst einmal das neue Gesetz auf den Missionsgrantstationen eingeführt. Dann wird es überhaupt nicht mehr eine „Annahme" in diesem Sinne geben, da jeder geborene Gnadentaler, soweit er Farbiger ist, auch ohne weiteres gesetzlicher Einwohner ist. —

Am Schluß einer solchen Annahme redet dann gewöhnlich noch ein anderer Kollege die Angenommenen und ihre Eltern in der Sakristei an, und man gibt allen die Hand, was schon vorher in der Kirche selbst der amtierende Missionar getan hat.

Nota bene! Diese 22 oder mehr schwitzenden Hände zu schütteln, ist nicht gerade ein Vergnügen, und ich verzeihe es dem lieben älteren Kollegen gern, der, wenn er der Amtierende ist, nach dieser Pflichterfüllung hinter den Liturgustisch zurückgehend sich regelmäßig dabei heimlich die Hände an einem Zipfel seiner grünen Decke abtrocknet, mit einem Gesicht, das unnachahmlich wiedergibt, was er in der Stille seines Herzens dabei denkt. Daß es mir und andern dabei immer einige Anstrengung kostet, ernst zu bleiben, ist wohl begreiflich.**)

Aber es gibt ja noch ganz andere Pflichten im Missionsdienst, deren Erfüllung einem noch viel größere Selbstüberwindung kostet.

Familienfest 7. März. Der Geburtstag der Familienmutter. Wie wichtig ist den Kleinen solch ein Tag. Schon um ihretwillen muß man jeden Geburts- oder Gedenktag in der Familie festlich gestalten mit Blumenschmuck, Frohsinn und — Kuchen, damit sie eine bleibende Erinnerung daran haben, denn, ach, nur zu bald muß man sie aus dem Elternhaus in die Fremde ziehen lassen — übers weite Meer.. —

*) Sie heißt darum im Volksmund „de groot Kerk" (die große Kirche).

**) Dieses viele Händegeben auch bei andern Gelegenheiten sollte man schon aus sanitären Gründen immer mehr einschränken, denn man weiß nie, ob der Betreffende nicht eine ansteckende Krankheit, vielleicht gar den Aussatz hat. —

Zwei Originale

Mich wundert, daß der alte Joseph Fluit — sprich: Fleut — es nicht ausgeschnüffelt hat, daß heut „verjaardag“ (Geburtstag) bei uns ist, sonst würde er sicher gekommen sein, um seine Glückwünsche darzubringen und an das mildtätige Herz der Jufvrouw zu apellieren.

Joseph Fluit — der gehört auch noch zu den Originalen im Dorf, ein würdiges Gegenstück zum seligen Karnanki, einem Kaffern in meiner früheren Gemeinde, der im glücklichen Besitz von fünf verschiedenfarbigen Zylinderhüten durch dies irdische Dasein wallte, die er sich nach und nach bei den umwohnenden Buren und vielleicht auch bei alten Leeraars zusammengebettelt hatte, und deren jeder an Groteskheit und Eigenart der Form den andern übertraf und an vergangene Glanzzeiten seines einstigen Besitzers erinnerte. Freilich Punkto Kopfbedeckung hat es Joseph nie so weit gebracht, aber im Übrigen gibt er ihm an Originalität seiner Erscheinung kaum viel nach. —

Seit mehreren Jahren ist er glücklicher Witwer — wewenaar, wie die Leute, aus weduwenaar zusammenziehend, sagen.*) Eigentlich war er schon lange vorher ein halber oder dreiviertel Witwer, denn seine Frau lebte seit Jahren im Irrsinnigenasyl auf Robben Island.

Auch im geistigen Mechanismus des alten Fluit fehlt irgend eine Schraube — vielleicht auch zwei — ich weiß aber nicht recht, welche. Nebendem fehlt ihm auch der Arbeitstrieb, der doch eigentlich bei einem normalen Menschen gefunden werden sollte. Ich glaube, er hat sich Matth. 6, 28 zur Lebensregel gemacht, denn er lebt wie eine Lilie auf dem Felde, nicht zwar, was ihre Schönheit und Reinheit betrifft, aber auch er arbeitet nicht und spinnt nicht. Allerdings ist er schon recht krachwedelich, aber doch nicht so, daß er gar nichts mehr tun könnte. Die Buren wollen ihn freilich nicht mehr als Arbeiter haben, auch wenn er seine Dienste wirklich einmal anbietet, was nur im höchsten Notfall vorkommt, denn auch bei seiner Arbeit ist er ebenso schmuddelich wie in seinem Äußeren. Man könnte ihn für einen zerlumpten Vagabund oder für einen Räuber aus den Abbruzzen

*) Einige andere Beispiele für solche Wortverkürzungen — abgesehen davon, daß bei Zeitwörtern fast immer die Endsilben weggelassen werden — seien hier noch erwähnt. So sagt man statt „klein meisje (kleines Mädchen) einfach „Klemmet“, statt „klein jongetje“ (kleiner Junge) „Klong“, und statt „Genadendal“ sagen viele kurzweg „Gnal“. —

halten, wenn er so dahin schiebt, im spitzen Winkel vornüber geneigt, eine Hundepeitsche unter dem Arm, während ihm sein struppiger Köter auf den Fersen folgt, über die schmutziggrauen, ungekämmten Haare einen in allen Farben schillernden Schlapphut mit einer Straußenfeder verwegen gestülpt, die beide einst bessere Tage gesehen, die Pfeife schief im Mund und mächtig qualmend, oder, wenn ihm der Taback ausgegangen, eine Nelke oder andere Blume zwischen den Zähnen. Das eine Auge ist ihm ausgelaufen und trieft beständig, und sein verwilderter Bart gleicht einem Kornfeld, das vom Hagel verwüstet ist.

Mit der reinigenden Wirkung von Wasser und Seife scheint er trotz seines Alters noch unbekannt zu sein. Seine Kleidung, zumal die untere Hälfte derselben, die er beständig in Gefahr ist, zu verlieren, ist in einem mehr als fragwürdigen Zustand, und es ist in jeder Hinsicht ratsam, ihm nicht allzunahe zu kommen oder ihn auf mehr als nötig ins Haus zu lassen, man könnte sonst nachher recht wenig beglückende Entdeckungen an sich selber machen.

In seinem Haus sieht es ebenso interessant wie schauerlich aus. Man könnte meinen, in die Höhle eines alten Zauberweibes zu kommen. Es ist ein wahres Museum der seltsamsten und unappetitlichsten Dinge, die man sich denken kann. Einmal war ich darin, aber — nie wieder! Will ich ihn daheim aufsuchen, so lasse ich ihn zu mir herauskommen und danke dabei im Stillen Gott, daß ich unter diesem Dach nicht hausen muß. Ich hoffe nur, er wird nie krank, denn dann wäre ich kraft meines Amtes doch gezwungen, über seine Schwelle zu treten. Mir graut bei dem Gedanken. —

Da seine Angehörigen, wie er behauptet, ihm nichts zu essen geben, stattet er wie die „Nickeltante" gern den Küchen auf der Werft einen Besuch ab in der Hoffnung, da etwas zu erobern. — So suchte er eine Zeitlang regelmäßig ein- oder zweimal in der Woche auch unsere Küche heim. Dabei schwatzt er sehr gern mit unsrer Aja und macht ihr den Hof, worüber sie sich natürlich weidlich lustig macht. — Um sich seinerseits erkenntlich zu zeigen für die Tischreste, die er erhält, brachte er eines Tages mit triumphierender Miene einen nach seinem Geschmack schönen Strauß, den sich Jufvrouw durchaus anstecken sollte. Es waren ein paar völlig verwelkte und schmutzige „Katjepierentjes", wie die Leute die weißen und wohlriechenden Blüten eines gewissen

Strauches nennen. Er hatte sie in einen feuchten, noch schmutzigeren Lappen gewickelt, der stark danach aussah, als ob er ihn von seinem gleichfarbigen Hemd losgerissen hätte, denn dem fehlten verschiedene Stücke, und es ließ den alten Adam darunter reichlich viel herausschauen. Er war höchst beleidigt, als Jufvrouw seine Galanterie dankend ablehnte, oder doch wenigstens unterließ, das Geschenk zu berühren.

Ein andermal brachte er ein altes verrostetes, höchst unappetitliches Besteck zum Vorschein — das einzige, das er besaß, und dessen er sich in besseren Zeiten noch selber bedient hatte — und wollte es uns zum Geschenk machen, da er es nicht mehr brauche! — Er war sehr verwundert, als auch dieses dankend zurückgewiesen wurde.

Ein drittes Mal förderte er zwei schon recht weichliche Tomaten aus seiner Hosentasche heraus und überreichte sie Jufvrouw mit stolzem Lächeln. Als sie sie nicht nehmen wollte und immer wieder versicherte, wir hätten ja selbst Tomaten genug im Garten, er solle sie darum nur lieber selber essen, nahm sein Gesicht plötzlich einen ganz verschmitzten Ausdruck an, indem er sagte: „Als jufvrouw zoo baaje tomate het, moet my toch jufvrouw als belief tot die twee nog iets by geef, want die twee is my daarom te min voor een kookzel!“ (Wenn Jufvrouw so viel Tomaten hat, muß mir doch Jufvrouw bitte zu den zwei noch welche dazugeben, denn die zwei sind mir doch zu wenig für eine Mahlzeit.) — Echt Hottentott! —

Lange Zeit ist er dann nicht mehr gekommen, wahrscheinlich, weil wir ihm sagten, er solle sich das nächste Mal seine Kost erst durch Arbeit in unserm Garten verdienen — und Ohm Fluit hat wie schon gesagt außer gegen Wasser und Seife gegen nichts eine so unüberwindliche Abneigung als gegen Arbeit. Erst als er wohl glauben mochte, diese Drohung sei inzwischen vergessen, tauchte er eines Tages wieder auf und war augenscheinlich recht enttäuscht, als wir sie doch wahr machten. Schande oder Ehren halber hat er denn auch wirklich einen Vormittag im Garten Unkraut gejätet, aber als wir uns nachher das Feld seiner Tätigkeit besahen, sagten wir uns beide mit entsetzten Blicken: Nie wieder! — Es sah aus, als ob ein Bock oder ein Stachelschwein im Garten gewüstet hätte. — Er aber war sehr stolz auf seine Tätigkeit und steckte mit Befriedigung dafür sein Mittagessen ein nnd seine Pfeife in Brand — ein alter ausgedienter

Am „Damm“ in der Kloof, Blick nach Norden

Austeilung der Post

Kolben, den ich ihm einst geschenkt hatte. Dann schob er — getragen von dem seltenen Hochgefühl, etwas Außerordentliches geleistet zu haben — in spitzem Winkel von dannen, eine große Rauchwolke hinter sich lassend wie ein englischer Mailsteamer, und — ward nicht mehr gesehen. —

Ein anderer, der sich nicht mehr bei uns blicken läßt, aber aus Groll und Eigensinn, vielleicht auch, weil er ein böses Gewissen hat, ist das „Einbein", Johannes Adrian mit Namen, seines Zeichens Schuster, mittelalterlicher Junggeselle, Gemeindevorsänger und kirchlicher Windmacher, alias Balgentreter a. D. — Er hat wie Joseph Fluit ein Haus in Zevenfontein und lebt von seinem Handwerk, das er gut versteht. Sein rechtes Bein ist ihm vom Zug abgefahren worden, als er einmal in betrunkenem Zustand auf den Schienen lag. — Das war vor Jahren. — Er hatte sich dann lange gut gehalten, weshalb man ihm auch besagte Obliegenheit eines Windmachers bei der Kirchenorgel übertrug. Oder war es aus Rücksicht auf seine wunderbare Sangeskunst, daß man ihn in der Richtung etwas unschädlich machen wollte — das weiß ich nicht, da er schon vor meiner Zeit zu diesem Ehrenposten kam.

Sein Gesang — Hilf Himmel! Indem ich daran denke, klingt er mir wieder in den Ohren und ich werde ihn bis Samstag Abend nicht mehr los.

Sein Gesang! — Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, es ist die fürchterlichste musikalische Betätigung, die je eine christliche Gemeinde von einem ihrer Glieder über sich hat ergehen lassen müssen. Immer im Tempo den andern auf Armeslänge voraus, singt er auf jede Silbe drei Noten, die er mit mächtigen Schleifern verbindet, und so laut und schrill und schief, — wobei die Töne mehr durch die Nase als aus dem Munde zu kommen scheinen, — daß man sich krampfhaft beide Ohren zuhalten oder mit Wachs verstopfen möchte, damit das Trommelfell keinen Schaden leidet. Aber auch das würde nichts nutzen, denn seine Stimme hat die Eigenschaft von Röntgenstrahlen, in dem sie durch alles hindurchdringt, nur eben leider mit solchem Lärm, daß auch bei vollbesetzter Kirche die Gemeinde — und wie laut singen unsre Leute! — nicht gegen sie aufkommen kann. —

Es ist schrecklich, aber ich kann mir nicht helfen, so oft ich sie höre, geht mir die bekannte Strophe aus dem „nächtlichen Konzert

der Katzen" durch den Sinn: „So ein Lied, das Stein, erweichen, Menschen rasend machen kann". — Und wehe, wenn ich ihn ansehe! Dann ist es um meine Fassung geschehen, denn jeder Muskel seines Gesichtes zuckt und macht alle Wellenbewegungen und Schleifer seiner Tonkunst mit, wobei sich der Mund bald nach rechts, bald nach links verzieht, während er mit einer Inbrunst ohne gleichen singt, als ob er davon überzeugt wäre, daß es ohne ihn nicht gehen würde, und daß seine Stimme in Gottes Ohren einen besonderen Wohllaut haben müsse. —

Als er noch seinen Posten oben auf dem Chor neben der Orgel hatte, war die Sache fast noch verhängnisvoller, denn dann sah ich ihn immer grad von meinem Platz aus, so oft er beim Balgendrücken mit seinem Kopf aus der Tiefe wieder auftauchte, und er sang von dort oben kraft seiner Würde mit einer solchen Hingabe in die Kirche hinein und verlieh seinen Schleifern eine so himmelstürmende Energie, wie es mit Worten gar nicht zu beschreiben ist. —

Aber schließlich, man gewöhnt sich ja an alles. — Nun sehe ich mich verwundert nach ihm um, wenn einmal seine Schleifer und Läufer nicht ertönen, denn er ist einer der regelmäßigsten Kirchgänger, — auch seitdem er von seinem hohen Posten bei der Orgel hat herabsteigen müssen und wieder unten bei der Gemeinde sitzt — ob aus Herzensbedürfnis oder Gewohnheit, ist freilich schwer zu sagen. Jedenfalls gehört er zu den vielen Christen, die mit dem Wort Jesu: Ihr könnet nicht zwei Herren dienen — noch nicht Ernst gemacht haben.

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!" so könnte er auch sagen. Die eine sagt: Du mußt zur Kirche gehen und für deine Seligkeit sorgen! — Die andere: Du hast den Trank doch noch zu lieb und kannst ihm nicht ganz entsagen!

Da liegt des Zwiespalts Kern. Sobald sich die Gelegenheit bietet, knüpft mein Johannes Adrian wieder die alten Beziehungen an und leistet sich einen fröhlichen Rausch, in dem er dann Dinge tut und Reden hält, die wenig mit seiner Eigenschaft als Gemeindevorsänger oder gar mit einem kirchlich beamteten Balgentreter harmonieren.

Verschiedentlich habe ich ihn schon deshalb unter vier Augen warnen müssen und ihn daran erinnert, daß Gott ihm schon ein Bein genommen habe, um ihn vom Trinken zu kurieren. Ob er denn durchaus noch ein zweites verlieren wolle oder, was

schlimmer wäre, gar seine Seele. Schließlich kam es einmal in der Osterzeit so weit, daß er wegen seines Lasters unter Kirchenzucht gestellt werden mußte, womit er zugleich sein Amt als Windmacher verlor. Das hat er mir sehr übel genommen und kann es bis heut nicht vergessen.

Aber dazu kam noch etwas anderes, das seinen Groll vermehrte. Ich hatte ihn zu unserm Hof- und Familienschuster ernannt, einmal, weil er gut besohlte, und dann, um ihm damit einen Anstoß zum Guten zu geben, und ich war auch willens, ihm weiter Arbeit zu verschaffen, obgleich er „ausgeschlossen" war, da ja sein Schusterhandwerk damit nichts zu tun hatte. Aus Mißverständnis wurden aber einmal die zu besohlenden Schuhe zu einem anderen Schuster gebracht. Das hatte er irgend wie erfahren, und damit war seine Feindschaft gegen uns besiegelt. Als wir ihm einige Zeit darauf im Dorf begegneten, wollten wir ihn freundlich über das Mißverständnis aufklären. Leider schien er wieder nicht ganz nüchtern zu sein. So war an eine Verständigung nicht zu denken. Auf unsre Versicherung hin, wir wollten gern weiter bei ihm arbeiten lassen, wurde er ausfällig: Er hätte nicht nötig, für uns zu arbeiten u. s. w., wobei er sich unehrerbietiger Ausdrücke bediente und noch anderes tat, was ich hier nicht aufschreiben will. Natürlich haben wir daraufhin bis auf weiteres seine Dienste quittiert. —

Ich habe seitdem wiederholt mit ihm gesprochen und ihn gebeten, seinen Lebenswandel zu ändern, damit ich ihn readmittieren könne. Er trotzt aber weiter und geht mir aus dem Wege, wo er kann, was ihn aber wie gesagt nicht hindert, fast jeden Gottesdienst zu besuchen und mit ungeschwächter Kraft seine Schleifer zu singen zu seiner und der Gemeinde Erbauung. — So wird er wohl auch seine Seele auf Krücken weiter tragen wie seinen Leib, bis sie ihm ein andrer zerschlägt, d. h. seinen Trotz bricht. — Möchte es dann nicht zu spät für ihn sein! —

Erwachsenentaufe

13. März. Heut nachmittag konnte ich meine fünf Taufkandidaten, nachdem ich ihnen den letzten dreiwöchentlichen Unterricht erteilt, in den Tod Jesu taufen. Solch eine Erwachsenentaufe ist immer eine Freudenstunde im Leben des Missionars. Es war eine schöne feierliche Handlung, und die Täuflinge, die alle weiß gekleidet waren, machten ihre Sache gut. Nach dem Gesang eines Verses beteten wir den Eingang der Litanei für die Erwachsenentaufe. Dann hielt ich eine

Passionsbetrachtung: „Jesus vor Pilatus“ oder: „Die Stunde der Entscheidung“ und sprach im Zusammenhang damit über die Bedeutung der Taufstunde für die Gemeinde und zumal die Täuflinge, für die es ja die Stunde der größten Entscheidung in ihrem Leben ist. Dann sagten sie das Glaubensbekenntnis und beantworteten die in der Litanei vorgeschriebenen Fragen. Darauf betete ich mit Handauflegung über je zweien zugleich und vollzog darnach die Taufe, wobei der Kirchendiener das silberne Becken trug. Wir gießen dabei ein wenig Wasser über den über das Becken geneigten Kopf des Täuflings. Dann wird das Becken wieder auf den kleinen weißbehangenen Tauftisch gestellt, der unterhalb des Liturgustisches vor den Täuflingen steht. Der feierlichste Moment ist nun die „Anbetung“. Unter Gesang eines Verses kniet die Gemeinde nieder, und die Neugetauften werfen sich, lang ausgestreckt, aufs Angesicht — eine allerdings bei alten oder schwerfälligen Leuten oft etwas mißliche Lage, die man nicht immer schön nennen kann. Aber schließlich, das ästetische Moment spielt bei unsern braunen Leuten ja keine so große Rolle, und sie empfinden nie etwas Störendes dabei. Zum Schluß, nach einem den Getauften gesungenen Segensvers, begrüßte ich sie als Glieder der christlichen Gemeinde und erteilte ihnen den alttestamentlichen Segen. Mit dem „Amen Halleluja“ schloß die Feier. —

Sehr oft findet im Anschluß an solche Erwachsenentaufe noch die kirchliche Einsegnung eines oder mehrerer Paare statt, die bereits gesetzlich getraut waren, von denen aber der eine Teil — oft sind's auch beide — nun erst getauft worden ist, und wo Kinder solcher Paare vorhanden sind, werden auch sie noch getauft. Da dauert dann solche Feier mindestens anderthalb Stunden und ist für den amtierenden Missionar recht ermüdend, da es sehr aufzupassen gilt, daß nichts verkehrt gemacht wird. — — Diesmal war nur noch eine kirchliche Einsegnung, so daß das Ganze nur eine Stunde dauerte.

Auch die Neugetauften werden nach der Feier — gerade so wie es bei der „Annahme“ und Konfirmation Sitte ist — noch von einem anderen Missionar im Namen der übrigen Leeraars und Leeraaressen angesprochen — nur kurz — und man gibt ihnen die Hand. — Da bei einer Erwachsenentaufe Kinder, Ungetaufte und in Kirchenzucht Befindliche nicht zugegen sein dürfen — die Taufkandidaten machen eine Ausnahme — ist die

Kirche meist nicht so voll wie bei der Konfirmation oder der Annahme.

Kirchenratssitzung

16. März. Gestern wieder eine zweistündige Kirchenratssitzung, in der es recht lebhaft zuging. Es wurde unter anderem über die Kinder aus ganz armen Verhältnissen gesprochen, die nicht zur Schule gehen, weil sie das Schulgeld nicht bezahlen können. Solche Kinder — meist von armen Witwen oder Waisen — wollen wir in Zukunft auf besonderes Ersuchen hin und nach eingeholter Meinungsäußerung des Kirchenrates umsonst zur Schule gehen lassen. Freilich gibt es auch manche Eltern, die sehr wohl das Schulgeld bezahlen könnten und doch nicht ihre Kinder schicken. Kein Wunder, daß sie dann Herumtreiber und Taugenichtse werden. Diesen Eltern und Kindern müssen die Diener und Dienerinnen noch mehr nachgehen und sie an ihre Pflicht erinnern. Überhaupt müssen die Letzteren in jeder Weise noch mehr zur Mitarbeit in und an der Gemeinde herangezogen werden. Einige unter ihnen sind noch zu bequem dazu. Aber sie müssen es lernen „dienen". —

Der „Apostel"

Es wurde auch wieder über den „Apostel" gesprochen. Eine kleine Zahl hat er uns doch abspenstig gemacht, die regelmäßig zu seinen Gottesdiensten geht. Unter anderen ist auch der alte Moses Abraham mit seiner Frau zu ihm übergetreten, der hier auf der Werft viel Wohltaten empfangen hat, und dem ich das Kirchgeld erließ, weil er es nicht bezahlen konnte. Auch Johanna Smit, eine Witwe, soll übergetreten sein. Sie soll ihr Kind von dem Apostel haben taufen lassen. Aber ich bin gewiß, die innere oder äußere Not führt sie doch wieder zu uns zurück. —

So interessant solche Konferenzen sind, sie spannen doch sehr ab, da man immer angestrengt dem Durcheinander der Reden folgen muß, und es oft Mühe kostet, aus den verschiedenen Ansichten und Aussprüchen das Wesentliche und Wichtigste herauszuschälen und die Geister, die gern auf Nebenwege abschweifen, wieder auf den eigentlichen Gegenstand der Besprechung zurückzuführen. Unsre Kirchenrätler müssen noch zu etwas mehr parlamentarischer Ruhe und Ordnung erzogen werden, besonders die Frauen. Ich habe wieder hier und da ein Machtwort sprechen müssen, um ihr Geschnatter zum Stillstand zu bringen und dem Redner zu Gehör zu verhelfen. Mitunter, wenn sie in die Wolle geraten, wollen drei, vier zu gleicher Zeit sprechen

und springen wohl gar in der Erregung von ihren Plätzen auf, daß man seine liebe Not hat, sie wieder zu beruhigen. Über die Männer kann man sich nicht beklagen, aber die lieben Weiber — ach ja, ich kann schon verstehen, warum man sie in England nicht ins Parlament lassen will, und gegen die Londoner Suffragettes sind unsre Kirchendienerinnen noch die reinen Engel. — —

Neulich ist die Frau von Jesajas Magermann, einem unsrer Gegner, gestorben, die lange an einem Krebsleiden darnieder gelegen hatte. Ich habe ihr ein volles Begräbnis, d. h. mit Glockengeläut und Ansprache in der Kirche, bewilligt, obgleich beide jahrelang ihr Kirchgeld nicht bezahlt haben*). Aber sie ist alt und war früher Dienerin in unsrer Gemeinde in Kapstadt, und die Krankheit hat dem Mann viel gekostet. Das, und weil ich bei meinen Besuchen nichts von seiner Feindschaft gegen uns erwähnte, hat ihn uns scheint's wieder etwas näher gebracht. Jedenfalls war er durchaus höflich gegen mich und sprach sich dankbar aus, auch ist er seitdem wieder in der Kirche erschienen, und das will etwas heißen. Es gehört immerhin Mut dazu seiner Partei gegenüber. — Markus Absalom bleibt beharrlich fern. Nur beim Begräbnis eines seiner Parteigenossen oder dessen Angehörigen, wie in diesem Fall, erscheint er in der Kirche. Seine Stunde hat noch nicht geschlagen. Aber Gott kann wohl auch dies harte Herz brechen und erneuern, wenn — ja wenn es nicht schon zu spät dafür geworden ist. — Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben und um so mehr für ihn beten.

„Hoher" Besuch

18. März. Am Nachmittag erhielten wir, oder eigentlich die Gehilfenschule, einen seltenen Besuch und noch dazu einen fürstlichen. Eine Prinzessin Schönburg-Waldenburg, eine Enkelin des Fürsten Schönburg, der einst zur Errichtung und Erhaltung der Gehilfenschule eine bedeutende Summe gestiftet hat, kam, da sie gerade auf der Durchreise in der Kapkolonie weilte, auf ein paar Stunden von Kapstadt herüber, um sich einmal das Kind dieser Stiftung anzusehen. Sie hatte sich telegraphisch für Mittag angemeldet. In Eile wurde die Gehilfenschule schön zu ihrem Empfang geschmückt, auch eine Ehrenpforte am Eingang errichtet, nicht anders als ob

*) In der Regel wird ein Erwachsener, der dies länger versäumt hat, ohne Ansprache wie ein Kind beerdigt, mit Gesang vor der Kirche und kurzer Litanei auf dem Gottesacker.

Majestät selbst sich zu einem hochgnädigen Besuch angesagt habe, und ein paar fette Enten mußten für den Festbraten ihr junges, hoffnungsfrohes Leben lassen.

Die Zöglinge und Lehrer hatten sich die deutschen Schleifen angesteckt, bei der Ehrenpforte wehten deutsche Fahnen, das Posaunenchor war mit seinen Instrumenten zur Stelle, um den hohen Besuch gebührend anzublasen, und wir alle, an der Spitze der Direktor, standen seit zwölf Uhr in feierlichstem Wichs — Bratenröcke Garnitur 1 — bereit zu Durchlauchts aller untertänigstem Empfang. Aber das erwartete Automobil erschien nicht, so daß sich wieder einer nach dem andern verkrümelte.

Endlich um drei Uhr — die Festklößelsuppe war schon dreimal „abgeschmeckt" und aufgewärmt, und die beiden prinzlichen Enten hatten schon so lange gepruzelt, daß sie mehr ägyptischen Mumien glichen — meldete der auf dem Kirchturm Ausschau haltende Wächter: Sie kommen! Sie kommen! —

Allgemeine Erregung! — Also schnell wieder die Galauniform angezogen und aufgestellt. Selbst die Schuljugend schwänzte eine halbe Stunde, um sich das seltene Schauspiel nicht entgehen zu lassen, ein Auto mit einer deutschen Prinzessin darin zu sehen. —

Da kam es auch schon herangefaucht: Töff Töff! — Aller Herzen schlagen höher in gespannter Erwartung. — Aber — es waren auch nur Menschen, die darin saßen. Ihre Durchlaucht — eine schon ergraute Dame in den Fünfzigern — sie war von einer Gesellschafterin und einer Kammerzofe begleitet — entschuldigte ihr verspätetes Kommen damit, daß sie sich verfahren hätten. Sie hatten schon früh um acht Kapstadt verlassen. —

Nachdem ihr am Eingang zur Gehilfenschule eine englische Begrüßungsrede vorgelesen und ein Strauß herrlicher Heideblumen überreicht worden war, verschwanden die hohen Herrschaften im Innern, und die schon so lang harrenden und immer wieder aufgefrischten Entenmumien konnten endlich das Ziel ihrer Bestimmung erreichen. Sodann wurde die Gehilfenschule, die Druckerei und die Kirche besichtigt, und nach einem Gang durch den Garten und einer Tasse Tee verabschiedete sich Durchlaucht wieder, wie es schien, recht befriedigt, und töffte unter Posaunenklängen nach Kaledon ab. — Die Damen waren in jeder Hinsicht zwanglos liebenswürdig, so daß wir nur bedauern konnten, daß ihr Besuch so kurz ausgefallen war. Für unsere Kinder

war die Sache besonders wichtig. Natürlich hatten sie sich auch alle Schleifen in den deutschen Farben angesteckt, als gälte es, die Kaiserin selbst zu begrüßen.

Karfreitag Kirchbesuch

25. März. Karfreitag. — Was für volle Kirchen wir jetzt immer haben trotz der kommunalen Wühlarbeit. Heut nachmittag in der Feier der Todesstunde Jesu — die ganz nach der Weise der Brüdergemeine gehalten wird — mögen an 1200 Menschen in der Kirche gewesen sein, wenigstens war sie bis auf den letzten Platz gefüllt, auch die vier Reihen Bänke auf den Emporen. Es herrschte während des Gottesdienstes eine musterhafte Stille und Ordnung. Freilich, sobald die Leute die Kirche verlassen haben, geht das Schwätzen und Lachen los, besonders unter dem jungen Volk und den Kindern. Was habe ich schon versucht, dem zu wehren, aber vergebens. Das ist einmal echt afrikanisch.

Junges Volk

Viel junge Burschen und Mädchen waren aus Kapstadt erschienen, die es sich nicht nehmen lassen wollten, das Fest daheim zu feiern, letztere vor allem, um sich in ihrer neusten städtischen Toilette, ihren Stöckelschuhen und Straußenfederhüten bewundern zu lassen. Aber auch die Burschen sind nicht wenig eitel auf ihren Modeanzug, den eleganten Filz- oder Strohhut, die weißen Handschuhe und was sie sonst noch Schauenswertes aus der Stadt mitgebracht haben. Urkomisch ist es zu beobachten, wie sie sich geckenhaft zieren und drehen und den jungen Mädchen auf städtische Weise den Hof machen, wie diese über und über duftend von Moschus, Patschuli und andern Wohlgerüchen, daß sie ordentlich eine Wolke davon hinter sich lassen, während sich die andern Burschen damit begnügen, ihr Koifi (spr. Keufi)*) nach altgewohnter Weise gehörig mit Klapperoli**) zu salben, daß es wie eine Speckschwarte in der Sonne glänzt. Natürlich fehlt auch nicht eine Blume im Knopfloch und irgend ein buntes Taschentuch in der Brusttasche. Schon lange vor Beginn des Gottesdienstes und nachher wieder steht jung und alt in Gruppen vor der Kirche und tauscht Neuigkeiten aus, aber daß in der Kirche

*) Die jungen Burschen und meisten Männer scheeren sich das Haupthaar kurz ab bis auf eine mächtige Stirnlocke, Koifi genannt, auf die sie sehr stolz sind. Wie mir gesagt wurde, tragen sie die zum Unterschied von den Sträflingen, denen der ganze Kopf kahl geschoren wird.

**) Das Öl der Kokusnuß, das immer reichlich für die Haare angewandt wird.

geschwätzt würde, kommt eigentlich selten genug vor. Da sich das junge Volk — die Kinder sitzen unten ganz vorn vor dem Liturgustisch — am liebsten auf die Galerien setzt, wo man sich so schön gegenüber hat, haben wir auch oben immer einige Kirchendiener und -dienerinnen postiert, die für Ordnung sorgen müssen. —

Unsre Leute lieben die brüderische Art der Gottesdienste, besonders die der Karwoche und die Litanei am Ostermorgen auf dem Gottesacker. Da bleiben die wenigsten ohne Not zu Hause. —

Erntedankfest

4. April. — Gestern feierten wir unser Erntedankfest (oogstdankfeest). Es wird immer am ersten, spätestens zweiten Sonntag nach Ostern gehalten. Das ist ein im kirchlichen Leben der Gemeinde sehr wichtiger Tag, der alljährlich seitens der Missionare und eines zu dem Zweck erwählten Komitees, zum Teil aus Kirchenratsmitgliedern, Männern wie Frauen, bestehend, mit großer Sorgfalt vorbereitet wird. Ich will darum den Verlauf dieses Festes hier einmal etwas skizzieren.

Wenigstens vierzehn Tage vorher wird seine Feier im Predigtgottesdienst bekannt gemacht und zugleich die Gemeinde aufgefordert, Dankopfer in Gestalt von Feld- und Gartenerträgen herbeizubringen zum Besten der Kirche, denn, um es gleich vorauszusagen, Zweck des Erntedankfestes ist nicht nur, Gott, dem Geber aller Gabe, den schuldigen Dank abzustatten, sondern auch nach Kräften dabei eine Ernte für die Kirche — notabene für die Lokalkirchenkasse, nicht Mission — herauszuschlagen.

Das Komitee mit Ernst Dietrich als der treibenden Seele an der Spitze, ist inzwischen bereits eifrig tätig gewesen. Es gilt vor allem, die durch das Erntefestliebesmahl entstehenden Unkosten im voraus zu decken. Zu dem Zweck hat das Komitee Sammellisten für freiwillige Beiträge, vom Prediger unterzeichnet, in der Gemeinde, ihren Außenstationen und bei umwohnenden Buren herumgetragen, ja sie sogar nach entfernteren Orten geschickt, wo Gnadentaler wohnen oder arbeiten.

Sache des Komitees ist es ferner, das Liebesmahl vorzubereiten, ohne das ein solches Fest gar nicht denkbar wäre, d. h. Brötchen zu besorgen und den Tee zu bereiten. Erstere, Bolletjes genannt, von Mehl mit Rosinenmost gemacht und reichlich mit Anis gewürzt, werden im Dorf gebacken. Letzterer und ein ordentlicher Sack gelben Zuckers werden vom Missionar im Missionswinkel

bestellt und der Aufsicht habenden „Teetante", gewöhnlich die erste Kirchendienerin, übergeben. Zubereitet oder im eigentlichen Sinn des Wortes „gekocht" wird der Tee am Festtag selbst in einem großen Kessel in dem Backhaus auf der Werft, wozu unnötigerweise — aber „es war immer so" — zwei „Tanten" sich hergeben, die natürlich nicht verfehlen, sich dabei durch reichliche Kostproben schadlos zu halten.

Weiter hilft das Komitee dem Missionar beim Verkaufen von Liebesmahlkarten, die für Erwachsene 6 d (50 Pf.), für Kinder 3 d (25 Pf.) kosten. Sie berechtigen zur Teilnahme am Liebesmahl. Die Frauen des Komitees mit noch anderen Helferinnen aus der Gemeinde bilden ihrerseits wieder einen Sonderausschuß, der für die bei dem nachfolgenden Bazar nötigen Genüsse sorgt — eine neue Einnahmequelle, an die man früher nicht gedacht hat. Aber man ist auch hierin fortgeschritten mit der Zeit.

Endlich liegt es auch dem Komitee ob, die Kirche innen und außen festlich zu schmücken. Das Material dazu bilden die „Dankopfer", die die Gemeinde gebracht hat. Da kann man denn im Lauf der Woche von früh bis spät Dorfkinder mit ein paar Kolben Miles (Mais) oder mit einem geheimnisvollen Säckchen über der Schulter mit wichtiger Miene auf die Werft zum Vorsteherhaus eilen sehen und dort geduldig warten, bis der Missionar oder einer seiner Gehilfen es ihnen abnimmt und den Inhalt in einen der dazu auf der Veranda aufgestellten Kästen schüttet. Vielleicht waren Bohnen oder Bataten (süße Kartoffeln) oder Zwiebeln oder Granatäpfel in dem Säckchen. Alles wird mit Dank angenommen. Und wie glänzt das Gesicht der Kinder in seliger Vorfreude, wenn sie dann mit einer Karte für das Liebesmahl, die sie sich mit einem sauer ersparten „Trepence" gekauft, oder wenn sie zu arm, für ein halbes Dutzend Mileskölbe eingetauscht haben, wieder aus der Studierstube des Missionars herauskommen. Dort kommen ein paar alte Weiblein, das eine mühsam auf drei Beinen, pustend und keuchend dahergehumpelt, die sich vielleicht mit viel Entbehrung etwas am Munde abgespart haben, um doch auch ihr Scherflein für die Kirche beizusteuern, und wäre es auch nur ein Bündelchen Zwiebeln oder eine Düte Mandeln. Manchmal wiegen vor Gottes Augen solche kleine Gaben mehr wie die Riesenpampoene (sprich: Pampun = Kürbis) von nahezu einem Zentner Gewicht, die dort herbei gefahren werden, oder wie der Sack Korn, der schon

da in der Ecke steht. Hier bringen andere große Kaffer-Wassermelonen, deren Fleisch ein gutes Schweinefutter bildet, Kalabassbirnen im Gewicht von je ein bis zwei Pfund, dort Gläser mit Quittengelée oder Zürlamoenensaft u. a. m. Natürlich steuert der Missionar aus seinem Garten auch das Seine bei, etwa Äpfel und dergleichen, was die Leute weniger haben.

Am Sonnabend wird dann die ganze Herrlichkeit in der Kirche zu Füßen des Liturgustisches kunstvoll aufgebaut, wie es in einer europäischen Fruchtausstellung nicht besser geschehen könnte, aber wohlverstanden, nicht etwa in der Absicht, es sich nach dem Fest wieder abzuholen, wie ich es seinerzeit anderswo sah, wo man zur Sicherheit auch noch einen Zettel mit dem Namen des Besitzers an den Kohlkopf, oder was es nun war, steckte, gerade wie auf einer Konkurrenzausstellung. Nein unsere Leute schenken, was sie bringen, und rechnen es sich zur Ehre, sofern sie treu zu ihrer Kirche halten, das Beste zu geben von dem, was sie haben. — Mitten unter all den Garten- und Felderzeugnissen prangt richtig auch wieder wie alle Jahre eine Torte von Agnes Kroneberg, unsrer treuen Kirchendienerin. Rechts und links vom Liturgustisch stehen in Sandkübeln gewaltige Buketts von Pisangstauden, den weißen Büscheln des Pampasgrases und mächtigen Rhododendronblättern. Der Liturgustisch selbst ist von einer Schwester geschickter Hand kunstvoll mit zarten grünen Schlinggewächsen, roten Pfefferschoten und Rosen geschmückt, und unter den an drei Seiten hinlaufenden Chören sind von Pfeiler zu Pfeiler Seile gespannt, an denen in gefälligen Bogen ein Mileskopf sich an den andern reiht. Draußen vor der Kirche sind von andern Händen Kiefernbäume in die Erde gegraben worden, deren Zweige ebenfalls mit Miles behangen sind, ein für einen europäischen Geschmack etwas seltsamer Schmuck. Aber man muß den Leuten da etwas Freiheit lassen.

Soviel über die Vorbereitungen zum Fest. Dies selbst verläuft mit seinen Gottesdiensten ähnlich wie in unsern heimatlichen Gemeinden, nur daß das Liebesmahl vielleicht noch etwas reicher ausgestaltet ist, denn es bildet für unsre Leute unstreitig den Höhepunkt, wie denn überhaupt für sie ein Fest ohne Liebesmahl des größten Reizes entbehren würde.*)

*) Liebesmahle oder Teameetings sind bei fast allen Kirchgemeinschaften in Südafrika sehr beliebt.

Nach dem Eingangsvers folgt gewöhnlich erst eine kürzere Ansprache mit Gebet, dann wechseln Gemeindegesang mit Schriftlektion und Chorstücken, vielleicht noch einer oder zwei Ansprachen. Währenddessen bringen feierlich und würdevoll die Diener und Dienerinnen — letztere schwarz gekleidet mit weißer Tüllschürze, dito Busentuch und Häubchen — die Bolletjes in großen Körben herein, ebenso darauf den Tee in Kummetjes, während er den Missionaren und ihren Frauen in weißen Henkeltassen serviert wird. Der amtierende Missionar erhält nach alter Sitte eine besonders große von gradezu beängstigendem Umfang, die ihm der alte Ernst Viljoen mit feierlichem Bückling überreicht, und ich muß es sagen, es hat mich immer eine verzweifelte Anstrengung gekostet, den Inhalt dieses ehrwürdigen Gefäßes aus Urväterzeiten zu leeren, zumal er gewöhnlich dunkelflüssig wie Sepia ist und trotz reichlichen Zuckers so bitter, daß sich der Mund dabei in kräuselnde Falten zieht und das Herz hinterher wie ein Pferdefuß stampft. Ich lasse mir darum jetzt immer einen verdünnten Aufguß bringen, obgleich die lieben „Teetanten" es absolut nicht verstehen können, wie man ihr herrliches Gebräu so wenig würdigen und so aller Kraft und allen Wohlgeschmacks berauben könne.

Und mit welcher Hingabe und Andacht genießen die Leute, zumal die Alten, ihren „Boll" und ihren Tee! Man kann ordentlich das innere Wohlbehagen in Augen und Minenspiel sehen, mit dem der Boll in den Tee getunkt und dann verzehrt wird. Und mit welcher unnachahmlichen Zufriedenheit wird der Tee geschlürft, zumal wenn er jene köstliche Sepiafarbe hat und mit dem Zucker nicht gespart worden ist. Dann verzeiht man es dem Komitee am Ende auch, wenn es der Billigkeit halber einmal nur afrikanischen Buschtee statt des üblichen „Nektartee" gespendet hat. —

Weniger feierlich geht es freilich bei den Kindern zu. Es ist köstlich zu sehen, mit welcher magnetischen Kraft die vielen glänzend schwarzen Augen nach dem Korb mit den duftenden Bolletjes hingezogen werden, wie sich die Hälse recken und die Arme ausstrecken, wenn die Reihe an sie kommt, wie die Kleinen dann ihr nur für diesen Zweck eingestecktes Taschentuch hervorziehen und ihren Boll hineinwickeln, in die zu enge Hosentasche zwängen, um ihn bald darauf mit vieler Mühe wieder herauszuzerren, aufzuwickeln, ganz verliebt von allen Seiten zu beschauen, wieder einzupacken und verschwinden zu lassen, um nach

kurzer Zeit dasselbe Manöver zu wiederholen, bis sie beim dritten oder vierten Male, von seinem lieblichen Geruch bezwungen, der Versuchung, ihn rundum anzuessen, doch nicht widerstehen können. Es ist nun einmal für sie ein seltener Leckerbissen, dessen Genuß man nicht lang genug ausdehnen kann. Darum wird der Rest nach hartem Kampf gegen den lockenden Gedanken, auch ihn noch umgehend zu vertilgen, schließlich wieder vorsichtig eingepackt, um dann zu Hause endgiltig verzehrt zu werden. Auch die Kinder erhalten ein Kummetje Tee, dessen Inhalt im Umsehen verschwindet.

Unsern eigenen Kindern ist selbstverständlich das Liebesmahl ebenfalls der Glanzpunkt des Tages. Sie sitzen auf der Plattform neben dem Liturgustisch an ihrem eigenen kleinen Tischchen, die Mädchen mit festlichen Gewändern angetan und ein Häubchen mit rosa oder blauem Band auf dem Kopf, und sind eifrig bemüht, die Rosinen aus ihren Bolletjes herauszubohren, die natürlich einen besonderen Leckerbissen bilden.

Am Schluß des wenigstens eine Stunde dauernden Gottesdienstes wird vom Missionar der Gemeinde der übliche Dank für ihre Opfergaben und dem Festkomitee ein gleicher für seine Arbeit ausgesprochen.

Damit ist der kirchliche Teil des Festes beendet, und der Missionar oder seine Frau begibt sich in die Kirchkammer zu den dienenden Geistern, um dort etwas zum Rechten zu sehen und von den übriggebliebenen Bollen für die Kranken einige auszusuchen, die ihnen die Dienerinnen ins Haus bringen, eine gute Gelegenheit, ihnen auch noch etwas von dem innerlichen Festsegen mitzuteilen. Der Rest der Bolle wird für den Bazar am nächsten Tag aufgehoben.

Dieser bildet den zweiten rein praktischen Teil der Festlichkeit. Er wird im Freien auf dem Platz vor der Kirche abgehalten. Zu dem Zweck bringen früh morgens einige „Ohms" den ganzen zeitlichen Erntesegen aus der Kirche heraus und gruppieren ihn übersichtlich auf Tischen und auf der Erde. Im Halbkreis darum werden Bänke gestellt, während gegenüber Tisch und Stuhl für den Missionar, der den Bazar leitet und die Kasse bedient, Platz finden.

Dahinter im Schatten der alten Werfteichen haben die Damen des Festausschusses ihre Niederlassung, alte ehrwürdige „Tanten" und duftig in „Pink" (rosa) oder andere Farben gekleidete jong-

meisjes (junge Mädchen). Auf großen Tischen sind alle möglichen „lekkeren" Eßwaren ausgebreitet, daß einem schon beim Anblick das Wasser im Mund zusammenläuft, und viele ihrer Kauflust nicht widerstehen können, noch ehe der Bazar eröffnet ist. Da lachen einem gebratene Hühner entgegen wie im Schlaraffenland, dort stehen Schüsseln mit belegten Broten, Klopsen, Kurryfleisch, gebackenem Fisch. Hier kann man am späteren Vormittag ein ganzes warmes Mittagessen für einen Sixpence erhalten. Dort gibt es Kaffee, Tee und Limonaden und dazu Kuchen in Hülle und Fülle, einer verlockender als der andere, das meiste davon von Gemeindegliedern zu dem Zweck gestiftet.

Junge Burschen und Mädchen drängen sich um die einladenden Tafeln. Viele von ihnen sind von Kapstadt zum Osterfest herübergekommen und wollen nun noch den Erntefesttrubel mitmachen. Sie haben Geld und lassen etwas springen. Bald fangen die Tische an, sich bedenklich zu leeren. Da wird es Zeit, mit der Auktion zu beginnen. Dies geschieht durch den Missionar mit Gesang und einer halb ernsten, halb humoristischen Ansprache, denn der Humor, für den unsre Leute so empfänglich sind, darf bei dieser Gelegenheit nicht fehlen, und heute legt der Leeraar einmal alles Amtliche ab und ist mit seinen Pflegekindern harmlos fröhlich.

Nun beginnt die Versteigerung. Daniel Wessel, einer unsrer farbigen Winkeliere (Ladenbesitzer), eines Hauptes länger als alles Volk, steigt auf eine Kiste und ruft mit Löwenstimme die Waren aus, sie hoch in der Hand hin- und herdrehend — falls sie nicht zu schwer dazu sind — und preist mit manchen mehr oder weniger witzigen Bemerkungen ihre Vorzüge nach allen Seiten bis zur Atemlosigkeit. Dabei kommt die ganze kindlich fröhliche Art unsrer Leute zum Vorschein, daß des Lachens kein Ende ist.

Und wie bieten sie! Oft das Vier- und Fünffache vom eigentlichen Wert. Eine Weintraube z. B. bringt einen Schilling, ein kleines Körbchen mit 12 Äpfeln zwei, eine Flasche Saft drei usw. — Manche greifen ordentlich in die Tasche und spendieren zehn Schillinge, ein, zwei Pfund und mehr, denn es ist ja zum Besten ihrer Kirche. Oft wird, was schon gekauft war, zwei-, dreimal wieder zurückgegeben, um aufs neue ausgeboten zu werden, wobei es dann mitunter das Sechs- oder Achtfache vom Wert bringt. So wurde beispielsweise heut die kleine vorerwähnte Torte, die etwa einen Wert von 1 s 6 d (Mk. 1,50) haben mochte, von einem

unsrer jungen Lehrer zuerst auf 8 s hinaufgetrieben. Dann schenkte er sie zurück, um sie zum zweitenmal auf 8 s hinaufzutreiben, so daß er schließlich, da sie auf ihm sitzen blieb, 16 s dafür bezahlte, die Hälfte seines Monatsgehaltes, nur um der Kirche einen Dienst zu tun.

Auch lebende Wertobjekte, wie Hühner, kleine Schweinchen und dergl. kommen zur Versteigerung, wobei es dann oft viel Spaß und Heiterkeit gibt, wenn es z. B. so einem Säulein gelingt, zu entschlüpfen, und es kreuz und quer zwischen dem Publikum herumschießt, bis es glücklich jemand bei den Beinen erwischt und es unter fürchterlichem Gequieke — nämlich des Säuleins — wieder herbeibringt.

Diesmal brachte eins unsrer Werftkinder, weil es sonst nichts hatte, sein Kätzchen an, auf das lachend geboten wurde. Schon wollten der kleinen Katzenmutter doch die Tränen kommen im Gedanken, daß sie nun von ihrem Liebling scheiden müsse. Aber wie strahlte ihr Gesicht, als der neue Besitzer es ihr wieder in den Arm legte und sie frohen Herzens damit nach Hause eilte. — Einer der „Aufseher" bringt alljährlich ein fettes Schaf, das ebenso regelmäßig vom Vorsteher erworben wird für 16 bis 17 s. Das gilt schon fast als Ehrensache.

Mittag ist inzwischen längst vorüber. Die Tafeln mit den Eßvorräten sind geleert, die letzten Pampoene verkauft. Schließlich werden noch die großen Pisangbuketts und die leeren Kisten versteigert. Es ist aber auch Zeit für den armen Auktionator, daß er endlich zur Ruhe kommt, denn der Schweiß der Anstrengung rinnt ihm schon von der Stirn, und trotz mehrerer Tassen Kaffee, mit denen er von Zeit zu Zeit seinen Sprechmechanismus einzuölen suchte, schnappt er schon beständig über, und auf seinem müden Antlitz ist ein Zug sehnsuchtvollen Heimwehs deutlich zu erkennen. Die letzten Leute wenden beutebeladen der Stätte den Rücken in dem befriedigenden Bewußtsein, ein gutes Werk getan zu haben. Als Letzter verläßt mit einem Seufzer der Erleichterung und mit der finanziellen Errungenschaft unter dem Arm der Vorsteher seinen Platz unter den Eichen. Kein Wunder, daß ihm trotz Decken und Überzieher die Beine kalt und steif geworden, wenn man bedenkt, daß er von früh um 9 bis nachmittags $^1/_2$3 Uhr — und es ist um die Zeit meist recht herbstlich kühl — auf seinem Posten ausgehalten

hat. Aber die Mühe wird auch belohnt. Hier beispielsweise die Erntefestrechnung dieses Jahres:

Einnahmen:		Ausgaben:	
Durch Sammellisten	£ 9. 0.1	Für das Liebesmahl	£ 6.3.6
„ Verkauf v. Karten	8.16.5		
„ den Bazar	17. 5.1		
	£ 35. 1.7		
Also Reingewinn	£ 28.18.1 (= 578 Mk.)		

Das muß man immer wieder mit Dank anerkennen, der treue Teil der Gemeinde tut, was in seinen Kräften steht. Freilich, wieviel mehr könnte noch einkommen, wenn alle Gemeindeglieder sich in gleicher Weise beteiligten, und Markus Absalom mit seiner Oppositionspartei uns nicht so viel Abbruch täte, indem sie gewöhnlich zur selben Zeit für ihre Interessen einen Bazar inszenieren; aber freilich, dann möchte ich auch um keinen Preis Auktionator oder Vorsteher sein, denn dann müßten sie bis zum späten Abend ausharren, und das ginge wirklich „über die Kraft".

Mondscheinabende

23. April. Was für wunderbare Mondscheinabende wir jetzt haben. Wie ein unendlich zarter, geheimnisvoller blauer Schleier mit Silber durchwirkt liegt es auf Bäumen und Häusern, und durch die Äste der alten Werfteichen blitzt und funkelt es wie Gold, während das Laub scharfe Schatten auf den Boden wirft. Der große Berg ragt wie ein duftiges Traumgebilde in all die Mondesherrlichkeit hinein. Es ist so hell, daß man bequem draußen lesen kann. Wir gingen nach dem Gottesdienst auf der Werft auf und ab, während die Kinder schon schliefen. Diese tiefe, wohltuende Stille! Nur die Grillen strichen unermüdlich ihre Geigen, und vom Dorf herüber drang der mehrstimmige Gesang von Chorälen. Da hielt ein Diener irgendwo bei einem Kranken Abendsegen, zu dem sich dann immer eine ganze Anzahl Sängerinnen dazufinden. — Wie klar es durch die Nacht schallte, und wie wunderbar das Echo die Töne wiedergab. Man konnte fast jede Stimme deutlich unterscheiden. — Nachher übten noch die Gehilfenschüler auf ihren Blasinstrumenten. Auch allerhand deutsche Volks- und Vaterlandslieder wurden lebendig und ließen ihre trauten Weisen in den stillen Abend ziehen. — Wir dachten der Heimat und der Jugendzeit. — —

Lang, lang ist's her. — —

Kirchenschmuck am Erntedankfest in Gnadental (siehe Seite 139)

Auf dem Gnadentaler Berg (Dreiviertelshöhe)

Allerlei Sterben

Heut habe ich der Charlotte Rochert die Leichenrede gehalten. Gut, daß sie erlöst ist. Auch sie litt wie so viele hier am Krebs. Wieviel Selbstüberwindung kosten immer wieder die Besuche bei solchen Kranken, weil ihr Leiden oft einen unerträglichen Geruch verbreitet und die Leute viel zu wenig für Ventilation und Desinfektion sorgen. Und da nützt alles Reden und eigene Hilfe nicht viel. Oft ist es schon so schlimm gewesen, daß ich es nur an der offenen Tür zum Zimmer aushielt und dann auch nur, wenn ich eine Pfeife rauchte — vor allem im heißen Sommer. —

Petrus Plessis in Zevenfontein schickt sich auch zum Sterben an. Er tastet schon wie ein Blinder auf der Bettdecke umher. So wird es nicht mehr lange dauern. Er konnte mich aber doch noch verstehen und sprach in abgebrochenen Sätzen mit, als ich betete. — Die arme Frau kann einem leid tun mit ihren unmündigen Kindern. Sie hat außerdem irgend eine fressende Krankheit im Gesicht, die es schrecklich entstellt. Hoffentlich ist es nicht der Aussatz! Aber es kommt nie eine Klage über ihre Lippen.

Klaglofes Leiden

Das muß ich immer wieder an diesem Volk bewundern, wie klaglos sie meist ihre Leiden tragen, auch wenn sie noch so lang dauern und noch so schmerzhaft sind, so wie die alte Benigna Mauritz, die schon über Jahr und Tag an den fürchterlichsten neuralgischen Gesichtsschmerzen leidet, so daß sie oft wimmernd mit verbundenem Kopf auf ihrem Bett sitzt, zu keiner Arbeit fähig. Aber: „Ik is tevrede zoo als het de Heer met my maakt!" (Ich bin zufrieden so wie es der Herr mit mir macht!) Wie oft habe ich das aus ihrem und andrer Kranken Munde gehört. Es mag oft geistige Stumpfheit und Resignation dabei mitwirken, aber sehr oft ist diese geduldige Ergebung in Gottes Willen doch eine Frucht der Sündenerkenntnis, die willig das Leiden als eine Strafe und ein Läuterungsmittel auf sich nimmt, oder des gereiften Glaubens, der sich wie ein Kind in Gottes Arme legt und niemals murrt über das, was er ihm schickt.

Eine liebe Alte aus der Sklavenzeit

Heut, als ich in Zevenfontein Hausbesuche machte, sah ich auch die alte Regine Ahrends einmal wieder. Sie ist schon Anfang der Achtziger. Eine liebe, treue Seele. Sie gehört wie die „Nickeltante" noch zu denen, die in ihrer Jugend Sklaven waren, und deren Eltern wahrscheinlich von Mozambique stammten,

Aus jener Zeit weiß sie wunderbare Sachen zu erzählen. Da hat sie ihr Gedächtnis noch nicht im Stich gelassen. Im Jahr 1828 in Zoutrivier — einige Stunden von Gnadental entfernt — geboren, sei sie — so erzählt sie — bei einem holländischen Bauern, Mattheus Bloem, aufgewachsen. Nach dem Tode ihrer Eltern, die zu seinen Sklaven gehörten, blieb sie als „Eigentum" des Besitzers auf seinem Platz. In ihren jungen Tagen hat sie es sehr schwer gehabt, indem sie völlig der Willkür des Bauern ausgesetzt war. Nur mit einem kurzen dünnen Röckchen, das ihr kaum über die Kniee reichte, und einem Latz über die Schultern bekleidet, der den größten Teil des Oberkörpers frei ließ, mußte sie bis zu ihrem 18. oder 20. Jahre die Schafe hüten. Wehe ihr, wenn sie im Regen oder bei Unwetter nach Hause eilte. Dann trieb sie der Bauer auf seinem Pferd und mit der Peitsche unbarmherzig wieder hinaus aufs Feld. Um Schutz vor dem Wetter zu suchen, flüchtete sie dann, wenn der Bauer wieder weggeritten war, unter irgend einen Strauch oder Felsvorsprung, oder sie legte sich unter die Schafe, die dichtgedrängt zusammenstanden. — Wenn sie sich irgendwie im Dienst nachlässig gezeigt hatte, jagte sie der Bauer zur Strafe in den Fluß, aus dem sie sich oft kaum mit Mühe wieder ans Ufer retten konnte. —

Nach der Sklavenbefreiung forderten sie Gnadentaler Leute auf, sie möchte doch zu ihnen kommen. Der Bauer, dessen Frau übrigens gut zu ihr war, riet ihr ab, natürlich nur, um sie noch länger in Dienst haben zu können. Auch schämte sie sich, ihrer dürftigen Kleidung wegen, nach Gnadental zu gehen. Als man ihr aber durch geschenkte Kleidungsstücke aus dieser Verlegenheit half, folgte sie dem Zug ihres Herzens und kam nach Gnadental. Es war ihr alles wie ein Traum, so schön kam es ihr dort vor. Das Schönste und Wunderbarste war ihr aber doch die große Kirche, die Gottesdienste und der Gesang der Gemeinde. So etwas hatte sie ja noch nie gesehen und gehört. Alles, alles, was da geredet wurde von Gott und dem Heiland, all die schönen Geschichten aus seinem Leben, von seinem Leiden und Sterben — es war ihr eine ganz neue Welt, die sich da vor ihr auftat, und sie lauschte und lauschte, und die Kirche wurde ihr immer mehr der liebste Ort auf Erden. — 1848 war sie nach Gnadental gekommen, wo sie bei dem Großvater der Magdalene Foster, bei der sie jetzt noch wohnt, Aufnahme fand und als altes Erbstück auf Kinder und Enkel überging.

Erst 1880 wurde sie getauft. Wahrscheinlich hat es dazwischen Jahre gegeben, wo das alte Heidentum wieder mächtig in ihr wurde, oder wo auch sie, wie die meisten in ihrer Jugend, den Weg des Fleisches ging. Aber Gottes Geist arbeitete doch an ihr und holte sie endlich herum. Und sie ist seitdem — soweit Menschen urteilen können — ihrem Gott und Herrn treu geblieben. —

Ich traf sie heut im warmen Sonnenschein vor der Haustür sitzend, damit beschäftigt, ihr schwarzes Abendmahlskleid zu flicken. Ihre Hände und Arme sind nur noch Knochen, mit einem rissigen, kohlschwarzen Leder überzogen. Auf dem ebenso schwarzen Gesicht haben unzählige Runzeln und Furchen ihre Runenschrift geschrieben. Ihre einst dunklen Augen sind graublau geworden von den Altersringen, die fast die ganze Pupille bedecken. Sie blicken wie Kinderaugen, die eben irgend eine Überraschung erlebt, in die Welt — so erstaunt halb, und halb fragend. —

Ich sprach ihr meine Freude aus, daß sie ohne Brille noch soviel sehen könne, um ihr Kleid zu flicken. „Ja — sagte sie und wies nach der Sonne — by oupape 'se lamp gaat het nog" (Ja, bei Großvaters Lampe geht es noch). —

Wenn einmal ihre Stunde kommt und „oupape" (sprich: Aupape) sie nach Hause ruft, dann wird sie fröhlich wie ein Kind hinübergehen, das eine Zeitlang drüben am Waldrand gesessen und auf des Großvaters Stimme gewartet hat, die sie zum Essen rief. — —

Nachschrift: 1912, kurz nachdem ich Südafrika verlassen, ist sie — 84 Jahre alt — zur ewigen Heimat eingegangen. Auf ihrem Sterbebett hatte sie besondere Freude an dem Lied, das uns die Schulkinder zum Abschied gesungen hatten: „Herr, zu dessen Ruhm und Ehre jeder Tropfen Wassers rinnt" (Brüdergesangbuch Nr. 1062, 2) und namentlich an der Strophe: „Neem het schepje door de baren en help hen door al gevaren" (Führ das Schifflein durch die Wellen und hilf mir in allen Fällen). Das mußten ihr die Kinder wieder und wieder singen, bis daß sie es kannte. — Kurz vor ihrem Ende rief sie Magdalene, ihre Pflegerin, an ihr Lager, wickelte aus einem Tuch, das sie unter dem Kopfkissen hatte, ein Dreipennystück, das ich ihr beim Abschied geschenkt hatte, und sagte: „Zusie moet er van een pence zeep en twee Keerze koop!" (Schwesterchen muß für 1 d Seife und zwei Kerzen kaufen!) „Neen — sagte die andere — zal ik niet liever voor ouma sneuf koop voor die geld?" (Nein, soll

ich nicht lieber für Großmutter Schnupftabak für das Geld kaufen? *) — „Neen — sagte die Alte — de zeep is om myn licham te wasch, als de Heere my heal, en oe Keerze moet by myn Doodkist brand'." (Nein, die Seife ist, um meinen Leichnam zu waschen, wenn der Herr mich holt, und die Kerzen müssen bei meinem Sarg brennen.) —

Als Magdalene sie frug, ob sie denn „klaar is, als de Heere zal kom" (bereit sei, wenn der Herr kommen werde), gab sie fröhlich zur Antwort: „Ja, zusie, eenige tyd, myn Kind" (Ja, Schwesterchen, jederzeit, mein Kind) — und ihre alten grauen Augen leuchteten noch einmal auf, wie Kinderaugen, die vor der Weihnachtsstube durch einen schmalen Türritz schon das helle Licht des Christbaums geschaut haben, den eben der Vater für sie angezündet hat. — —

Kirchenkonzert

5. Mai. Himmelfahrt. Am Nachmittag hatten wir ein Liebesmahl, verbunden mit einem Konzert zum Besten eines neuen Schuldaches. Der Chor, unter Leitung unsers braunen Organisten Weber, machte seine Sache recht gut. Er hatte dafür einige neue schöne Stücke eingeübt, u. a. das Becker'sche „Mache mich selig, o Jesu". Das Ganze hatte der Kirchenrat in die Hand genommen. Zum Schluß sprach ich die hier immer bei einem Liebesmahl üblichen Dankesworte, dem Chor für seine Mitwirkung, und den Gästen, daß sie erschienen waren. —

Im Dienst seines Herrn gestorben

Heut erhielten wir die schmerzliche, schon seit länger gefürchtete Mitteilung von dem Heimruf unsers lieben Missionsdirektors und Dezernenten für unsere südafrikanische Mission, Ernst Reichel, der mit allen übrigen Personen, die sich an Bord des Prins Willem II befanden, zwischen dem 23. und 29. Januar an der Westküste Frankreichs im Sturm untergegangen ist, während er auf einer Visitationsreise nach Suriname begriffen war. Was für ein schwerer Schlag für unsere Mission, war er doch ein Mann, der in besonderer Weise das Vertrauen, die Verehrung und Liebe weiter Kreise genoß. Wir alle bedauern seinen Hingang tief und schmerzlich, um so mehr, als wir gehofft hatten, er werde nach seinem Besuch in Amerika auch zu uns nach Südafrika kommen. In unsrer Missionskonferenz**) am nächsten Montag werden wir

*) Fast alle alten Weiber schnupfen mit Leidenschaft.

**) Die wöchentliche Zusammenkunft der Missionare und ihrer Frauen zur Besprechung amtlicher Fragen und zu gemeinsamen Abendsegen.

seiner in gebührender Weise gedenken, und der Gemeinde wird es im öffentlichen Gottesdienst angezeigt werden, damit auch sie teilnimmt an dem Verlust und zugleich einen lebendigen Eindruck davon erhält, welchen Gefahren sich die Diener der Mission auf ihren Reisen aussetzen, und wie sie darum verpflichtet ist, treu für sie zu beten. — Er wird ja wie ein Held und Christ gestorben sein, daran ist kein Zweifel. Und er starb im Dienst seines Königs, dessen, dem alle Gewalt übergeben ist im Himmel und auf Erden. Gibt es einen schöneren, ehrenvolleren Tod? —

Ein idealer Herbsttag

Abschiedsgedanken

8. Mai. Ein idealer Herbsttag. Am Nachmittag machten wir einen schönen Spaziergang an der Berglehne entlang nach der Meideboschkloof. Wir entdeckten eine neue Felsenkanzel rechts über dem Fluß mit wundervoller Aussicht in die Kloof und tauften sie „Ingesruh" im Gedanken an den nahen Abschied von unserm zweiten Töchterchen.

Ach, wie sich doch so ein bevorstehender Abschied von einem geliebten Kind, das man über das weite Meer senden muß, immer wieder schon Monate vorher wie eine schwere dunkle Wolke aufs Gemüt legt und einem allen Frohsinn nimmt! Man möchte nicht daran denken, und zu Zeiten hilft ja auch die Arbeit darüber hinweg. Aber plötzlich ist der Gedanke daran doch wieder da mitten am Tag, oder er läßt einen jählings im Schlaf auffahren und legt sich wie ein Alp auf die Seele, umschnürt Herz und Hirn wie mit einem eisernen Reifen. Dann ist man für Augenblicke wie gelähmt, daß die Arme schlaff herunterſinken und man zu nichts fähig ist, während es im Gehirn unausgesetzt hämmert und bohrt: Du mußt dein Kind abgeben! Du darfst es nicht behalten! Wer weiß, ob du es je wiedersehen wirst. Und wenn — werdet ihr euch dann noch verstehen, du und dein Kind? — —

Auch heute kam er wieder, der graue schwere Gedanke — mitten in all dem Sonnenglanz und der schimmernden Pracht des Herbstnachmittags. Und für ein paar Minuten war es, als ob die Sonne ihren Schein verloren hätte und dunkle Wolken über die Berglehne herunterſänken — grade auf uns. — Wir sprachen kein Wort, aber wir dachten beide dasselbe, wie schon so oft. — —

Dann wurde es wieder hell. — Noch hatten wir es ja — unser Kind — und es sollte nicht merken, was da tief innen in der Seele vor sich ging. — — — —

Wir riefen das Echo an, und es antwortete dreimal, und nach einem Weilchen kam es noch ein viertes Mal zurück — ganz leise, wie aus weiter, weiter Ferne. — — Dort drüben, jenseit der Berge, lag das Meer, das endlose, schimmernde Meer, das ich so liebe, und das doch so — grausam ist. —

Auf dem „großen Berg"

Ich mußte an die Stunde denken, wo ich es droben von der höchsten Spitze des großen Berges sah, die dort in den blauen Himmel ragte. Es war ein herrlicher Tag damals, grad so wie heut. Da war unsre Älteste noch bei uns, die nun schon so lange drüben ist in der alten Heimat. Sie war mit ihren acht Jahren frisch und fröhlich mit hinaufgestiegen, bis eine halbe Stunde unter dem Gipfel. Da wurde es den kleinen Beinen doch zu viel, denn das letzte Ende ist sehr steil, und zum Schluß muß man auch mit den Händen noch klettern, dicht am Abgrund hin.

Der Blick von dort oben war allerdings die Mühe wert, schweift doch von dort das Auge weit weit nach Süden und Westen bis zum indischen und atlantischen Ozean, während sich im Norden die Herriverberge und das Hochplateau der Karoo wie eine blaue Cyklopenmauer hinzieht. Gnadental mit seinem weißen Kirchlein liegt tief unten, als hätten es eben Kinderhände aus der Spielschachtel genommen und aufgebaut.

Und dann dachte ich an unsere abenteuerliche Rutschpartie auf unsern eigenen natürlichen Schlittenkufen durch die steile Gorge (enge Schlucht) den Gipfel hinab bis zu unserm Picknickplatz, bei welcher Gelegenheit einst ein lieber Amtsbruder den bekannten Teil seiner Hosen, auf den man sich gewöhnlich setzt, völlig eingebüßt haben soll — nicht grade zur Freude seiner Eheliebsten, denn das Hosenflicken ist hier auf dem Lande Sache der teuren Gattinen und — es gibt Dinge, die sie lieber tun als das. Ich konnte damals die meinen — dem Himmel sei Dank — noch leidlich unversehrt wieder nach Hause bringen. Etwas Wolle haben sie freilich auch verloren. Wir waren froh, überhaupt mit heiler Haut wieder herunter gekommen zu sein, denn auf dem glatten Rasen hätte man leicht so ins Rutschen kommen können, daß kein Halten mehr gewesen wäre, oder einer der nachpolternden Steine hätte einen treffen und in die Tiefe reißen können. Auch mein Mädelchen war froh, als Vater wieder glücklich bei ihr war. —

Dort schaute heut die Spitze des Berges wieder verlockend zu uns herab, als wollte sie sagen: Kommt doch herauf! — Ich

weiß doch nicht, ob ich es noch einmal tu'. Ich war damals ein paar Tage ganz steif hinterher. Diese afrikanischen Berge haben ihre Haken. Immer meint man, nun ist es nicht mehr weit bis zur Spitze, weil man sie in der klaren reinen Luft zum Greifen nahe vor sich sieht, aber immer kommt ein neuer Grat und dahinter ein Plateau, und wieder und wieder ein Grat, hinter dem die Spitze verschwindet, um dann neckisch wieder aufzutauchen. — Aber schön ist es doch, wunderschön in dieser wilden majestätischen Einsamkeit der afrikanischen Bergwelt.

Bergblumen

Und dieser Blumenflor, der einem dort mitunter plötzlich entgegenleuchtet, wenn man um eine Felsecke biegt, besonders im Frühling, wenn sich die Berghänge nach dem Winterregen wieder grün gekleidet haben. Gibt es doch auf diesem Plateau Südafrikas allein ein paar Hundert verschiedener Eriken, eine schöner, interessanter als die andere, manche, deren lange röhrenförmigen Blüten wie aus glänzender Seide gewebt sind, tiefpurpur, hellgelb, goldbraun mit zarten Fransen. Dann die eigenartigen, grün blühenden, weiße mit roten Verzierungen, wie aus Wachs geformt oder wie von Porzellan. Andere mit unendlich feinen zarten Glöckchen, ähnlich unsrer norddeutschen Heide. Ich habe nur einen verhältnismäßig kleinen Teil all dieser vielen Arten gesehen und selber gepflückt. Aber sie alle boten eine solche Verschiedenheit und eine solche Fülle an Formen und Farbe, daß ich immer aufs neue darüber erstaunte und mich freute. Wie oft dachten wir, könnten wir doch solch einen Strauß frischer Heiden unsern Lieben daheim auf den Tisch setzen. — Und dann die herrlichen Gladiolen und Orchideen, auch sie oft von den wunderbarsten Farben und Formen — die leuchtend roten, gelben und silberweißen Strohblumen und Katzenpfötchen — die prächtigen „Afrikanders" mit ihren feuerroten langen Blüten, die schon von weitem einem in der Sonne entgegenleuchten — die „Ochimanachies" und feinsternigen Abendblumen, die, sobald die Sonne untergegangen ist, einen so betäubenden aromatischen Duft ausströmen, daß man solchen Strauß nicht in demselben Zimmer haben kann, in dem man schläft. —

Freilich, Ende des Sommers, wenn die Sonne alles Grün an den Berghängen verbrannt und diese selbst braun gefärbt hat, trifft man nicht mehr viel von all der Herrlichkeit. Aber wundervolle Proteen findet man auch dann noch, ja fast zu jeder Jahres-

zeit einige. Die schönsten sind jene herrlichen, zartrosa blühenden, deren Blume einen prachtvollen Stern bildet in der Größe eines Suppentellers. Eine einzige solche Blume in einer Vase im Zimmer ist ein Schmuck, wie man ihn sich eigenartiger und schöner nicht denken kann. — Aber auch die gewöhnlicheren Proteen — „Zuikerbloem" (Zuckerblume) in der Landessprache genannt, weil ihre Blüten so honigreich sind — bilden einen herrlichen Schmuck im Zimmer mit ihren faustgroßen, weißlich gelben oder rosa wie mit einer schwarzen Samtkante verbrämten Blüten. Auch heut kamen wir mit einem ganzen Arm davon nach Hause, weil es sonst nichts mehr gab, was des Mitnehmens wert gewesen wäre. —

Die Berge standen dunkelblau und violett über dem gelben Herbstlaub der Eichen an ihrem Abhang, als wir wieder im Tal waren — — Abschiedsstimmung. — — — —

Früh von halb sechs Uhr an ist jetzt immer ein prächtiger Komet zu sehen. Er steht wie eine feurige Rute über dem Berg. — Wird er uns Krieg bringen? — —

Am 6. Mai ist der König von England gestorben. Gestern kam die telegraphische Nachricht. „Edward the peacemaker"*) nennen sie ihn hier. — Wir mußten die Glocken eine halbe Stunde läuten lassen, und einer von uns wird die „Ehre" haben, ihm die Gedächtnisrede zu halten. — —

„Sprechen" mit der Abendmahlsgemeinde

13. Mai. Gestern hielten wir das „Sprechen" der Abendmahlsgemeinde. Je länger man in einer Gemeinde ist, und je mehr man mit den Einzelnen in Berührung kommt, desto mehr schaut man ihnen ins Herz und läßt sich nichts mehr vorreden. Es gibt aber doch auch viele aufrichtige, gediegene Christen unter unsern Leuten, die reden, wie sie denken und sich keinen Pharisäermantel umhängen, und die wirklich einen reichen Schatz innerer Erfahrung haben und in einem persönlichen Verhältnis zu Jesus stehen, daß man sich nur an ihrem schlichten und doch glaubensstarken Christentum freuen kann. Das trat mir auch diesmal wieder entgegen. Und wie manches Zeugnis hört man da auch, das einem sagt, daß Gottes Wort nicht ohne Wirkung auf die Seele bleibt. Und wie stärkt das wieder den eigenen Glauben und den Mut zu freudiger Weiterarbeit. In Demut

*) Eduard, der Friedestifter.

will ich es auch bekennen, daß mancher Ausspruch eines alten erfahrenen Christen oder einer alten treuen Jüngerin Jesu in diesem Volk mich schon tief beschämt hat, weil mein Glaube noch nicht an ihren heranreicht. Aber freilich mit eigentlichen Glaubenszweifeln und Glaubenskämpfen haben sie fast gar nichts zu tun. Der schwerste Kampf ist bei ihnen immer der mit dem alten Ich und der eigenen Gerechtigkeit. Und ist das nicht schließlich überall der schwerste Kampf, wo es einer aufrichtig meint mit seinem Christentum?

Der Missionar als Friedensrichter

Aber in wieviel Dunkelheiten sieht man auch bei solcher Gelegenheit, daß einem oft grauen kann vor den finsteren Mächten, die eine Menschenseele in ihren Bann schlagen und Jahre lang darin festhalten können. —

So ging es mir mit dem Ehepaar Frederik und Johanna A....., das, auf des Mannes Wunsch, heut nachmittag vor mir erschien. Beide Glieder der Abendmahlsgemeinde, leben sie schon seit Jahr und Tag getrennt und in Unfrieden. Er hat wohl den meisten Anlaß gegeben durch seine Trinkerei und unordentlichen Lebenswandel. Aber sie hat ihn und ihre Kinder auch vernachlässigt, indem sie unnötig lang und gegen seinen Willen von Haus wegblieb und in Caledon arbeitete. Auch hat sie eine der schärfsten Zungen im ganzen Dorf. Davon gab die heutige Verhandlung einen schlagenden Beweis. Was hat die Frau geredet! Wie spitze Pfeile flogen ihre Worte dem Mann ins Gesicht. Natürlich blieb er ihr auch nichts schuldig, wenn er es auch bei weitem nicht mit ihrer Zungenfertigkeit aufnehmen konnte. Nun, sie haben beide einmal ihrem Herzen ordentlich Luft gemacht, gründlich „uitgepraat" (ausgesprochen), wie man hier sagt. Alles, was an gegenseitigen Beschuldigungen, an Gift und Galle seit lange in ihrem Innern aufgehäuft war, kam rückhaltlos zum Vorschein. In solchen Fällen tut man immer am besten, sie so lange stillschweigend anzuhören, erst den Kläger, dann den beklagten Teil, bis sie nichts mehr zu sagen haben und ihr Inneres gleichsam leer gepumpt ist. Wenn sie dann auf meine Frage; „Is je nu klaar?" (Seid ihr nun fertig?) antworten! „Ja, Meynherr" — dann erst spreche ich selber und nach mir einer der Diener oder Dienerinnen, von denen ich in der Regel mehrere als Zeugen dabei habe. —

Was die streitenden Gegner da alles vorbringen, ist freilich so verworren und widerspruchsvoll, daß man oft große Mühe hat, daraus klug zu werden und den Kern der Sache herauszufinden, werden doch bei solcher Gelegenheit oft Vorgänge und Streitigkeiten wieder ans Tageslicht gezogen, die schon Jahre zurückliegen und die man längst begraben meinte. So stritten sich einmal zwei vor mir um eine Kuh — was der eigentliche Streitpunkt war, ist mir entfallen — und hatten wohl schon eine Stunde sich darüber ereifert und immer mehr in die Wolle geredet, und ich, der ich damals das afrikanische Plattholländisch unsrer Leute noch nicht genug verstand, dachte all die Zeit, es handele sich um eine lebende Kuh, bis schließlich einer damit herausplatzte: „Meynheer moet weet: Die Koeje, van die ons now praat, is al lang dood„ (Mein Herr muß wissen: Die Kuh, von der wir jetzt sprechen, ist schon lange tot.) Natürlich sagte ich ihnen: So laßt sie doch in Gottes Namen ruhen und grabt sie nicht wieder aus! — Heut würde ich das wohl nicht wieder sagen, denn ich habe seitdem immer wieder die Erfahrung gemacht, daß man die Leute reden lassen muß, auch wenn sie Dinge vorbringen, die schon vor Jahren oder zu ihrer Väter Zeiten geschehen sind, denn manchmal reicht tatsächlich ein Mißverhältnis oder Streit soweit zurück, und sie geben sich doch nicht eher zufrieden. ehe sie nicht alles von Anfang an vor dem Leeraar „uitgepraat" haben.

Da heißt es freilich, Geduld haben, denn so etwas kann sich dann oft recht in die Länge ziehen. Kurz und klar nur das Nötigste und Wichtigste zu sagen, ist unsern Leuten nicht gegeben. Da muß immer ordentlich „breedvoerig" (breit) auch das Kleinste und Nebensächlichste erzählt werden, und man hat immer seine liebe Not, sie von den vielen Abschweifungen zum eigentlichen Gegenstand der Verhandlung zurückzuführen. Da sitzt man dann manchmal wie auf Kohlen, besonders wenn die Zeit sehr mit sonstiger amtlicher Arbeit angefüllt ist, oder man noch jung im Amt ist und sich noch nicht die Ruhe und Geduld des echten Afrikanders angeeignet hat. Und doch um alles nur nicht ungeduldig oder gar selbst hitzig und erregt werden, dann hat man von vornherein verloren und gibt sich selbst eine Blöße, die so leicht nicht wieder gut zu machen ist. Wenn ich so etwas in mir aufsteigen fühle — es kann auch jetzt noch kommen nach zehn Jahren — stecke ich mir gewöhnlich eine Pfeife an und

rauche, bis die streitenden Parteien in eine gehörige Wolke eingehüllt sind. Das beruhigt wunderbar die Nerven beiderseits. Kommt es dann zum Schluß zur entscheidenden Aussprache meinerseits, bei der ich immer suche, den Betreffenden vom religiösen Standpunkt in Liebe und Ernst ans Herz zu greifen, dann lege ich erst feierlich die Pfeife weg, denn nun gehts von der Oberfläche in die Tiefe und vom Äußeren aufs Innere, und am Ende weise ich sie als Glieder einer christlichen Gemeinde auf die Liebe und Gnade des gekreuzigten Heilandes hin, dessen Bild dicht vor ihnen an der Wand hängt. Und wenn alles sonst nicht half, der Hinweis darauf hat fast immer seine Wirkung getan. Da wurden dann die harten Herzen endlich weich. Sie fingen an, sich vor dem am Kreuz zu schämen, und am Ende fand doch die eine Hand die andere zu gegenseitiger Abbitte und Versöhnung. Was keine menschlichen Verstandesgründe und richterlich logisches Urteil zustande brachten, das bewirkte der gekreuzigte Heiland und seine Liebe, und nie habe ich ihre Macht augenscheinlicher gespürt, als in solcher Stunde. Es gab selten eine Seele, auf die sie keine Wirkung geübt hätte. Das hat mir immer meinen Glauben neu gestärkt und mir auch für die tief Gesunkenen noch Hoffnung gegeben. —

Doch zurück zu dem vorliegenden Fall.

Versöhnung der streitenden Parteien

Glückt es endlich — oft nach vieler Mühe — so ein streitendes Ehepaar zu versöhnen — und das zu erreichen, muß immer unser Ziel sein — dann müssen sie sich, einander vergebend, die Hand reichen und mit einem Kuß die Versöhnung besiegeln, worauf hin sie dem vermittelnden Leeraar und den Dienern ihren Dank aussprechen und Besserung geloben, denn in den meisten Fällen sind beide schuld an dem Zerwürfnis. —

Gehen sie dann zusammen in Harmonie nach Hause, so ist der Friede gesichert, wenigstens für einige Zeit. — Auch diesmal gelang es mir, die streitenden Ehehälften wieder zusammen zu bringen, nachdem ich ihnen eine freundliche, aber auch ernste Ehelektion gehalten und sie auf ihre Pflichten als Abendmahlsglieder und christliche Eheleute gegenüber der Gemeinde und als Eltern gegenüber ihren Kindern aufmerksam gemacht hatte. —

Kostbar ist dann in solchem Fall die Veränderung in den Mienen der Betreffenden zu beobachten — falls sie wirklich Frieden machen. Erst sitzen sie wie Hund und Katze neben

einander — nachdem sie schon eine Zeit lang draußen vor der Tür wartend gestanden oder gekauert haben, natürlich in genügender Entfernung von einander, eins dem andern den Rücken zugekehrt, als ob sie sich in der Welt nichts angingen — und fauchen sich wütend an, daß man kaum sein eigenes Wort versteht, wenn sie nicht gar in der Hitze aufspringen und handgreiflich werden, was ich auch schon erlebt habe. Mitunter ist dabei schon solcher Lärm entstanden, daß in der ersten Zeit meine bessere Hälfte entsetzt hereinkam, in der Meinung, es könne ein Unglück geschehen. — Dann, wenn sie endlich erschöpft sind und ihre Lektion erhalten haben, sehen sie sich erst prüfend und vorsichtig von der Seite an, allmählig glätten sich die Falten auf der Stirn, die Augen erhalten wieder einen etwas wärmeren Glanz, wie wenn nach abziehendem Gewitter die Sonne sich müht, wieder durch die Wolken zu brechen. Noch hüben und drüben ein etwas verhaltenes Grollen, dann reicht zögernd der eine Teil dem andern die Hand, und endlich schließt ein hörbarer Friedenkuß diese dunkle Episode des Ehelebens ab. — —

Mißglückte Versöhnungsversuche

Aber wie gesagt, nicht immer glückt es, die streitenden Parteien wieder zu versöhnen. Dann ist die Sache schlimmer als vorher, denn die ganze Gemeinde weiß nun darum, daß sie beim Teeraar waren, und wie die Aktien bei ihnen stehen. Am Ende muß der Magistrat bei seiner nächsten Anwesenheit* das letzte Wort sprechen, aber wirklichen Frieden bringt er meist noch weniger zustande als der Missionar. So eine verfehlte Friedensvermittelung hat immer etwas Beugendes für den Missionar, denn er muß sich natürlich fragen, ob er nicht vielleicht selbst schuld ist, daß er keinen Erfolg hatte, ob er wirklich seine ganze Kraft, Geduld, Weisheit und Liebe eingesetzt hat, um die Gegner zum Frieden zu bringen. Freilich, sie können die Geduld oft auf eine harte Probe stellen. Mehr als einmal ist es schon vorgekommen, daß ein Teil in der Wut wieder herauslaufen wollte. Dann habe ich mich wohl, wenn es noch ging, kurzerhand vor die Tür gestellt und freundlich aber bestimmt gesagt: Du bleibst hier, bis Friede gemacht ist, denn dazu seid ihr hergekommen! — Das half dann meist. —

Aber wie manchesmal ist die Friedensscene eine Komödie

*) Der Magistrat von Caledon kommt gewöhnlich alle viertel Jahr oder je nach Bedarf nach Gnadental zum Lokalcourt (örtliche Gerichtssitzung).

gewesen, indem, sobald das Ehepaar draußen war, der Streit von neuem losging. Bei einem meiner Amtsvorgänger soll sich dabei Folgendes ereignet haben: Irgend ein nettes Paar hatte vor ihm anscheinend Friede gemacht und ihn mit dem üblichen Kuß besiegelt. Beim Verlassen des Zimmers — der Mann war zuerst hinausgegangen — machte der alte Amtsbruder die Tür zu schnell hinter der nachfolgenden Gattin zu, so daß sie mit ihrem Rock eingeklemmt wurde. Der Mann draußen das sehen und die günstige Gelegenheit erfassen und seiner Eheliebsten — sie soll ein Drache gewesen sein, dessen Klauen er sonst nicht gern nahe kam — eine schallende Ohrfeige verabfolgen zum Dank dafür, daß sie ihn drinn vor dem Teeraar so schlecht gemacht, war eins. Natürlich wurden nun beide wieder hereingeholt, und es mußte noch einmal „Friede" gemacht werden — auf wie lange Dauer oder mit welchem Erfolg, kann ich nicht verraten. —

Was übrigens bei solchen Verhandlungen mit streitenden Ehepaaren mitunter zu Tage kommt, das sträubt sich jede christliche Feder aufzuschreiben. In was für traurige Abgründe häuslicher und ehelicher Verhältnisse kann man da sehen! —

Aber wie manches Humorvolle kommt dabei auch zum Vorschein, namentlich in dem Fall, wenn die Frau die Hosen anhat und der Mann den Weiberrock. —

Die Verhandlung dauerte beinahe eine Stunde. Kurz vorher war ich zu demselben Zweck zu einem Ehepaar in der Klipperstraße gerufen worden. — —

Instanzenweg bei Streitigkeiten

Ach, wieviel Streit gibt es doch auch sonst unter diesem Volk zu schlichten. Es vergeht zu Zeiten kaum eine Woche, in der nicht ein oder mehrere Fälle vor den Missionar kämen. Der Instanzenweg ist dabei immer der: Können die Betreffenden selbst nicht mit sich übereinkommen, so dürfen sie nicht gleich mit ihrer Angelegenheit zum Missionar laufen, sondern die Sache muß erst vor die Wykdiener gebracht werden. Gelingt es ihnen nicht, Frieden zu stiften, dann erst steht ihnen der Weg zum Missionar offen.* Ist auch seine Mühe umsonst, so bleibt als letzte Instanz nur noch die weltliche Gerichtsbarkeit. Kommt es aber erst so weit, dann ist gewöhnlich eine Versöhnung für lange Zeit ausgeschlossen, weil der bestrafte Teil es dem andern nicht sobald vergibt, daß er den Kürzeren gezogen. —

*) Vergl. 2. Mose 18. 13—26.

Und was für geringfügige Dinge sind doch oft der Anlaß zu einem vielleicht jahrelangen Streit. —

Eine Kuh oder ein Schwein, die in den nachbarlichen Garten eingebrochen waren; ein Ei, das eine Henne dahin gelegt hat, und auf dessen Besitz nun beide Anspruch erheben, der Eigentümer der Henne und der des Gartens; ein Hund, der ein Stück Fleisch gestohlen; ein unbedachtes Wort oder ein versäumter Gruß. —

„Ohm Paul" als Salomo

Wo es sich um die Frage von mein und dein, um Erbschaftsstreit und dergleichen handelt, ist oft der rechte Entscheid nicht leicht. Wie manchesmal habe ich da den alten „Ohm Paul", wie hier allgemein von den Buren der ehemalige Präsident von Transvaal, Paul Krüger, genannt wurde, um seine salomonische Weisheit bei solchen Dingen beneidet. Manche köstliche Anekdote wird von ihm erzählt, wie er mit streitenden Parteien verhandelte, und es hatte ja jeder freien Zutritt zu ihm, und wie er entschied, so mußte es recht und gut sein. Eine ist mir besonders eindrücklich geblieben. Kamen da eines Tages zwei Brüder zu ihm — gerade frischweg vom Begräbnis ihres Vaters — die in Streit über das väterliche Erbe geraten waren. Ohm Paul sollte entscheiden, was jedem zustände. Der saß gerade auf seiner Veranda vor seinem unscheinbaren Haus in Pretoria, trank seinen Kaffee und rauchte seine Pfeife dazu. Schweigend hörte er sich an, was jeder der Brüder zu sagen hatte. Dann, nachdem er ihnen ein paar derbe Worte über ihr pietätloses Verhalten gesagt, fragt er, wer von beiden der Ältere sei. Als sich dieser — schon im Vorgefühl des Sieges, — gemeldet, spricht Ohm Paul gelassen das Urteil. Es war kurz und bündig wie alles, was er sagte: „Du als der Ältere teilst das Erbe, und dein Bruder wählt die Hälfte, die er haben will!" — Hätte es Salomo besser machen können? Wer es doch auch so verstände, in verzwickten Fällen einen Ausweg zu finden, ohne der Gerechtigkeit etwas zu vergeben! — —

Am Abend hielten wir, wie gewöhnlich nach dem Kommunikantensprechen, eine Konferenz, bei der wir die erhaltenen Eindrücke gegenseitig austauschten. Auch unsere Frauen sind selbstverständlich dabei anwesend, da sie sich auch am „Sprechen" beteiligen. —

15. Mai. Herrliches Pfingstwetter. Die Berge schwimmen in blauem Duft, und die Eichen leuchten auf dem dunklen Hintergrund in Braun und Gold.

„Kukumakranka"

Unsere Wohnstube ist erfüllt von dem Geruch der „Kukumakranka", die mir neulich der Lehrer Frederik Balie brachte. Sie blüht im April und Mai in der Blatte. Ihre Frucht ist es vor allem, die so einen betäubenden Duft verbreitet, wie eine Mischung von Zimmt, Kölnisch Wasser und Moschuß. Etwas Merkwürdigeres habe ich noch kaum gesehen. Sie sieht genau aus wie ein fetter Spuhl- oder Regenwurm und fühlt sich auch so an. Die Mädchen lieben es, sie sich an die Brust zu stecken und die jungen Burschen an die Hüte. Wenn man die Saatkörner, die die Kinder gern essen, ausdrückt und die leere Hülle preßt oder zwischen die Wäsche legt, so behält sie noch lange ihren eigenartigen Duft und ersetzt ein künstliches Parfüm. —

20. Mai. Um zehn Uhr, mit der Predigt verbunden, fand die vorgeschriebene Gedächtnisfeier für den verstorbenen englischen König Eduard VII. statt. Ein Kollege hielt sie. Predigtpult und Tisch waren einfach schwarz und weiß dekoriert, rechts und links Palmen und Rhododendren. Es ist nicht leicht für einen Deutschen einem fremden Fürsten eine Gottesdienstrede halten zu müssen, von dem er überzeugt ist, daß er kein Freund seines eigenen Volkes und Vaterlandes war. Überlassen wir das Urteil über den Dahingegangenen der Geschichte. — —

Wieder der „Apostel"

Hermine Lombard aus der Bergstraße war bei mir und klagte über ihren Mann, daß er sie so schlecht behandele und ihr keine Ruhe ließe, seit er zur Gemeinde des „Apostels" übergetreten ist. Er erlaube ihr auch nicht mehr, die Bibel zu lesen und wolle sie ihr wegnehmen und verbrennen, weil es ein „verkehrtes" Buch sei. Der Buchstabe sei nichts nütze, auf den apostolischen Geist käme es an, und was er sonst noch vorbringe. So fängt also schon die Verwirrung und das Zerwürfnis in den Familien an. Einige exaltierte Anhänger des Apostels behaupten, in ihrer Versammlung am Himmelfahrtstag sei ihnen Christus erschienen.

Ein schwerer Abschied

31. Mai abends. Kapstadt. Nun ist der schwere Abschied vorüber. — Draußen in weiter Ferne am Horizont verschwindend sehe ich noch die Rauchfahne des Dampfers, der unser Kind übers Meer trägt

der Fremde entgegen. Sie war tapfer, wie ihr Schwesterchen, als es ihr vor einem Jahr voranging.

Ach, die Kinder, so lieb sie auch ihre Eltern haben, und so sehr sie auch der Abschiedsschmerz im Augenblick erfaßt, ganz können sie ja doch noch nicht ermessen, was ihnen genommen wird, und darum auch nicht so tief und nachhaltend das Weh empfinden, das das Elternherz durchzuckt. Dazu kommt all das Neue, daß gleich vom ersten Tag der Reise an ihre Augen sehen, und das ihren Geist beschäftigt. Erst später kommt das Heimweh und ergreift auch sie mit Allgewalt. — Aber Vater und Mutter — Herr Gott, warum muß das sein! — Alles andere ist ja leichter zu tragen als dies, wenn man ein liebes Kind in so zartem Alter oft gewaltsam aus seinen Armen losmachen muß, um es über tausend Meilen weit wegzusenden, es fremden Händen zu übergeben, und dazwischen liegt das weite, erbarmungslose Meer und vielleicht Jahre, ehe man es wieder an das Herz drücken und ihm in das Auge schauen darf. Und ob es dann noch dasselbe Auge ist, so rein und unschuldsvoll? — Und ob es dann noch dasselbe Kind ist, so voll Liebe und Anhänglichkeit an Vater und Mutter? — ob es dann noch ein Verstehen gibt zwischen beiden? — — — — Immer wieder diese bohrenden Fragen! — — Und doch, wie manche Eltern haben dann erst lange wieder um die Seele ihres Kindes werben müssen, und mehr als einmal war wohl auch alles Werben umsonst, es kam nicht mehr zu dem alten trauten Verhältnis. Oder das Kind war inzwischen — nein, ich mag es nicht denken. Es ist unerträglich, es nur denken zu müssen. Dankt Gott, ihr daheim, daß ihr eure Kinder bei euch behalten dürft, bis sie selber fest im Leben stehen! Das ist ein Glück, eine Gottesgnade, die gar nicht mit Worten auszusprechen ist.

Aber denkt auch eurer Brüder und Schwestern jenseit des Meeres, denen das Glück versagt ist! Glaubt es, es ist das schwerste Opfer, das sie im Missionsdienst bringen müssen! Von dem Tag an, da man sein erstes Kind aufs Schiff gebracht hat, fangen die Haare an, grau zu werden; und mancher verwindet dies Isaakopfer nie. —

Aufs Schiff — ja ich weiß nicht, wie ein Mensch das ertragen kann ohne Gottes Kraft — wenn die Laufbrücke vom Land gezogen wird, und es sich langsam in Bewegung setzt, wenn ganz allmählich die Entfernung vom Bollwerk immer größer wird und

Camps Bay mit den „Zwölf Aposteln“ (Aus der Umgebung Kapstadts) (siehe Seite 164)

Hauptstadt mit Tafelberg

die kleine Gestalt mit dem flatternden weißen Tuch an der Reeling immer kleiner — jetzt kann man noch deutlich das Gesicht erkennen — lächelnd im Schmerz — jetzt noch die Umrisse des Körpers und eine winkende Hand — — auch die nicht mehr — sie verschwinden unter den andern an Bord — — — —

Da noch einmal das wehende Tuch, hell leuchtend in der Sonne — das muß sie sein! — — — —

Vorbei! — — —

Dort dampft es hinaus aufs blaue unendliche Meer, das stolze Schiff, und auf ihm — unser Kind — — —

Weiter, immer weiter — bis nur noch ein kleiner Punkt am Horizont zu sehen ist, und schließlich auch der verschwindet. — —

Was das für eine qualvolle Stunde ist, wie es einem da ist, als ob das Herz langsam, stückweise zerrissen wird! Das weiß freilich nur der, der es durchgemacht hat. Und es ist jedesmal wieder dasselbe bei jedem neuen Kind, das man hinübersendet, denn — man hat sie ja alle gleich lieb. —

Das Schiff war der „Feldmarschall", mit dem schon unsere Älteste hinübergefahren ist. Wie wird sich die freuen, ihr Schwesterchen wiederzusehen, und dies, daß ihm doch dort ein Bekanntes entgegen kommt, ein Stück afrikanischer Heimat. Das ist ein kleiner Trost bei dem großen Schmerz. —

Als der Dampfer schon weit draußen auf dem Meere schwamm, erglühte der Tafelberg purpurrot in der Abendsonne — ein letzter Scheidegruß der afrikanischen Heimat. — —

Mir ging ein Gedicht durch den Sinn, das Anna Ritter gesungen hat:

Mein Kind fuhr übers weite Meer,
Wo andre Sterne scheinen.
Hell drang sein letzter Gruß daher,
Doch aus der Welle rauscht es schwer
Wie vieler Mütter Weinen . . . . . .

Es ist ein Wort gegraben ein
In alles Frauenleben:
„Mit Schmerzen sollst du Mutter sein!" —
Das liegt zu unterst wie ein Stein,
Kein Glück kann recht darauf gedeih'n,
Kann ihn auch keiner heben. — — —

Aber es gibt noch ein anderes, aus dem ein Christenherz immer wieder Trost und Kraft schöpfen kann, das ist das alte

schlichte Zinzendorflied: Jesu, geh' voran auf der Lebensbahn — und vor allem die Strophe:

Soll's uns hart ergehn —
Laß uns feste stehn,
Und auch in den schwersten Tagen
Niemals über Lasten klagen,
Denn durch Trübsal hier
Geht der Weg zu dir! — — —

Proklamation der südafrikanischen Union

Heut, den 31. Mai, am Abfahrtstag unsers Kindes, ist die südafrikanische Union proklamiert worden. Der Tag verlief in Kapstadt ohne jegliche Feier, außer daß diesbezügliche Gottesdienste gehalten wurden. Man scheint hier doch recht mißgestimmt zu sein, daß Prätoria Hauptstadt der Union und Residenz der Regierung geworden ist und nicht Kapstadt. —

Der neue Generalgouverneur, Lord Gladston, hielt sich nach seiner Ankunft auf südafrikanischem Boden nur ganz kurz in Kapstadt auf, um dann bald mit Extrazug nach Prätoria abzudampfen, während die Kapstädter Bevölkerung ihm mit mißvergnügten und sauersüßen Mienen nachsah. Außer den offiziellen Persönlichkeiten gaben ihm wenige das Geleit auf den Bahnhof.

Auch daß Botha und nicht Merriman Premier-Minister der Union geworden, ist gar nicht nach dem Sinn der hiesigen Kapländer. Ohne Zweifel ist Merriman befähigter als Botha, aber vielleicht erforderte die politische Klugheit zunächst die Wahl des letzteren als eines Buren und zugleich Engländerfreundes, denn ein solcher ist Botha unzweifelhaft geworden, sein Volk und seine eigene Abstammung verleugnend, er, der einst gegen England das Schwert gezogen. Oder glaubt er wirklich, seinem Volk damit einen Dienst zu leisten, daß er ganz in das englisch-imperialistische Lager hinüberschwenkt? Spielen da nicht vielleicht noch andere persönliche Interessen mit? — Wer kann es sagen. So wird denn der ehemalige Burengeneral Louis Botha binnen kurzem seinen Einzug in „Groot Schuur" halten, der früheren Besitzung Cecil Rhodes am Fuß des Teufelsberges, die er testamentarisch dem zu vereinigenden Südafrika vermacht und zur Residenz des jeweiligen Premierministers bestimmt hat. Das hätte sich der „Bismarck Südafrikas" auch nicht träumen lassen. Einen ihm angebotenen Sitz im Ministerium Botha hat Merriman abgelehnt. — Ich sah letzteren verschiedentlich in diesen Tagen

in der Stadt. Ein großer hagerer Mann mit feingeschnittenem Gesicht, kurzem grauen Schnurrbart, klugen, etwas sarkastischen Augen und einem Mund, der sofort den großen Redner verrät. Er ist eigentlich von Beruf Feldmesser, aber wohl einer der belesensten und gebildetsten Männer Südafrikas, der nicht umsonst seine geistige Bildung in England genossen hat. —

Hinter Botha wird als eigentlich treibende Kraft wohl der andere und bei weitem klügere Burenrenegat, General Smuts, stehen. Die Augen aller vaterlandstreuen Buren sehen auf Delarey, Piet de Wett und vor allem General Hertzog, den politisch Befähigsten unter den Dreien. Vielleicht kommt seine Stunde auch noch einmal. —

Kapstadt und seine Schönheit

Ich habe in diesen Tagen — soweit dies bei dem nachwirkenden Abschiedsweh möglich war — wieder einmal die bezaubernde Schönheit Kapstadts und seiner einzigartigen Lage genossen. Wo gibt es in der Welt noch eine Stadt wie diese, grade was ihre wunderbare Lage betrifft! Höchstens könnte ihr Neapel den Rang streitig machen, aber es fehlt doch der grandiose Hintergrund dieses gewaltigen Bergamphitheaters, das in seinen dunkelblauen Tinten sich mit dem hellblauen flimmernden Meer zu einer so herrlichen Farbensymphonie vereinigt, während zwischen beiden, dort bis hart an die Wand des Tafelbergs hinankletternd, hier bis an die schäumenden Wellen vorgeschoben, die weißen Häuser und Villen der Stadt, zum Teil von grünen Baumgruppen unterbrochen, in der Sonne leuchten. Allein eine Wanderung die Kloofroad hinauf, zwischen dem Löwenkopf zur Rechten und dem steilen Absturz des Tafelbergs zur Linken hindurch, und dann auf der anderen Seite hinab nach Campsbay und von da die herrliche Viktoriaroad über Seapoint zurück nach Kapstadt, ist etwas so unbeschreiblich Herrliches an Naturschönheit, Farben und Formen, daß man es sein ganzes Leben nicht vergißt.

Ich weiß nur eins, was sich damit vergleichen läßt und vielleicht noch einen Grad schöner ist in seiner Farbenpracht und seinem Wechsel von grandioser Felsenwildheit und paradiesischer Vegetation — das ist der Weg um die sorrentinische Halbinsel in Süditalien von Salerno über Amalfi und Positano nach Sorrent und Castellamare. Auch jetzt wieder, während ich die einzigschönen Blicke auf die Tafelbai mit dem Häusermeer tief unten und auf der anderen Seite nach der Bucht von Campsbay mit

den „zwölf Aposteln“*) genoß, mußte ich unwillkürlich an meine Wanderung an jener südlichen Halbinsel denken, die ich vor bald fünfundzwanzig Jahren gemacht, und immer wieder klang es in meiner Seele: Herr Gott, wie schön ist deine Welt! —

Und wie wundervoll ist auch ein Spaziergang dieselbe Kloofroad hinauf und beim „Neck“ rechts abbiegend unter dem steilen Felskegel des Löwenkopfs entlang über den Rücken des Signalhügels, besonders des Abends, wenn Tafelberg und Deavilspeak in purpurner Glut in den goldiggrünen Himmel aufragen, während drüben die Sonne über dem Meer versinkt und eine funkelnde goldene Straße zu uns herüber baut. — Und wenn dann drunten die große Stadt allmählich in grauviolettem Dunst verschwindet, bis bald hier bald da ein elektrisches Licht aufblitzt, dann immer mehr, daß das Gefunkel dort unten mit dem hoch darüber zu wetteifern scheint, während von Robben Island herüber das wechselnde Licht des Leuchtturms durch die Dunkelheit dringt, das ist wieder ein Bild von so eigenartigem Zauber, daß es einem unauslöschlich in der Erinnerung bleibt.

Oder ein Gang in den Nachmittagsstunden durch den schönen botanischen Garten und eine der herrlichen Pinienalleen in der Nähe der großen Wasserwerke, wie viel Reize bietet er dem Auge! — Man wandelt da wie durch eine Säulengalerie — so dicht stehen die Stämme — oder auch wie durch das weite hohe Schiff eines gothischen Domes, indem über uns die weitästigen Kronen dieser alten Pinien ein natürliches vielgeripptes spitzbogiges Dach bilden, dessen zarte durchbrochene Ornamentik sich fast schwarz gegen den leuchtend blauen Himmel darüber abhebt und im Verein mit dem grellen Sonnenlicht auf dem Weg die wunderbarsten Schattenfiguren und Lichtreflexe hervorruft, so daß es ist, als schritte man über einen in Schwarz und Gold gehaltenen Mosaikfußboden. —

Ja, immer wieder tut sie es mir an und fesselt mich in ihren Bann, die weiße Stadt an der Tafelbai mit ihrer unvergleichlichen Lage und den wechselnden Reizen ihrer Naturschönheiten, und ich kann es wohl verstehen, wie reiche Engländer sich gern hier niederlassen oder sich doch an diesem herrlichen Gestade eine Villa bauen, um da, dem nordischen Winter entfliehend, ein paar wonnige Sommermonate zu verleben. —

---

*) Den zackigen Ausläufern des Tafelberges nach Süden zu.

Der Südost in Kapstadt

Freilich, wenn, wie so oft grade im Sommer, der Südost über die Felsensteine des Tafelbergs herunterfegt und tagelang sein weißes oder schwarzes „Tafeltuch" über ihn herabhängen läßt, dann weiß man sich vor seiner Gewalt in den Straßen oft kaum zu lassen, hat er doch sogar schon Häuser abgedeckt, große Bäume entwurzelt, Cabs und selbst Tramwagen umgeworfen. Und man spürt ihn fast überall und ist nirgends vor seiner Tücke sicher, indem er einem plötzlich eine dichte Wolke Straßenstaub untermischt mit scharfen kleinen Steinchen ins Gesicht wirft, daß es ordentlich schmerzt, oder eine weggeworfene Zeitung, daß man für Augenblicke gar nichts sieht, wenn er nicht gar Dachziegel oder andere nette Gegenstände von oben auf einen herabpoltern läßt, nicht zu reden von all den umgedrehten Regenschirmen und davonfliegenden Hüten, die er auf dem Gewissen hat. — Aber man gewöhnt sich auch daran und genießt dann um so mehr die Tage, wo er einen in Ruhe läßt. —

Daß sich angesichts all dieser Reize, die Kapstadt — seinen Südost ausgenommen — bietet, die neue Unionsregierung in dem verhältnismäßig kleinstädtischen und an Naturschönheiten weit dahinter zurückstehenden Pretoria niederläßt, ist entschieden ein Opfer, das sie bringt, das aber wohl aus politischen Rücksichten notwendig war. — Kapstadt selbst wird in geschäftlicher und gesellschaftlicher Beziehung manche Einbuße dadurch haben, siedelt doch ein großer Teil des Beamtenstandes nun ebenfalls nach Pretoria über, und der überseeische Handel wird mehr noch als bisher über Pt. Durban gehen. Und doch wird Kapstadt, was seine Lage und sein gesundes Klima betrifft, immer die Perle Südafrikas bleiben. —

8. Juni. Vor ein paar Tagen von Kapstadt zurück — ohne unser Kind. Das schwimmt dort draußen auf dem weiten Meer, und jeden Tag, jede Stunde wird der Zwischenraum größer zwischen ihm und uns. — — Gott führe es sicher ans Ziel. —

Das Herz bleibt unruhvoll, bis man die Nachricht von der Ankunft des Schiffes erhalten hat. Und dann? — Wird es je wieder ganz ruhig? — — —

Wie fehlten uns heut am Geburtstagstisch unsre beiden Mädel! — Es war sonst alles wie immer. Der Kuchen war gut geraten und fand allseitigen Beifall, während am Tauftag unsers Stamm-

Der verhängnisvolle Apfelkuchen

halters — ach, ich kann's nicht lassen, obgleich es schon drei Jahre her ist, ich muß doch wieder dein gedenken, du herrlichster und verhängnisvollster aller Apfelkuchen, der je aus unsrer Küche hervorgegangen! Es lachte einem das Herz im Leibe, und das Wasser lief einem im Munde zusammen, wenn man dich sah, wie du da mitten auf der Festtafel prangtest! — Aber dann, als einer nach dem andern der lieben Gäste, kaum, daß er ahnungslos in sein Stück hineingebissen, es mit süßsaurer Miene wieder auf seinen Teller legte, während ein paar Beherzte sich verzweifelt mühten, es wieder und wieder mit ihm zu versuchen, bis auch sie es aufgaben, und am Ende einer schüchtern sich die Bemerkung erlaubte, es müsse mit dem Kuchen irgend etwas nicht in Richtigkeit sein — und wie wir uns gegenseitig einen langen und entsetzten Blick zuwarfen, meine bessere Hälfte und ich, als auch wir besagten Kuchen gekostet hatten. — Nie werde ich diese Augenblicke peinlichster und beängstigendster Ungewißheit vergessen. — Wie, wenn wir uns alle vergiftet hätten! Es wäre ja nicht auszudenken, das Elend, die Verantwortung! — Wie atmeten wir erlöst auf, als sich dann, nach näherer Untersuchung als des Rätsels Lösung herausstellte, daß durch eine Tücke des Schicksals für diesen Kuchen statt der Düte mit Öttkers Backpulver die mit Konservierungssalizil in gleicher Packung genommen worden war. — Nun war wenigstens die Möglichkeit einer „fahrlässigen Tötung" ausgeschlossen, und auch sämtliche Festgenossen atmeten sichtlich erleichtert auf ob dieser erlösenden Bekanntmachung.

Zum Glück gab es noch genügend anderen Kuchen, dem nun dankbar zugesprochen wurde, wobei man nicht verfehlte, das Herz der gebeugten Hausfrau durch anerkennende Worte ob der Güte des Gebotenen zu trösten. Aber der Salizilunglücksapfelkuchen hat noch lange seinen Schatten beschämend und erheiternd zugleich auf unsern Weg geworfen. —

Früh und abends ist es jetzt recht empfindlich kalt, so daß wir heizen müssen. Mächtige Eichenblöcke glühen dann im Kamin. Es sieht behaglich aus und ist es auch, wenn man sich nahe davor setzt und bald die Vorder- bald die Achterseite seines äußeren Menschen dem Feuer zukehrt, aber es macht das Zimmer doch nicht so gleichmäßig warm wie ein solider Kachelofen. —

20. Juni. Nach einer Reihe kalter Tage, die uns schon Reif

gebracht, weht heut plötzlich wieder der heiße Kalahariwind. Wir werden also Regen bekommen. —

Letzte Woche habe ich die Saatbeete für den Sommer hergerichtet, und, kaum daß die kleinen Pflänzchen auf der Oberfläche erschienen sind, kommt richtig wieder so ein frecher kleiner „Kruipmoll" (Kriechmaulwurf) und zieht dicht darunter kreuz und quer seine Gänge. — Jeden Morgen muß man sie vorsichtig mit der Hand wieder eindrücken und Wasser darauf gießen, damit die armen Pflänzlein wieder Wurzel fassen können. Es gibt einen beständigen Kampf mit diesem unterirdischen Gesindel, bis es endlich einmal in die Falle gegangen ist. —

Schuleramen

Neulich hielten wir — seit vielen Jahren einmal wieder — ein öffentliches Schuleramen in der Kirche. Man sollte das jedes Jahr tun, denn es ist ein gutes Mittel, das Interesse der Eltern und Gemeinde an der Schule zu wecken, ihr neue Kinder zuzuführen, und den Lehrern sind sie ein Ansporn zu neuem Eifer. Die ganze Sache ist freilich mehr oder weniger ein wohl geübter Drill und eine Schaustellung, während die eigentlichen Prüfungen, nach denen die Versetzungen vorgenommen werden, vor dem staatlichen Schulinspektor stattfinden, der zu dem Zweck einmal im Jahr jede Missionsschule besucht und wohl auch gelegentlich dazwischen unerwartet erscheint. Er sendet dann jedesmal hinterher einen ausführlichen Bericht an den Missionar, dem die Schule untersteht oder richtiger, der die Korrespondenz in Sachen der Schule mit der Regierung führt, denn letztere sieht als verantwortlichen Leiter eigentlich nur den ersten Lehrer an.

Sturm

23. Juni. Nachts raste ein fürchterlicher Sturm, dem Fluten von Regen folgten. Das Unwetter hat wieder viel Schaden getan in Dorf, Busch und Gärten. Eine Anzahl Bäume sind entwurzelt, u. a. die drei Fuß dicke Föhre an der Brücke zum Gottesacker. Zum Glück fiel sie so, daß sie nur einen Teil des Geländers entzweischlug. Auch in unserm Garten sind mehrere Bäume arg beschädigt und eine Menge Kohlpflanzen aus dem Boden gerissen. — Es stürmt und regnet den ganzen Tag, sodaß der für heut angesagte Wykgottesdienst ausfallen mußte. Die Gärten der Leute in der Vley sollen arg verspühlt sein. Das gibt wieder mühevolle Arbeit für die Betroffenen. —

28. Juni. Endlich wieder Sonnenschein und blauer Himmel. — Laut Telegramm ist der „Feldmarschall" am 25. Juni glücklich

in Hamburg angekommen. „Alle Reisenden wohl." — Gott sei Dank! So werden sich wohl heut oder morgen die beiden Schwestern wiedersehen. Das wird eine Freude sein! — Wie oft eilen unsre Gedanken übers Meer! — — —

Viel Krankheit in der Gemeinde

5. Juli. Es herrscht wieder viel Krankheit in der Gemeinde. Unser braver Kirchendiener Saul Pick, zugleich Verkäufer im Missionswinkel, ist schon zwei Monate recht elend. Der Doktor fürchtet, daß er den Magenkrebs hat. Der Ärmste! Seine Frau starb auch daran. Da wird er sich wohl den Keim geholt haben. Noch ahnt er nichts davon. — Es wäre jammerschade, wenn wir ihn verlören, denn er ist eine treue Seele!

Eine liebe Alte

Am Nachmittag war ich drüben in der Bergstraße bei der alten Benigna Jochem! Wie sauber ist es immer in ihrem winzig kleinen Häuschen, das nur zwei Räume enthält! Auch sie ist schon lange leidend, aber was für eine gereifte Christin ist sie doch! Die lebt in Gott und seinem Wort. Und wie freut sie sich immer und schätzt es sich, wenn einer von uns zu ihr kommt, ihr etwas aus der Bibel vorliest und mit ihr betet! Wie fleißig benutzt sie daneben ihre Losung, das Gesangbuch und das Büchlein mit den Betrachtungen über das heilige Abendmahl! Wie dankbar spricht sie sich auch über den Segen aus, den sie durch frühere Leeraars empfangen habe! — Ein Besuch bei ihr ist immer eine Glaubensstärkung. Und wie nötig hat man die! — Aber es gibt Gott sei Dank noch manche in der Gemeinde wie sie, mit denen zu reden eine Freude und Erquickung ist. —

Ein Abendmahlssonntag

10. Juli. Abendmahlssonntag. Die Predigt vereinte uns um Joh. 6. 51. Dann Krankenkommunion bei Saul Pick. Der wird wohl auch nicht mehr von dem Lager aufstehen, auf dem er jetzt liegt.

Um zwei Uhr die gleiche Feier bei dem alten Nathan April, ebenfalls einem früheren Kirchendiener. Auch er schickt sich an, die letzte Reise zu tun. Er kann kaum mehr sprechen und ist sehr schwach. Eine ganze Anzahl Frauen war gekommen, um beim Gesang zu helfen. —

Um fünf Uhr war wie gewöhnlich das große Abendmahl für die Gemeinde.

Wie stimmungsvoll ist doch immer wieder diese Feier, die ganz nach dem Ritus der Brüdergemeine gehalten wird! Die amtieren-

den Missionare tragen wie die Prediger in den heimischen Gemeinden bei dieser Gelegenheit wie bei allen sakramentalen Handlungen einen weißen Talar. Auch der Liturgustisch, auf dem der Wein und die Kelche stehen, ist weißbekleidet mit einem breiten roten Band als Borte an seinem oberen Rand. — In unsern Missionsgemeinden beteiligen sich auch die Frauen der Missionare, ebenfalls weiß gekleidet, als „Akoluthinen" beim Austeilen des Brodes (Oblaten) und beim Herumreichen des Kelches. Bei ersterem tragen sie die Patene und reichen dem Missionar das Brod, der es bricht und einem Jeden sein Stück in die Hand legt. Die Gemeindeglieder bleiben an ihren Plätzen, nur die Bankreihe, an die das Brod oder der Kelch gelangt, empfängt beides stehend.

Während der ganzen Feier wird gesungen. Nach dem Genuß des Brodes, der erst auf die Aufforderung: „Nehmet, esset! Es ist der Leib unsers Herrn Jesu Christi, für uns in den Tod gegeben!" — gemeinsam erfolgt, kniet die Gemeinde nieder, und die Orgel intoniert leise:

Heiliger Herre Gott!
Heiliger, starker Gott!
Heiliger, barmherziger Heiland!

Dann singt der leitende Liturg: Du ewiger Gott! worauf die Gemeinde fortfährt: Laß uns nicht entfallen unsern Trost aus deinem Tod! Kyrie eleison! —

Am Eingang und Schluß reicht man sich unter dem Gesang eines passenden Verses die Hand zum Zeichen der Verbundenheit und als Gelöbnis der Treue gegen den Herrn. Nach oder vor der Doxologie am Schluß singt der Liturg: „So oft ihr von diesem Brode esset und von diesem Kelche trinket, sollt ihr des Herren Tod verkünden, bis daß er kommt", und die Gemeinde antwortet darauf im Jubelton:

Zu dem großen Abendmahl
Da ihn im Vollendungssaal
Seine Braut von nahem schaut —
Komm, Herr Jesu! ruft die Braut.

Der alt- oder neutestamentliche Segen beschließt die Feier. — Wie die Gemeinde beim Eintritt des die Hostie tragenden Missionars und der Diakonen aufstand, so wartet sie auch am Schluß stehend, bis jene wieder den Saal verlassen haben. —

Und wie ernst nehmen es unsre braunen Leute mit dieser Feier!

Ich glaube, selten wird es jemand wagen, daran teilzunehmen, der noch eine geheime Schuld auf dem Gewissen hat, oder der sich mit einem andern entzweit hat, und es ist noch nicht zu einer Versöhnung gekommen. Das Abendmahl ist ihnen doch etwas Heiliges, bei dem sie sich der Nähe Gottes in besonderem Maße bewußt sind. Das zeigt sich auch in der stillen, würdigen Haltung, die die Gemeinde dabei bewahrt. Bleibt einer länger vom Abendmahl fern, so ist das in der Regel ein Zeichen, daß das Thermometer seines Christenlebens gesunken ist, und ist sein Herz noch nicht ganz verhärtet, so läßt es ihm keine Ruhe, bis er wieder seinen Platz in der Abendmahlsgemeinde eingenommen hat. Das hat mir mehr als einer bezeugt, und es war mir immer ein Beweis der stillen und verborgenen Zugkraft Jesu, wie sie sich grade im heiligen Abendmahl auswirkt. —

22. Juli. Unser erster Lehrer Frederik Balie war in diesen Tagen recht krank an Lungenentzündung. Aber es scheint sich nun zum Besseren zu wenden. Wir hätten ihn alle ungern verloren. Als ich ihn gestern nach überstandener Krisis sah, war er noch sehr matt. Aber er strahlte doch übers ganze Gesicht, als er mich erkannte, und versuchte nach alter Gewohnheit selbst im Bett einen Kratzfuß zu machen. — Was für ein lieber, ehrlicher Mensch! —

Unser „Kuhohm" und seine Schutzbefohlenen

Auch unser „Kuhohm", Titus Galant mit Namen, oder schlechthin „Ohm Tita" wie ihn die Kinder nennen, ist ein braver Kerl. Nur könnte er manchmal etwas besser auf seine Kühe aufpassen. Machen sie da neulich, während er noch irgendwo im Hintergrund war, unserm Wäschplatz einen Besuch und fangen höchst ungeniert und behaglich an, die Wäsche abzufressen, die dort aufgehängt war. Zum Glück kamen wir noch grade zurecht, um größeres Unheil zu verhüten. Aber eine Schürze ist doch dem Hunger eines der Vierbeiner zum Opfer gefallen. Die dicke „Bunte" kaute grade in größter Seelenruhe daran. Es war nichts mehr von ihr zu retten, denn ihre beiden Bänder, die noch eben zum Maul heraushingen, verschwanden endgiltig darin, ehe wir sie fassen konnten. — Daß es Schürzen fressende Kühe gibt, hätte ich mir früher auch nicht träumen lassen. Aber was ist in Afrika nicht alles möglich!

Natürlich erhielt „Ohm Tita" die verdiente Kopfwäsche. Er grinste aber nur dazu und ließ sich nicht im Geringsten aus seiner

Ruhe bringen. — Zur Versöhnung brachte er später der Jufvrouw einen großen Strauß Bergblumen von der Weide mit. Im Übrigen fehlt aber doch noch viel, daß er seinen schönen Namen Galant auch immer in die Tat umsetzte. Aber die Kinder hängen an ihm, weil er immer freundlich zu ihnen ist und gern einen Spaß macht. —

Die Orangen reifen und die Nartjes (Mandarinen) und Gujavas.*) Was könnte man aus all den Früchten in Europa für Geld herausschlagen. Hier verkauft man sie für einen Spottpreis, wenn man sie nicht selber ißt.

Das siebente Gebot

Kürzlich hat ein Mann aus der Gemeinde bei einem Bauern ein Schaf gestohlen, der es eigentlich nicht nötig gehabt hätte, denn sein Vater hat selber eine stattliche Herde. Solch Diebstahl wird hierzulande mit wenigstens einem Jahr Gefängnis und einer Tracht Prügel bestraft, wenn es ein Farbiger oder Eingeborener ist. In Rücksicht auf seinen alten ehrenwerten Vater und auf sein sonstiges gutes Betragen ist der Dieb mit nur sechs Monaten weggekommen. — Immerhin ist solcher Diebstahl etwas Seltenes.

Viel weniger genau nehmen es unsere Leute unter einander mit dem siebenten Gebot, besonders was das Stehlen von Früchten und Gemüse aus den Gärten betrifft. Sie nennen das dann „Fatten" (Fassen), was nach ihrer Auslegung nicht dasselbe ist wie Stehlen. Die Missionsgärten werden indessen von fast allen respektiert; doch ist es schon gelegentlich vorgekommen, daß halbwüchsige Burschen sich an die Melonen machten, mit dem Taschenmesser eine Kostprobe herausschnitten, und wenn sie reif waren, sie mitgehen hießen, andernfalls das betreffende Stück wieder sorgfältig einsetzten, damit man den Schaden nicht merke, was natürlich zur Folge hatte, daß die betreffenden Melonen bald verfaulten. Nie habe ich es bisher erlebt, daß einem von uns Missionaren Geld gestohlen worden wäre, oder daß man einen Einbruch in unsre Privatwohnung versucht hätte. Wir können getrost die ganze Nacht die Fenster offen lassen, ohne dergleichen befürchten zu müssen.

Natürlich gibt es wie überall auch hier einige notorische Diebe, die das Stehlen nicht lassen können. Sie haben es hauptsächlich

*) Früchte in der Größe eines kleinen Apfels von Erdbeergeschmack mit einer Beimischung von Terpentin.

auf Hühner und Schweine abgesehen und verstehen es, so raffiniert schlau dabei vorzugehen, daß man sie selten packen kann. Will z. B. so ein Liebhaber von Schweinefleisch sich auf billige Weise in den Besitz eines fremden Borstenträgers bringen, so schleicht er sich nächtlicher Weile an die betreffende Varkhoek (Schweinestall) heran und hält dem behaglich schnarchenden und nichts ahnenden Säulein so lange qualmende Schwefelhölzer unter den Rüssel, bis es völlig chloroformiert ist, wobei es selten einen Laut von sich gibt. Dann wird es geschwind in den bereitgehaltenen Sack spediert und sofort hinaus aufs Feld oder die Vlakte (Ebene am Zonderendfluß) getragen, dort regelrecht abgeschlachtet, zerlegt, eingesalzen und in bereitgehaltenen Töpfen wohl verschlossen in die Erde gegraben, so, daß kein andrer es findet. Aus dieser geheimen Vorratskammer holt sich dann später der Betreffende je nach Bedarf ein saftiges Stück, um sich daheim in aller Ruhe daran gütlich zu tun. — So hat mir einer berichtet, der einmal der Sache auf die Spur gekommen war, ohne jedoch den Täter gefaßt zu haben. Wer der Hauptsünder in der Richtung ist, weiß übrigens die ganze Gemeinde. Aber — wie gesagt, man kann ihn nicht fassen und fürchtet sich auch wohl, mit ihm anzubinden.

Der „wilde Jäger"

Der „wilde Jäger", wie wir den langen Thomas Absalom drüben in Koornlandskloof getauft haben, schweift jetzt wieder Tage lang mit der Büchse in den Bergen umher, von wo er manches Wildbret heimbringt und mitunter auch den Honig von wilden Bienen. Ich habe ihm auch schon gelegentlich eine Rehkeule abgekauft, nach dem ich mich überzeugt, daß er einen Jagdschein hatte, wobei ich ihm im Stillen verzieh, daß er auf Missionsrevier gepirscht hatte. Aber wie sollte man sonst einmal zu einem Rehbraten kommen, da man selber nicht Zeit hat, das edele Waidwerk auszuüben. Mich wundert nur, daß nicht noch mehr es ihm nachtun. Aber schließlich ist der Reichtum an schmackhaftem Wild nicht so groß in unsern Bergen. Außer den wilden „Böcken" ist der fette Klippdachs noch ein von vielen begehrter Leckerbissen. Die Paviane dagegen, deren es ja genug gibt, verschmäht auch der Letzte, was ich ihm nicht verdenken kann. Sehr beliebt sind auch die Schildkröten, die aber mehr in der Ebene, besonders nach der Seeseite zu, vorkommen. —

Die Mandelbäume blühen und die Eichen fangen wieder an, auszuschlagen. So geht es doch allmählich auf den Frühling zu. —

Das schwarze Stintje und andere Ajas

31. Juli. Unser schwarzes Stintje (Abkürzung von Ernstine), die wir jetzt als Aja im Haus haben, muß ich doch auch auf diesen Blättern verewigen. Das verdient sie. Sie ist ein echtes Naturkind mit allen Vorzügen und Fehlern eines solchen. Zu ersteren gehört, daß sie noch nicht so eingebildet und anspruchsvoll ist wie viele junge Mädchen, die schon in der Stadt gedient haben und auf der Höhe der Zivilisation zu stehen glauben. Auch daß sie grundehrlich ist und niemals frech wird, wenn man ihr etwas sagt, sind schätzenswerte Züge, die bei jenen keineswegs immer zu finden sind. — Zu letzteren — den Fehlern — rechne ich ein bedeutendes Quantum jener Geisteseigenschaft, gegen die bekanntlich Götter selbst vergeblich kämpfen, sowie eine unübertroffene Tölpelichkeit, der unzählige Tassen, Teller und Schüsseln zum Opfer fallen, sodaß kaum ein Tag vorübergeht, an dem nicht wenigstens einmal jenes bekannte klirrende Geräusch zu hören ist, das unser Ohr so schmerzlich berührt und sämtlichen Hausbewohnern sagt, daß wieder etwas unwiderruflich dahin ist.

Ist unserm Stintje ein Mißgeschick passiert, so bietet sie gewöhnlich in ihrer Ratlosigkeit, wie sie da mit offenem Munde — er ist respektabel groß — und hängenden Vorderflossen dasteht, einen so komischen Anblick dar, daß man über dem Lachen zunächst ganz den Ärger vergißt, und die Strafpredigt hinterher bei weitem nicht mehr so kraftvoll ausfällt, als es nötig wäre, um ihren Zweck zu erfüllen; oder sie tut in ihrer Not sicher etwas, was den Schaden nur noch größer macht, wie damals, als sie — wir hatten grade Gäste zu Tisch — die schönen Frikadellen, die sie auf die Tafel bringen sollte, alle bis auf die letzte in das volle Wasserschiff fallen ließ, und Juffrouw, ein Unheil ahnend, weil sie nicht erschien, und hinaus in die Küche eilend, sie fand, wie sie grad mit dem großen schwarzen Ofenhaken darin umherstocherte, um sie wieder herauszufischen. Auch mit einer Schafskeule hat sie es früher schon einmal ebenso gemacht, und ein andermal beim Aufwarten hat sie sich mit einer großen Schüssel Kartoffeln platt vor den Gästen auf den Boden gelegt.

Daß sie am Anfang ihrer ruhmvollen Tätigkeit eines Abends unsre sämtlichen Schuhe mit Wasserblei — womit der eiserne Küchenherd eingerieben und glänzend gemacht wird — statt mit Stiefelwichse bearbeitete, so daß sie am Morgen wie die Stahl-

schuhe einer alten Ritterrüstung funkelten, während ihre Augen ebenso vor Stolz über ihr Werk glänzten, ist noch einer ihrer harmlosesten Streiche. Weniger erfreulich war es schon, als wir sie dabei ertappten, wie sie mit dem nassen Scheuerlappen das Klavier reinigte und eben im Begriff war, ihn auch über den Tasten auszudrücken. Es hatte nur gefehlt, daß sie auch noch Sand dazu genommen hätte.

Immerhin, was sich unser Stintje auch an solchen und ähnlichen „Taten" bisher geleistet hat, sie ist doch wie gesagt ehrlich, und das soll ihr hoch angerechnet werden. Ja sie erscheint mir gradezu engelhaft, trotz ihres schwärzlichen Aussehens, wenn ich dagegen an unsere erste Aja in unserer früheren Gemeinde denke, deren Naschsucht und Nichtachtung fremden Eigentums nur noch durch ihre Lügenhaftigkeit überboten wurde, log sie doch einmal in ihrer naiven Unverfrorenheit frisch darauf los, sie habe die Schokoladenspeise nicht mit einem Finger berührt, die in der Speisekammer stand, während doch ihre weiße Bluse von oben bis unten mit dem Corpus delikti gezeichnet war wie die Wäsche, über die Hans Huckebein, der Unglücksrabe, mit seinen Blaubeerfüßen gelaufen war. Mir läuft noch heut eine Gänsehaut über den Rücken, wenn ich mir vorstelle, in wieviel Schüsseln und Töpfe sie erst mit ihrem braunen Finger gefahren ist, um ihn dann durch den Mund zu ziehen, ehe ihr Inhalt auf den Tisch kam, oder wenn ich daran denke, wie sie gelegentlich eins unserer reinen Taschentücher benützte, offenbar um sich in der Kunst zu üben, zu deren Zweck man sie besitzt, und es nach reichlichem Gebrauch wieder schön zusammengefaltet an seinen Platz legte. Daß sie sich, wo es ging, mit der Eau de Colognefläsche so ausgiebig bediente, daß sie sich schon auf zehn Schritt Entfernung verriet, sei ihr trotz alles Ableugnens verziehen, denn sie hatte sonst leider jenen undefinierbaren penetranten Duft an sich, der manchen Farbigen aber in viel höherem Maß noch den Negerrassen eigen ist, und der mit keiner Seife fortzubringen ist und eine europäische Nase ungefähr ebenso anmutet wie der bekannte Geruch, der einem entgegen schlägt, sobald man eine Menagerie betritt. — Damit stimmt auch auffallend überein das Urteil, das einmal eins unsrer Kinder fällte, als es der Nachbaraja, deren Parfüm fast noch das der erwähnten an Stärke und Güte übertrifft, in ihrer Stube einen Besuch gemacht hatte. „Mutti", sagte es mit einem Gesicht, auf dem Interesse und Abscheu unnachahm-

lich gemischt war, „in Asja Karlintjes Kammer hat's grade so gerochen, als ob eben ein Löwe da gewesen wäre." Komisch, es hatte noch nie einen Löwen gesehen und gerochen, und doch hätte es kaum einen passenderen Vergleich machen können. —

Ja ja, man muß sich an mancherlei Gerüche gewöhnen, wenn man in Afrika lebt, und die wenigsten davon kann man lieblich nennen. — Aber schließlich, was das Menschenparfüm betrifft, so mag es schon wahr sein, was erfahrene Weltreisende behaupten, daß auch wir Europäer trotz aller Reinlichkeit andern Völkern mitunter nicht weniger auf die Geruchsnerven fallen. —

Ärztliche Tätigkeit

11. August. Vor ein paar Tagen ist ein dreizehnjähriges Schulmädchen beim Herunterschütteln von Tannzapfen — Bolletjes nennen sie die Leute — vom Baum heruntergefallen, wobei es sich an einem Ast den Leib quer über aufgerissen hat. Da wenigstens vier Stunden vergangen wären, ehe der Doktor von Caledon hätte zur Stelle sein können, und man nicht so lange warten durfte, hat Kollege S. . . . . die Wunde gereinigt und zugenäht, natürlich ohne Chloroform geben zu können. Das Mädchen hielt tapfer aus, und es scheint, sie kommt durch. —

Das sagte mir wieder, wie unbedingt nötig es für einen Missionar ist, sich neben der medizinischen auch eine gute chirurgische Kenntnis und Geschicklichkeit anzueignen, wozu ein Samariterkursus allein nicht genügt, denn in den meisten Fällen wohnt der Arzt weit entfernt von der Station, oder es ist überhaupt keiner zu erreichen. Und wie häufig kommen Unglücksfälle vor, oder ist sonst eine schnelle operative Hilfe nötig, die keinen Aufschub duldet. Ich habe oft meinen Kollegen um seine Kenntnisse und sein Geschick beneidet und bin ihm auch für seine Hilfe in mehr als einem Fall zu persönlichem Dank verpflichtet. Auch die Leute haben großes Vertrauen zu seiner Erfahrung und Kunst und gehen gewöhnlich erst zu ihm, ehe sie die hohen Kosten für einen Doktorbesuch zahlen, die im besonderen Fall drei bis vier Pfund betragen können, während eine Konsultation bei der periodischen Anwesenheit des Arztes in Gnadental nur zwei bis fünf Schilling kostet. Darum läßt man ihn außer der Zeit gewöhnlich nur im höchsten Notfall rufen. —

Unser gegenwärtiger Arzt ist zum Glück verständig genug, die helfende Tätigkeit des Kollegen zu dulden, ja er nimmt ihn gern mit zu den Kranken, wenn er sie besucht, und zeigt ihm, wie

er dies und das zu machen habe. Er ist ein tüchtiger Arzt, jüdischer Abstammung, und trägt den schönen Namen „Rosenzweig." Da die Leute das Wort „Zweig" nicht aussprechen können, nennen sie ihn schlechthin „Rozenzwyn", zu deutsch „Rosenschwein", was aber keineswegs eine Beleidigung bedeuten soll. — Auch sonst leisten sie Großes im Namenverdrehen. — Sie haben den Doktor sehr gern, da er bei aller Bestimmtheit doch freundlich zu ihnen ist und ein gutes Herz hat, drückt er doch gelegentlich ein Auge zu, wenn es sich um die Rechnung handelt, und man kann nicht gleich bezahlen. Zuweilen läßt er wohl auch noch einen Schilling auf dem Tisch zurück, wo große Armut ist. — Mit Kindern hat er immer seinen Spaß. —

Für Juden gehalten

Da die vielen Deutsch sprechenden Händler, die im Land umherreisen, zumeist dem Volk Israel angehören, werden wir Missionare von Bauern, die uns nicht näher kennen, auch zuweilen für Juden gehalten, hat mich doch einmal ein solcher nach einer holländischen Predigt, die ich in einer Burenkirche hielt, direkt gefragt, ob ich nicht ein getaufter Jude sei. Wahrscheinlich hatte er aus meinem Holländisch noch etwas von deutschem Accent herausgehört, oder sonst wie vernommen, daß ich aus Deutschland sei, denn mein Äußeres kann ihm unmöglich zu solcher Vermutung Anlaß gegeben haben. — Ein andermal erhielt ich einen Brief, es handelte sich wieder um eine Dienstbotenvermittelung — mit der Anschrift: „To the president of the Hebrew congregation at Genadendal." Ich konnte mir selbstverständlich die kleine Boßheit nicht versagen, ihn dem Kollegen im Handelsdienst zu gefälliger Erledigung zu übermitteln. —

Katechismuspredigt

Letzten Sonntag abend hielt ich, wie jetzt regelmäßig einmal im Monat, eine Katechismuspredigt, wobei ich zunächst die zehn Gebote durchnehme. Sie war recht gut besucht. Ich sehe immer wieder — durch die Erfahrungen bei der Seelsorge — wie nötig es ist, diesem Volk neben dem Evangelium auch das Gesetz zu predigen, denn nur zu viele haben die Tendenz, sich aus dem Evangelium von der freien Gnade ein bequemes Ruhekissen zu machen. Das müssen wir ihnen immer wieder wegziehen, grade so wie uns selbst, wenn wir in Gefahr sind, uns darauf niederzulegen. —

In Vorstekraal

12. August. Nachmittags war ich wieder einmal in Vorstekraal bei dem kranken David

Ein Brautpaar mit Strooimeisjes und Strooijonkers

Börea, Kirche und Missionshaus. Blick nach Osten auf den Gnadentaler Berg

Abrahams. Er ist nahezu 84 Jahre alt. Im Haus sah es recht öde aus. Eine Menge großer und kleiner Meerschweinchen liefen quiekend von einer Kammer in die andere, daß ich beinahe über sie stolperte. — Ich hätte den Alten gern dazu gebracht, mir etwas aus seinem Leben zu erzählen. Er war aber schon zu stumpf dazu. — Ich erzählte ihm stattdessen die Geschichte vom verlorenen Sohn — recht platt, daß er sie verstehen konnte. Er kannte sie noch nicht oder hatte sie wieder vergessen. Zum Schluß betete ich noch mit ihm. Er schien dankbar dafür zu sein.

1. Oktober. Was sind das jetzt für herrliche Frühlingstage! Solche Sonne, solchen Himmel gibt es doch nicht daheim im Vaterland. Der Wald blüht wieder. Überall steigen gelbe Rauchwolken von ihm auf. —

Ameisenplage

In unsrer Küche hatten wir heut einen solchen Überfall von Ameisen, daß wir uns kaum vor ihnen retten konnten. Es war Schwarmzeit. Zu Tausenden und Abertausenden kamen sie aus allen Dielenritzen und Wandfugen hervor, flogen und krochen umher, daß nichts vor ihnen sicher war und es ganz unmöglich war, das Mittagessen zu kochen. Stellenweis hingen sie in dicken Klumpen an der Mauer, daß man sie mit einem Messer in einen darunter gehaltenen Topf abstreichen konnte. Wir hatten schon eine Unmenge dieser Plagegeister vernichtet, aber es nahm kein Ende. Es schien nur immer noch mehr zu werden. Da ließen wir kurz entschlossen die Diele aufbrechen. Nun kamen wir erst an das Nest. Wir haben die Ameisen samt ihren Eiern buchstäblich eimerweise herausgeholt und verbrannt. Dann, nachdem der letzte Rest vernichtet, haben wir alles mit Karbolineum übergossen, neue Balken und Dielen eingesetzt und die Ritzen an der Wand mit Cement verstrichen. Das alte Balkenwerk war vollständig zerfressen. — Es war wie eine Schlacht. Nun wird hoffentlich die Plage aufhören. —

Die Masern sind im Dorf

Im Dorf sind die Masern. Viele Kinder sind krank, einige schon gestorben. — Um die Masern herauszutreiben, geben ihnen die Mütter mit Vorliebe „Bockkorreltjes“ (Ziegenmist) mit Wasser gekocht zu trinken. Es soll sehr wirksam sein, ob schmackhaft, kann ich nicht sagen, und — kostet nichts, denn diesen „Tee“ findet man überall auf der Straße und in jedem Kraal. —

Readmission auf dem Sterbebett

Gestern früh readmittierte ich auf dem Sterbebett die Char-

lotte G. . . . in der Driestuiverstraße. Sie gehörte zur Abendmahlsgemeinde und hatte bis vor einem halben Jahr in wilder Ehe gelebt. Die Krankheit — auch wieder Krebs — scheint ihr wirklich zur Sündenerkenntnis und innerer Umkehr gedient zu haben. Angesichts ihres reumütigen Bekenntnisses und ihrer Bitte konnte ich nicht anders handeln. Der Kirchenrat stimmte nachträglich zu. — Möchte sie nun vollen Frieden finden. Wie schön ist es doch, ein verirrtes Schaf wieder dem guten Hirten zuführen zu können! — Könnte man's mit all den „afgedwaalden" Schafen und Böcken auf einmal tun — es gäbe eine stattliche Herde! —

Eine sonderbare Jubilarin

3. Oktober. Betje Klaas! Wenn man den Namen hört, weiß man nicht, ob man lachen oder weinen soll. Man möchte beides zu gleicher Zeit tun. Sie ist die würdige Ehegattin von Herman Klaas in der Klipperstraße und ihr Haus der Mittelpunkt aller weltlichen Vergnügungen, wo das junge Volk zu Tanz und Trank zusammen kommt. Seit einiger Zeit sind beide deswegen unter Kirchenzucht gestellt worden, weil alles Ermahnen nichts helfen wollte. —

Heut früh erschien sie als Jubilarin mit zwei „strooimeisjes" (Streujungfern) bei mir, um sich ihren fünfzigsten „verjaardag" (Geburtstagsgeschenk) zu holen und sich beglückwünschen zu lassen.*) Daß sich so etwas mit der Kirchenzucht nicht vertrüge und eigentlich ein Hohn auf sie sei, der Gedanke war ihr völlig fremd. —

Ich muß gestehen, daß es mich eine ziemliche Anstrengung kostete, meine Fassung zu bewahren, als ich sie in diesem feierlichen Aufzug und mit solchem Gefolge vor mir sah. —

Man stelle sich vor: Ein weibliches Geschöpf von matronenhaftem Umfang mit einem dementsprechenden Vollmondsgesicht; um die wulstigen Lippen einen feuchtfröhlichen Zug; die kleinen begehrlichen Augen fast im Fett vergraben; sich in den Hüften wiegend, als wolle sie zum Tanz antreten; schlamperig wie ihr Leben auch ihre Kleidung; immer „jolly", wie man hier sagt, d. h. lustig oder eben feuchtfröhlich; auf ernste Anreden halb mit Salbung, Lachen antwortend; für jeden Scherz empfänglich, aber jedes ernsteren Gedankens unfähig; unwiderstehlich zum Lachen reizend,

*) Beim 50. Geburtstag ist es üblich ein Geschenk zu geben, bei der Hochzeit dagegen nicht. Beim 60. Geburtstag steht auf dem Prunktisch mitten zwischen den Kuchentellern ein solcher für die Kollekte, oder auch eine Sparbüchse, und es wird erwartet, daß jeder Gratulant etwas hinein tut — für den Kaffee und Kuchen, den er genießt.

obgleich man eigentlich weinen sollte — das ist Betje, wie sie leibt und lebt. —

Heut also, zur Feier ihres fünfzigsten Geburtstags, erschien sie im weißen Brautkleid, das entschieden auf diese Körperfülle nicht zugeschnitten war, die rundlichen Hände und Arme mit durchbrochenen weißen Handschuhen bedeckt, die ebenfalls viel zu eng waren und große Neigung zum Platzen verrieten; auf dem mit „Klapperoli" glänzend eingesalbten Haupthaar die Konfirmationshaube aus weißem Tüll; um sich herum eine Wolke von aufdringlichem Winkelparfüm verbreitend; — das schwammige Gesicht in möglichst feierliche Falten gelegt, was ihr jedoch nicht recht gelingen wollte, da jeder Muskel sagte: Jolly, Alte! Immer jolly! — Die Stimme ein wenig geistlich angeölt, in den Augen bereits eine etwas weinselige Rührung, denn natürlich hatte sie sich daheim schon gebührend zu diesem Gang gestärkt — so stand sie in voller Glorie meiner wartend vor unserm Haus, hinter ihr die beiden Brautjungfern, von oben bis unten in „Pink" gekleidet. — Es war ein Bild, wie es Oberländer nicht schöner hätte zeichnen können. — Jeder, der vorüber ging, stand natürlich still und lachte. Das genierte aber Betje nicht im Geringsten.

Und in diesem Aufzug ist sie durch das ganze Dorf gewandert, gefolgt von einer grinsenden Menge, die sich dies Schauspiel nicht entgehen lassen wollte und es mit manchem derben Witz begleitete. — Eigentlich hatte sie, wie ich zum Glück vorher hörte, die Absicht gehabt, uns Teeraars — trotz Kirchenzucht — alle zum Festkaffee einzuladen. Wir hatten ihr selbstverständlich umgehend abwinken lassen, was sie keineswegs übelnahm. —

Mir war die ganze Sache zu komödiantenhaft, um ihr, wie sie erwartete, eine lange und feierliche Ansprache zu halten. Aber ein paar ernste Worte habe ich ihr doch gesagt, so gut es ging. Mit einem Geschenk war es freilich nichts. Schließlich ging sie auch so wieder befriedigt von dannen. —

An wirkliche innere Umkehr ist wohl kaum mehr bei ihr zu denken. Der Alkohol und all die leichtsinnigen Lustbarkeiten in ihrem Hause haben jedes ernstere Gefühl in ihr ertötet. Immer jolly! Immer jolly! Das ist ihre Losung. —

Leider ist heut auch noch Public holyday — da wird es ja an Gesellschaft im Jubelhaus nicht fehlen. Und zudem lacht die Sonne so strahlend vom blauen Himmel, als wollte sie auch noch das Ihre dazu beitragen, um den Ehrentag von Betje Klaas zu verherrlichen.

Armes Weib! — Und doch, es heißt ja: Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Darum wollen wir die Hoffnung nicht aufgeben, auch wenn, menschlich geurteilt, nichts mehr zu hoffen scheint. —

Etwas später: Das ganze Dorf amüsiert sich über die „bruid" (Braut). Es heißt, sie wollten ihr auch noch einen Schleier umlegen, um dem Spaß die Krone aufzusetzen. Das Geld für diesen Festtag wird sie wohl aus ihrem heimlichen Weinverkauf herausgeschlagen haben. Wenn man sie doch einmal dabei fassen könnte! —

Das Tollste ist, daß drüben der Bläserchor von Koornlandskloof sie heut früh noch mit Chorälen zur Feier des Tages angeblasen hat. Und darunter sind ehrbare Leute, sogar einer der Lehrer und Mitglieder des Enthaltsamkeitsvereins. Daß diese Leute so wenig kirchliches Taktgefühl haben, daß sie nicht einen Augenblick an die Kirchenzucht dabei dachten und daran, daß diese Frau verbotenerweise Trank verkauft und das junge Volk zum Trank verleitet! — Oder meinten sie wirklich damit ein gutes Werk an ihr zu tun? — Ich muß mir doch den Veranstalter dieser Ovation oder wenigstens den Lehrer einmal vornehmen und ihm den Staar stechen. Freilich, ob er dadurch sehend wird, ist noch die Frage. —

Wie viele geistig nicht ganz Normale gibt es doch unter unserm braunen Volk, an deren Zustand eigene oder Väterssünde schuld ist! Ich muß dabei an „Tant' Olla" denken, wie sie die Kinder nennen, jene wunderliche Frau in Zevenfontein, die nur noch die Hälfte ihres Verstandes hat. Wo die andere Hälfte geblieben ist, kann ich nicht sagen. Sie kommt gelegentlich in wunderlichem Aufzug auf die Werft, läuft planlos umher, bleibt bald hier stehen, bald dort, singt oder murmelt unverständliche Worte, weicht einem scheu aus, wenn man ihr begegnet, oder macht eine drohende Gebärde, denn sie hat — woher, weiß ich nicht — irgend einen Groll gegen ihre Missionare, namentlich gegen jeden neu Ankommenden, erschien sie doch eines Tages bald nach unsrer Ankunft in Gnadental mit einer Schürze voll großer Steine auf der Werft, um den neuen Leeraar damit zu begrüßen, von welchem freundlichen Vorhaben sie zum Glück nach abgehalten werden konnte. Auch sonst ist sie den Erwachsenen in der Gemeinde nicht hold und läßt sie ihre Abneigung und Launen in mancherlei Weise fühlen. Dagegen hat sie eine wunderbare Vorliebe für Kinder und würde ihnen nie ein Leid antun, weshalb die Mütter ihr gern ihre Kleinen anvertrauen, wenn sie in den Busch gehen, Holz zu holen. In die Kirche kommt sie nie. —

Wieder einmal „hoher" Besuch

10. Oktober. In den letzten Tagen hatten wir wieder einmal hohen Besuch: Exzellenz Freiherr von Gayl, General der Infanterie, seinerzeit Chef des Generalstabs des Grafen Waldersee in China, und der deutsche Generalkonsul aus Kapstadt, Freiherr von Humbold-Dachröden, kaiserlicher Kammerherr etc. p. p. — Sie kamen nach brieflicher Anmeldung am Sonnabend an und blieben bis heut (Montag) früh. Da sie unsre Gäste waren, gab es für die Hausfrau genug zu tun, um die Herrschaften gebührend zu bewirten. — Sie waren die Liebenswürdigkeit selbst, und der Verkehr mit ihnen gestaltete sich bald sehr angenehm und zwanglos. —

Der General ist eine weitgereiste, weitbekannte und einflußreiche Persönlichkeit. Wie interessant wußte er von den europäischen Fürstenhöfen zu erzählen, von Kaiser Friedrich, bei dem er Leibpage war, vom alten Kaiser Wilhelm und dem Krieg von 1870, den er als neunzehnjähriger Leutnant mitgemacht, alles mit köstlichen Anekdoten gespickt, besonders wenn er auf seine Erfahrungen an den kleineren deutschen Fürstenhöfen zu sprechen kam, und auf so eine originelle, humoristische Art vorgetragen, daß man laut lachen mußte; — weiter über unsern jetzigen Kaiser und die kaiserliche Familie, über seinen Besuch beim amerikanischen Präsidenten Roosevelt, den er durch seine Schilderung der japanischen Armee und die Behauptung ihrer Unbesiegbarkeit dahin brachte, den Gedanken an einen Krieg mit Japan aufzugeben; — über seine Erfahrungen in China, Japan, Samoa und andern Ländern. Viel sprach er auch vom russisch-japanischen Krieg, von der heldenhaften Verteidigung Pt. Arthurs, von General Stössels Tüchtigkeit, von den verrotteten Zuständen in der russischen Armee und der hohen Ausbildung des japanischen Offizierchors, von der Entwicklung Chinas, unsern Kolonien, über Zeppelin und Nansen, Frauenbewegung und Stellnug der Frau in den verschiedenen Ländern, über die Missionen, die er besucht und die kolonisatorische Arbeit der Missionare u. a. m. — Hätte man alles stenographieren können, es würde ein Buch voll der interessantesten Erlebnisse und Aussprüche geben. Und bei allem ein unnachahmlicher Humor und mitunter eine köstliche Satire. Die ganze Person sprudelnde Lebendigkeit, Geist und Witz. Dazu dies echt militärische Gesicht, diese scharfen, klugen Augen und ausgeprägten Züge mit ihren unzähligen Furchen und Falten — ich bedauerte im Stillen mehr als einmal, nicht Maler zu sein, um es im Bilde festhalten zu können.

Auch der Generalkonsul wußte viel zu erzählen, besonders von seiner russischen Zeit. — Der General war grade auf seiner zweiten Weltumsegelung, kam von Deutsch-Ostafrika, über Natal, Transvaal, wo er die Schlachtfelder besucht, und über die Zambesifälle hierher. Obgleich er nur wenige Tage in der Kapkolonie bleibt und eigentlich noch nichts hier unternommen hatte, wollte er doch Gnadental sehen, von dem er schon so viel gehört habe, und da der Generalkonsul auch schon lange denselben Wunsch gehabt, hatte er ihn begleitet. —

Am Sonntag — es regnete leider — besuchten sie den Gottesdienst. Das wird auch nicht oft vorkommen, daß ein preußischer General neben den Missionaren in einer Missionskirche Südafrikas sitzt. — Nach dem Mittagessen — es war inzwischen schöner geworden — machten wir mit den Herren einen Rundgang über die Werft, durch die Gärten, in die Kloof und ins Dorf. Sie zeigten für alles das größte Interesse und sprachen sich sehr anerkennend darüber aus, was deutsche Missionsarbeit hier geleistet habe. — Den Kaffee nahmen wir auf unsrer Veranda. Dann fuhren sie zu einem Besuch des Superintendenten nach Berea*) hinüber. Den Abend verbrachten sie wieder in unserm Kreis. So haben wir lange nicht mehr gelacht als an diesem Abend. Man hätte dem alten General noch stundenlang zuhören mögen.

Heut beim Frühstück sprühte schon wieder sein Humor nach allen Seiten. Köstlich war's, wie er sich versprach und vom Kaiser als dem Großmeister der Herrnhuter sprach, sich schnell verbessernd: „Ach, was sage ich — Johanniter — Sehen Sie, mir gehen jetzt immer die Herrnhuter im Kopf herum." —

Um 8 Uhr fuhren sie wieder ab. Es scheint ihnen sehr hier gefallen zu haben. Auch unsrer Küche taten sie, trotz einfacher Bewirtung, alle Ehre an. —

Ein wenig aus dem Gleichgewicht bringt einen natürlich solch ein Besuch, aber dafür bietet er auch eine Menge Anregung und hinterläßt eine angenehme Erinnerung fürs Leben. Man fühlte sich für Stunden in eine ganz andere Welt versetzt, von Hofluft und der hohen Politik angeweht, ohne doch irgend welchem Zwang des Zeremoniells ausgesetzt zu sein, und — man war einmal wieder ganz Deutscher und stolz auf sein Vaterland. — —

Auf den Bergen leuchten jetzt abends wieder eine Menge Feuer, die die Schafwächter anzünden, um das trockene Gras abzubrennen.

*) Außenstation von Gnadental, eine Stunde zu Fuß in westlicher Richtung.

Leider geht auch mancher Baum dabei verloren, aber das kümmert die Leute natürlich nicht, und alles Warnen nutzt nichts. —

Gebetsversammlung für die Erwachsenen

17. Oktober. Kinderfest in Greyton. Vormittags hielt ich dort die Festpredigt und abends hier eine Gebetsversammlung für die Erwachsenen. Nach der üblichen Mitteilung der Ausschlüsse und Readmissionen sprach ich über verschiedene Unsitten, besonders unter der Jugend, so über das „Dobbelen" — Würfeln um Geld — und das Dacharauchen, das immer mehr unter den jungen Burschen einreißt.*) Sie wissen, was für schreckliche Folgen dies Laster hat, aber es ist furchtbar schwer, einen, der ihm einmal verfallen ist, wieder davon loszumachen. Einen jungen hoffnungsvollen Menschen, Sohn eines unsrer Kirchendiener, hat es bereits nach Robben Island ins Irrenhaus gebracht. Und es wird nicht der letzte gewesen sein.

Als ich vor einiger Zeit eines Sonntags früh nach Greyton zur Predigt fuhr, sprang aus einem der letzten Häuser an der Klipperstraße ein junger Bursche, nur mit einem dürftigen Hemd bekleidet, heraus und tanzte in wilden Sprüngen, unartikulierte Laute ausstoßend, vor meiner Karre umher, daß die Pferde scheu wurden und kaum gebändigt werden konnten, dann lief er querfeldein, wo ihn glücklich ein paar Männer faßten und nach Hause brachten. — Er hatte Dacha geraucht. — Da das meist in größter Heimlichkeit geschieht, ertappt man die Sünder selten auf der Tat. Erst, wenn wie hier sich die Folgen zeigen, kommt es heraus. —

Auch über die Anteilnahme der Gemeinde an Betje Klaas' Jubel sprach ich und im Zusammenhang damit über die Bedeutung und Ausübung der Kirchenzucht, und endlich über die Gewohnheit so vieler, die wider das sechste Gebot in engeren oder weiteren Sinn gesündigt, diese Sünde zu verheimlichen, statt sie dem Leeraar zu bekennen, wobei ich an die Geschichte von Achans Diebstahl anknüpfte und von dem geheimen Bann redete, der damit auf der ganzen Gemeinde laste. — Man hörte aufmerksam zu.

In Kapstadt

2. November. Vom 21. bis 29. Oktober war ich in Kapstadt, um an der 3. Konferenz der deutschen Missionsgesellschaften in Südafrika teilzunehmen, die

*) Dacha ist ein wildwachsendes aromatisches Kraut, dessen Blätter mit Vorliebe von den Kaffern geraucht werden. Sie erzeugen ähnlich dem Opium erst einen betäubenden Rausch. Schließlich verfällt der Dacharaucher gewöhnlich in Tobsucht und Wahnsinn.

im „yong mans home“ tagte. Auch der Generalkonsul war zur Eröffnung und am Schluß erschienen und hielt eine Ansprache. Einmal aß ich mit ihm zu Mittag bei Ravene auf der Adderleystreet, wobei es wieder viel Interessantes zu hören gab. —

Vorbereitungen zu den Eröffnungsfeierlichkeiten des ersten Unionsparlaments

Solches Leben habe ich noch nie in Kapstadt gesehen. Eine Menge Menschen waren aus den verschiedenen Provinzen des Vereinigten Südafrika herbeigeströmt zur bevorstehenden Eröffnung des ersten Unionsparlaments und zur Ankunft des Duke of Connought, des Vertreters des englischen Königs, der am 31. Oktober erwartet wurde. Die Minister und Lord Gladston, der Generalgouverneur, waren schon von Pretoria angekommen. Ich sah letzteren selbst vom Bahnhof im Galawagen nach dem Gouvernementsgebäude fahren. Eine Ehrenwache in roter Uniform bildete den einzigen Empfang. Sonst waren nicht viel Menschen zugegen. Ein paar riefen „Hip hip hurrä.“ Im Ganzen schien aber die Begeisterung für ihn nicht sehr groß zu sein. Das stimmt auch mit dem, was ich sonst von ihm hörte. Abgesehen davon, daß die Kapstädter verschnupft darüber sind, daß er in Pretoria residiert, liebt man es auch nicht, daß er so auf Etikette hält und das europäische Hofzerimoniell hier einführen will. Er will sich offenbar mit dem Nimbus eines afrikanischen Vizekönigs umgeben. Dergleichen ist man in dem freien Südafrika nicht gewohnt. Auf dem Weg wird Gladston sich nicht grade beliebt machen, am allerwenigsten in Pretoria, wo man gewohnt war, dem Ohm Paul gemütlich die Hand zu schütteln, wenn man ihn sah. —

In den festlich geschmückten Straßen wogte ein ununterbrochener Menschenstrom auf und ab. Europäische Ladies in eleganter Kleidung neben braunen Weibern in Lumpen gehüllt; Herren in schwarzem Gehrock, Cylinder und Monokle neben „Slamschen“ (Malajen) im schmutzigen roten Fetz, Kapbastards, die von Deutsch-Südwest zurückgekehrt, oder Indiern im goldgestickten Kaftan. Jeder Zug brachte neue Scharen von Festbesuchern.

Auf der Adderleystraße waren drei große Triumpfbogen errichtet, für den Freistaat, Transvaal und Natal, und bei der Jetty am Eingang zu dem für die historischen Bilder errichteten Theater hatte die Kapprovinz ihren Bogen. Die Dekoration der Straßen mit bunten Fahnen und ebenso bunten Festons aus Papier paßte gut zum Süden mit seinem blauen Himmel und seiner strahlenden

Sonne. Freilich bleicht auch das farbige Papier nur zu schnell aus. Die Hauptstraßen wurden abends mit vielen Tausenden elektrischer Glühbirnen illuminiert, desgleichen die öffentlichen Gebäude und Geschäfte. Fast die ganze elektrische Anlage ist deutsches Fabrikat.

Die „Pageants" oder historischen Bilder aus der Geschichte der Kapkolonie, die in dem riesigen Amphitheater dicht am Strand gezeigt werden sollen, bilden das Hauptgesprächsthema in der ganzen Stadt. An 5000 Menschen werden mitwirken, z. T. Herren und Damen aus den besten Kreisen Kapstadts und eine Menge Kinder. Obgleich jeder Spieler sein Kostüm selbst bezahlen muß — das der Königin von Portugal, Lady Jutta, soll 60 Lstr. kosten — verschlingt die Sache doch ein horrendes Geld, ist doch ein besonderer Regisseur von England dazu hergekommen, der allein die hübsche Summe von 2000 Lstr. erhält. Dies ganze Theaterunternehmen soll über 20,000 Lstr. kosten, wovon 15,000 das Gouvernement gibt.*) Für die Landung des Diaz — eine Prachtnummer in der Reihe der Vorführungen — ist ein besonderes Schiff gebaut worden im Stil jener Zeit.

Oft sah man die Spieler in ihren malerischen Trachten mitten im Straßengewühl zu den Proben eilen oder von ihnen kommen. Der Südost zauste arg an ihren kostbaren Roben und trieb ungeheure Wolken Staub umher, daß man oft nicht die Augen auftun konnte. Am schlimmsten spielte er den Damen mit, die in Krinolinen erschienen waren. Sie wußten gar nicht, wie sie sich vor seinen neckischen Angriffen schützen sollten und drehten sich bald rechts bald links, mit den Händen krampfhaft den gefährlichen Reifrock haltend, der beständig die unheilvolle Neigung hatte, wie ein aufgespannter Regenschirm nach oben zusammenzuklappen.

In tausend Nöten waren auch die Damen mit jenen hohen Spitzhüten, die die Form einer langen Düte haben, und von deren oberster Spitze ein langer weißer Schleier herabwehte. Die Ärmsten mußten ihren Hutturm mit beiden Händen festhalten, während der Wind ihn schüttelte und den Schleier bald wie eine Rauchfahne kerzengrad in die Luft wirbelte oder wie eine Schlange um Gesicht und Hals der unglücklichen Trägerin wickelte. Nicht viel hätte gefehlt, und ein paar der Düten wären samt den Locken

*) Im Ganzen sollen für die Festlichkeiten bei dieser Gelegenheit rund 65,000 Lstr. ausgegeben worden sein.

darunter in alle Lüfte entführt worden. Es war keine beneidenswerte Aufgabe, sich so mit Äolus kämpfend durch die Menge zu winden. Warum sie ihre Düten nicht lieber ab und unter den Arm genommen haben, weiß ich nicht. Für den Spott hatten sie jedenfalls nicht zu sorgen. —

Ein großer Trupp Basutus, nur mit einem Lendenschurz bekleidet marschierte durch die Straßen mit einer Art Schlachtgesang. Sie sollen auch bei den Spielen aufziehen, wie auch eine Anzahl echter Buschmänner aus der Kalahari. — Neben ihnen auf dem Trottoir liefen lachende Kindergestalten in silberschillernden kurzen Röckchen, Blumen im Haar und Festfreude in den Augen. Dann konnte man mitten im Straßengewühl mehrere Menageriewagen, von mächtigen Elephanten gezogen, sehen, während ein paar junge voran trotteten. Dazu die Autos, Cabs, Trams, das Geschrei der Ausrufer — es war ohrenbetäubend und sinnverwirrend. Es hatte den Anschein, als ob ganz Kapstadt wie im Taumel wäre. Mehr als 2000 Kinder werden vor dem Duke singen. Ich hörte die Probe in der Avenue.

Den eigentlichen Festlichkeiten selbst konnte ich leider nicht mehr beiwohnen, da die Arbeit nach Hause rief. Während meiner Abwesenheit ist Saul Pick von seinen Leiden erlöst worden, Er ist im Frieden dahingegangen.

Waldbrand 3. November. Heut Nacht halb ein Uhr wurden wir durch die Feuerglocke geweckt. Es brannte oben im Busch am großen Berg. Die Gehilfenschüler und eine Anzahl Männer aus dem Dorf halfen das Feuer totschlagen und ihm den Weg abgraben. Zum Glück war es fast windstill, so daß es nach ein bis zweistündiger Arbeit gelöscht werden konnte. Hätte wie heut früh der Nordwest geweht, hätte leicht der ganze Wald abbrennen können, und auch das Dorf wäre gefährdet gewesen. Es war gut, daß es gegen fünf Uhr auch noch zu regnen begann. Dennoch ist der Schaden groß genug. Wer die Schuld daran trägt, wird kaum herausgefunden werden, denn die darum wissen, verraten nichts. —

Hochzeit 8. November. Joseph Balie und Annie Kroneberg feiern ihre Hochzeit; doch wieder einmal eine, an der man sich aufrichtig mit freuen kann. Er ist ein geschätzter Arbeiter bei de Beers in Somerset, und sie war sechzehn Jahre lang eine treue „Winkelaja" auf der Werft. Wir Missionare stifteten ihr eine Bibel. Nachmittags zogen wir alle zum Hochzeitskaffee ins

Dorf. Das elterliche Haus war innen und außen schön mit Grün und Blumen geschmückt, und eine Menge Kuchen prangte auf dem Tisch. Schon das Mittagessen, zu dem wir einen großen Sack voll Kohl geliefert hatten, muß recht opulent gewesen sein. Ein Schwein, ein Schaf und eine Anzahl Hühner waren dazu geschlachtet worden. Nachdem man das junge Paar — sie trug den Schleier mit dem Kranz aus Orangenblüten — und die Eltern begrüßt und sich ein wenig unterhalten hatte, hielt der von Berea herübergekommene Superintendent die übliche Ansprache, der die drei Segensverse folgten.

Während des Gesangs wurde der Kaffee eingeschenkt. Die Strooimeisjes und Strooijonkers bedienten. Das junge Paar bleibt den ganzen Nachmittag, solange Gäste kommen, steif am oberen Ende der Tafel sitzen. David, der Bruder der jungen Frau, spielte sehr gefühlvoll das Harmonium. Nachher blies der Posaunenchor noch einige Choräle. — Draußen warteten schon eine Menge Gratulanten, als wir das Haus verließen. Da wird nicht viel von all dem schönen Kuchen übrig bleiben. Man konnte ihn übrigens mit Genuß essen, denn was Mutter Kroneberg bäckt, läßt an Güte nichts zu wünschen übrig, und man kann sicher sein, daß alles aufs Sauberste zubereitet ist.

So eine Hochzeit muß dem Bräutigam ein schönes Stück Geld kosten, denn er muß sie eigentlich ausrichten, wie er auch der Braut das Hochzeitskleid und schon vorher für jeden der drei Aufgebotssonntage ein neues Kleid stiften muß. Die Gratulanten zahlen gewöhnlich etwas zur Bestreitung der Ausgaben. —

Gegen Abend machte die ganze Hochzeitsgesellschaft eine Karrenfahrt nach Greyton.

Kirchenkonzert

20. November. Zur Feier des Totensonntags fand nachmittags vier Uhr ein Kirchenkonzert statt, mit dem man sich auch in Deutschland hätte hören lassen können. Hier das Programm:

1. Bläserchor: Allein Gott in der Höh' sei Ehr.
2. Orgelkonzert Nr. 5 von Händel.
3. Chorgesang: Ich ruf zu dir aus Angst und Schmerz. Mendelsohn. Gemeindegesang.
4. Geige und Orgel: Rondo von Haydn.
5. Chorgesang: Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen. Mendelsohn. Gemeindegesang.
6. Chorgesang: Fürchte dich nicht. Alb. Becker. Gemeindegesang.

7. Chorgesang: Wo findet die Seele die Heimat der Ruh'. Gemeindegesang.
8. Chorgesang: Der Herr wird abwischen alle Tränen. Mendelsohn. Gemeindegesang.
9. Bläserchor: Halleluja. Händel.
10. Sopransolo: Mache mich selig, o Jesu. Alb. Becker.
11. Chorgesang: Jerusalem. Gemeindegesang.

Ferien am Strand von Hermanus

22. Dezember. Was waren das wieder für unbeschreiblich schöne Wochen, die wir am Strand verlebt haben! — Hermanus*) — Doktor Rosenzweig hatte doch recht, wenn er sagte: Es gibt nur ein Hermanus. Zwar an dem Dorf selbst ist nicht viel zu sehen. Es ist alles andere, nur kein elegantes und komfortables Seebad nach europäischem Begriff, mit Kurpromenade, Konzert und Modenschau. — Außer ein paar Hotels und dem Sanatorium noch einige nette aber einfache Villen, meist im holländischen Stil, sonst ärmliche Häuser und Kramladen, wie man sie in jedem afrikanischen Landstädtchen findet, mit viel Schmutz und Staub drum herum, ein oder zwei primitive „Cafes" und eine mehr als genügende Anzahl Wein- und Brandykneipen.

Aber diese Küste, dies Meer, diese Luft — so etwas findet man an der ganzen südafrikanischen Riviera von Kapstadt bis Pt. Elizabeth nicht wieder. Fast überall fällt die Küste, einige Buchten mit flachem Sandstrand ausgenommen, in phantastischen Felsformen, mitunter 60—100 Fuß senkrecht ins Meer ab, das in gewaltiger turmhoher Brandung sich daran bricht und den ganzen Strand, wenn nicht grade Landwind weht, beständig mit einem feinen salzigen Wasserstaub übersprüht, daß es oft wie Champagner auf der Zunge prickelt. Etwas Wohltuenderes und Erfrischenderes kann man sich gar nicht denken.

Meereszauber

Und dazu das ewige Lied des Meeres, der Gesang der Wogen, der wie ein großes gewaltiges Orchester die Luft erfüllt! Ein nie verstummendes Rauschen und Brausen, Rollen und Donnern, Zischen und Gurgeln und dazwischen dröhnende Paukenschläge, die den Erdboden und die Häuserwände erzittern lassen, so oft eine Woge gegen einen überhängenden Felsen schlägt oder an eine senkrechte Wand anprallt.

Und wie einzig schön ist es, wenn sie dann im nächsten Augen-

*) Eigentlich Hermanus Pietersfontein, ein kleines Städtchen oder besser Fischerdorf an der Walkersbay, eine Tagesfahrt von Gnadental.

blick kerzengrade hoch über den Felsenrand emporschießt in den blauen Himmel hinauf, und ihr weißer Gischt in gewaltigem Sturz den dunklen Fels überschüttet, daß es im Sonnenlicht funkelt wie von Myriaden Diamanten. Aber wehe dem, der zu nahe in ihren Bereich kommt. Schon mehr als einen Unvorsichtigen hat die Gewalt einer solchen niederprasselnden Welle von dem glatten Fels heruntergespühlt in den brodelnden Kessel tief unten.

Und diese Farben! Es ist gar nicht zu sagen, was das für ein wundervolles, ewig wechselndes Spiel der Farben ist, ob man nun von hoher Felsenkante hinab in dies wilde Quirlen, Strudeln, Schäumen und Branden sieht oder seinen Blick schweifen läßt über das weite Meer, das durch immer neue Farbenwunder entzückt. Was ist selbst Böcklins Kunst dagegen! Und doch hat keiner so wie er den Zauber des Meers erfaßt, hat keiner wie er es verstanden, diese Farbenwelt mit dem Pinsel wiederzugeben, sie zu beseelen, wie er es tat. Man meint wirklich manchmal seine schillernden Meerweiber, seine struppigen und prustenden Tritonen und andern abenteuerlichen Seeungeheuer in den Wogen auftauchen zu sehen — es sind aber nur Delphine, die ihr lustiges Spiel treiben, und Walfische, die ihre glänzenden braunschwarzen Riesenleiber aus der Flut emporheben und aus ihren Nüstern gewaltige Fontänen blasen. Auch Seehunde oder ähnliche plumpe Gesellen kann man zuweilen sich auf den Klippen sonnen sehen. Und über dem Meer ein Gewimmel von Möven und andern Meervögeln, deren Schwingen oft wie Silber in der Sonne blitzen. Man kann nicht müde werden, ihrem Spiel zuzuschauen, wie sie sich jagen, oder plötzlich senkrecht ins Wasser hinabschießen, um mit irgend einem Fisch wieder aufzutauchen. Namentlich bei dem kleinen Fischerhafen wimmelt es von ihnen, daß oft die ganze Luft davon erfüllt ist. —

In den Klippen

Einen nie ermüdenden Reiz hat es, in all den phantastischen Klippen und zwischen sie eingerissenen Buchten umherzuklettern, bald hoch über dem Meer an schwindelnden Felswänden, die mit ihren vielen Türmen, Erkern und Bastionen wie alte trutzige Burgen in die Luft ragen, bald unten am Strand im Wasser paddelnd und von Stein zu Stein springend. Immer neue seltsame Meerwunder entdeckt man da, besonders wenn man zur Zeit der Ebbe weit hinaus in die Klippen gehen kann, die während der Flut ganz vom Wasser bedeckt sind. Wie kribbelt und krabbelt das überall von

den wunderbarsten Tieren. An jedem Stein kleben Hunderte der interessantesten Muscheln, die ihre Fühlfäden unter der Schale in der Sonne spielen lassen.

Und diese herrlichen kleinen Aquarien überall, wo sich zwischen den Klippen ein tieferes Becken befindet, in dem das Wasser zurückgeblieben ist. Was für Wunder der Tiefe enthüllen sich einem da! Seeanemonen in den wundervollsten Formen und in feinsten Farbenabtönungen wie große Dalien oder Ordenssterne, Algen und Korallen, Seeigel und Seesterne vom dunkelsten Violett bis zum brennendsten Rot. Oft sieht es aus, als wäre unter dem kristallklaren Wasser ein persischer Teppich in den schönsten und leuchtendsten Mustern ausgebreitet. Und darüber hin huschen lautlos die eigenartigsten Fischgestalten mit ihrer goldigen oder silbernen Schuppenpracht, kugelrunde darunter mit fürchterlichen Glotzaugen und ganz mit Stacheln bedeckt, Krebse in allen Größen und Formen, und hin und wieder einer jener ekelhaften Polypen mit ihren unheimlichen Fangarmen, deren jeder sich wie eine Schlange bewegt und ein eigenes Leben für sich zu haben scheint. Sie sind der gefürchtetste Feind aller kleineren Meerbewohner. Wo sie sich blicken lassen — und sie schießen wie ein Pfeil im Wasser umher — da flüchtet alles andre, auch die großen Krabben machen, daß sie davon kommen und sich in irgend eine Felsspalte bergen können.

Polypen

Und es ist wirklich nicht zu spaßen mit diesem Gesindel. Wo so ein Kerl sich mit seinen Armen festsaugt, da bringt ihn nichts mehr los, und wenn er ein menschliches Glied erwischt, bleibt nichts anderes übrig, als ihn mit dem Messer loszuschneiden.

Es kann aber doch recht gefährlich werden, wenn es ein großes Tier ist. Vor einiger Zeit machte ein Taucher in der Tafelbai die nähere Bekanntschaft mit so einem Riesenungeheuer. Während er auf dem Meeresboden arbeitete, fühlte er sich auf einmal von den Armen eines gewaltigen Polypen umschlungen, die sich so fest um seinen Leib legten, daß ihm fast der Atem verging. Mit genauer Not konnte er grad noch das elektrische Glockenzeichen zum Hinaufziehen geben. Halbtot kam er aus dem Wasser heraus mitsamt dem Ungeheuer, das ihn nicht losließ. Mit Beil und Messer mußte man den Unglücklichen von dem Scheusal trennen, dessen Arme ein jeder für sich fast die Länge und Stärke einer Riesenschlange hatten. —

Auch ich habe einmal während unsers Aufenthaltes in Hermanus die nähere Bekanntschaft eines solchen Burschen gemacht. Zum Glück war es nur ein kleinerer, dessen Arme höchstens zwei Fuß maßen. Es war an unserm gewöhnlichen Badeplatz, einem Basin mitten in den Klippen von nur wenig Metern Durchmesser, auf dessen einer Seite immer das Meer frisch hinein brandete. Eine größere Welle hatte ihn wohl hinein gespühlt. Als ich ihn bemerkte, zog ich es doch vor, den ungebetenen Eindringling erst aufs Trockene zu setzen, schon um da nähere Studien an ihm machen zu können. Es gelang mir auch nach einiger Mühe, ihn mit dem Stock herauszuangeln. Er sträubte sich, was er konnte, dagegen. Da lag er nun auf den Klippen, oder vielmehr er setzte sich gleich aufrecht hin, so daß ich ihn gut beobachten konnte. Ein gräuliches Gebilde. Eigentlich besteht so ein Tier nur aus einem fürchterlichen Magen oder Kehlsack, an dem ein kleiner Kopf sitzt — oder ist das ganze nur Kopf, an den gleich die langen Arme gewachsen sind? — es ist wirklich schwer zu entscheiden.

So bald ich ihm mit dem Stock nahe kam, blies und richtete er sich auf, so sehr er konnte, und fauchte mich fürchterlich an, während seine Glotzaugen wütende Blicke auf mich schossen. Rückte ich ihm näher auf den Leib, so konzentrierte er sich rückwärts, mit seinen Armen teils nach hinten greifend, teils sich vorn abstoßend. Aber immer behielt er mich dabei im Auge, und seine Wut wurde zusehends größer. Sie stand ihm ordentlich auf dem Gesicht geschrieben. Augenscheinlich strebte er wieder dem Wasser zu, denn auf dem Land fühlen sich diese Tiere höchst unbehaglich. Ich schleuderte ihn schließlich auf eine höhere Klippe und überließ es ihm, sich von dort wieder ins Meer zu finden. Mit der Hand habe ich ihn nicht berührt. Er war zu eklich, und ich hatte kein Verlangen mit seinen Saugwarzen nähere Bekanntschaft zu machen.

Haifische

Auch sonst heißt es beim Baden an jener Küste immer aufpassen, wenigstens wo der Badeplatz nach dem Meer zu offen ist, denn abgesehen davon, daß die rückflutenden Wellen einen leicht weiter ins Meer hineinziehen, als einem lieb ist, tummeln sich auch oft dicht am Strand die jungen Haifische, und wenn die ein Menschenbein erfassen können, besinnen sie sich nicht lange und schnappen zu. Und so ein Haifischbiß, selbst wenn er einen nicht völlig in die Tiefe zieht, soll durchaus kein Vergnügen sein. Also lieber Vorsicht! —

Es muß übrigens dort wimmeln von Haien, und die Fischer haben allen Grund, immer auf der Hut vor ihnen zu sein. Oft werden sie auch von ihnen gefangen. Das Größte darin leistete aber ein englischer Reverend, der mit uns zusammen im Sanatorium wohnte, offenbar ein alter Junggeselle, denn man sah ihn nur immer mit seinem struppigen Köter, der auch des Nachts in seinen Armen zu schlafen pflegte.

Dieser Herr betrieb den Haifischfang als Sport, und zwar ganz allein, nur mit seinem Hund als Begleiter. Des Abends, wenn es anfing dunkel zu werden, wanderten die beiden hinaus auf eine der entfernteren weit ins Meer hinausragenden Klippen. Mit sich nahmen sie nur eine Laterne, den Köder und eine Art Harpune, einen festen langen Stab mit eiserner Spitze und einem starken Widerhaken daran. Die Laterne wurde angezündet und nach der Landseite zu abgeblendet ganz vorn auf die Klippe gestellt, die so niedrig war, daß das Wasser immer etwas darüber spühlte. Vor die Laterne auf den Rand der Klippe wurde der Köder gelegt, und dann wartete Ehrwürden mit der Harpune im Schatten hinter der Laterne.

Es dauerte dann in der Regel nicht lang, und eins der gefräßigen Ungetüme tauchte, durch das Licht angelockt, bei der Klippe auf. In demselben Augenblick, als es nach dem Köder schnappte, fuhr ihm auch schon die Harpune mit gewaltigem Stoß in den Hals oder Nacken, und mit mächtigem Ruck wurde es auf die Klippe hinaufgezogen und von beiden, Mensch und Hund, festgehalten, bis ihm ersterer mit scharfem Messer den Kopf vom Leib abtrennte.

Daß zu dieser Art Jagd immerhin einige Kühnheit, Gewandheit und Körperkraft gehört, läßt sich ja denken. Vor allem ist es mir ein Rätsel geblieben, wie der Mann nicht dabei auf den glatten Klippen ausrutschte und von dem Tier ins Wasser gezogen wurde. Aber er kam immer wieder mit heiler Haut davon und fing gelegentlich sechs bis acht Haie an einem Abend. Von einem besonders großen Tigerhai brachte er den Kopf mit dem gräßlichen Rachen mit und stellte ihn auf der Veranda vor seinem Zimmer auf. Gott gnade dem, der zwischen solche Zähne kommt! Wie zwei scharfgezackte Sägen standen die doppelten Zahnreihen nebeneinander. — Ich danke für diesen Sport.

Meernächte

Wie zauberhaft schön waren auch wieder die Abende und die Nächte am Strand! Die Abende,

Seebad Hermanus. Sanatorium Dr. Hoffmans

Brandung an der Küste von Hermanus

wenn die untergehende Sonne ihr Kupfergold auf die Wogen streute, und die Felsen in so warmem rötlichem Licht erglühten, während fern am Horizont ein Dampfer seine lange Rauchfahne hinter sich ließ, und der ganze Himmel zu flammen schien. —

Und dann in den stillen, geheimnisvollen Nächten, während von jenseits der Bai der Leuchtsturm von Danger Point sein wechselndes Licht in die Dunkelheit hinausstrahlen ließ, und der südliche Sternhimmel wie ein Diamantnetz über dem Meer hing, dieses wunderbare Leuchten und Phosphoreszieren auf dem Wasser, da wo sich die Wogen überschlugen, daß man meinen konnte, sie wären von der Tiefe her elektrisch erhellt! — Ja dann standen wir oft noch lang draußen auf den Klippen, während die Kinder schon schliefen, und schauten still hinaus in die Nacht und lauschten dem Lied des Meeres, das ohne Rast und Ruh sich an den Felsen brach, und es war, als ob die Ewigkeit uns mit ihren Schwingen streifte. Das sind Stunden — dort „am äußersten Meer" — wo der Mensch unwillkürlich schweigt, weil er fühlt, hier redet Gott in seiner Sprache. Wie klein fühlt man sich da, wie lächerlich klein, und doch wieder, wie weit wird das Herz, wie losgelöst von Zeit und Raum, von den Sorgen und Kleinlichkeiten dieses kurzen Menschenlebens. Es ist, als ob man den Ewigen selbst vorüberwandeln sähe in seinem Strahlenkleid und den Hauch seines Odems spürte. —

Hoffmann Doktor

Was ist doch der alte Doktor Hoffmann, dessen Gäste im Sanatorium*) wir wieder waren, für ein prächtiger Mensch! Er ist zwar noch in den Vierzigern, hat aber schon ganz weißes Haar, da er durch viel Krankheit früh gealtert ist. Aus seinen dunklen Augen leuchtet und strahlt förmlich sein inneres Leben aus Gott, seine Menschenliebe und sein Reichtum an Güte. Vor seinem schlichten und doch so tiefgründigem Christentum muß man die größte Hochachtung haben.

Wie manches tiefe und innerliche Gespräch hab ich mit ihm geführt. Er ist sehr belesen und hat ein allseitiges Interesse, zumeist aber für religiöse, soziale und sanitäre Fragen. Bei den Hausandachten las er meist nur wenige Schriftworte und sprach dann kurz darüber. Auch seine Gebete waren kurz, aber es war ein Reden mit Gott, das aus dem Herzen kam. Er bat mich

*) Das Sanatorium ist ein stattlicher hufeisenförmiger Bau mit Veranda und gedeckter Wandelhalle auf dem Felsen grad über dem Meer.

oft, die Andacht zu halten, und ich hab es immer gern getan. Er tut viel Gutes an den Armen und Kranken in Hermanus und weit darüber hinaus. Ich begleitete ihn öfter auf seinen Gängen und freute mich, wie er es verstand, mit den Leuten zu reden. Auch für die Brüdergemeine und ihre Mission, sowie für die religiösen Strömungen in Deutschland interessierte er sich.

Seine Frau, eine Schwester des ehemaligen Burengenerals Smüts, ebenso stark und strotzend von Gesundheit und Körperfülle wie er schwächlich, hager und zart ist, hängt offenbar mit großer Verehrung an ihm. Sie ist sehr praktisch gerichtet, energisch und tatkräftig, und ergänzt ihn so vortrefflich, denn er ist ganz Geist oder doch vorwiegend geistig veranlagt.

Besuch in Hemel en Aarde

Eines Tages begleitete ich den Doktor auf einer Fahrt nach Hemel en Aarde (Himmel und Erde), jenem weltverlorenen Tal in der Nähe des Babylon Tower, wie die höchste Erhebung der Bergkette zwischen Caledon und Hermanus heißt, das einst der Aufenthaltsort der Aussätzigen war, an denen hier die Brüdergemeine arbeitete, bis sie von der Regierung nach Robben Island gebracht wurden. —

Es hatte mich schon lange gezogen, diesen Platz kennen zu lernen, an dem unsere südafrikanische Brüdermission einst so gesegnete Arbeit unter den „Ärmsten der Armen" getan hat. Es war ein herrlicher, sonnendurchleuchteter Tag — und wann wäre es nicht schön hierzulande in dieser Jahreszeit — als wir mit unsrer leichten Karre unserm Ziel entgegen fuhren, das in etwa einer Stunde zu erreichen ist. Die malerischste Partie des Weges ist die enge Schlucht, durch die sich der Onrustrivier seinen Weg nach dem Meere sucht, ein Flüßchen, das mitten durch das Tal Hemel en Aarde fließt. An der engsten Stelle dieser Schlucht erhebt sich hart über der Fahrstraße ein seltsamer Fels, fast wie ein niederfallender Schlagbaum anzusehen oder auch wie ein drohender Finger, als wollte er sagen: Hütet euch! Ihr kommt in das Tal der Aussätzigen!

Bald dahinter öffnet es sich, ein weites, kahles von Bergen umgebenes Tal, heut von einigen Farmern bewohnt, deren Häuser unter grünen Bäumen hervorschauen. Die Aussätzigen sind längst verschwunden. Etwa 400 von ihnen, die einst hier gelebt, liegen hier begraben und schlummern dem großen Auferstehungstag entgegen.

Wir kehrten bei dem Farmer ein, der das alte noch wohl erhaltene Missionshaus bewohnt, um das noch die alten Eichen und

Pappeln stehen, die einst jene Missionare gepflanzt haben, die, von aller Welt abgeschieden, hier ihre schwere und selbstverleugnende Arbeit an den armen Aussätzigen taten. Auch die innere Einrichtung des Hauses, so weit es nicht bewegliches Mobiliar betraf, ist noch dieselbe geblieben. Hinter dem Haus ist noch ein Teil des Obstgartens erhalten, den ebenfalls die Missionare angelegt hatten. Wo das ehemalige Hospital stand, ist nur noch ein Hügel mit Gras überwachsen, während von der Kirche ein paar armselige Mauerreste zu sehen sind. Auch von den Häusern der Aussätzigen sind noch einige Überbleibsel vorhanden, die uns erzählen, wie sie gewohnt haben. —

Die frühere Arbeit der Brüdermission an den Aussätzigen in Hemel en Aarde 1823—1845

Lange weilte ich dort zwischen den Trümmern und dachte vergangener Zeiten. Schon 1818 hatte die Kapregierung dieses menschenferne, einsame Tal den Aussätzigen zu einem Wohnplatz angewiesen.

In den ersten fünf Jahren wurden diese Unglücklichen von Gnadental aus mit Gottes Wort bedient, indem dann und wann einer der Missionare hinüber fuhr; Fritsch war sein Name. Vom Jahr 1823 an nahm auf Wunsch des damaligen Gouverneurs Lord Charles Somerset die Brüdermission den Platz selbst in Verwaltung, indem sie den Missionar Peter Leitner beauftragte, sich dort niederzulassen und die Pflege der Aussätzigen zu übernehmen. Am 21. Januar jenes Jahres schon hielt er seinen Einzug in Hemel en Aarde, von den Aussätzigen mit dem Gesang eines Verses begrüßt. Mit ihm kam seine Gattin und der später so bekannt gewordene Bischof Hallbeck, letzterer jedoch nur, um bald wieder nach Gnadental zurückzukehren.

Sie fanden ein Häuflein von 150 Seelen vor, Männer, Frauen und Kinder, deren größere Zahl vom Aussatz in der ein oder anderen Form ergriffen war. Damals durften die Kranken noch ihre Familie bei sich haben, auch wenn diese gesund war. Aber noch im selben Jahr gab die Regierung den Befehl, daß alle Gesunden, einschließlich der Kinder vom zweiten Jahr ab, den Platz verlassen sollten. Die letzteren, 27 an Zahl, wurden nach Gnadental geschickt, wohin ihnen natürlich die gesunden Mütter folgten. Es mag ein schwerer Tag für die Zurückbleibenden gewesen sein, als die beiden Wagen mit den Frauen und Kindern davonfuhren. Der Grund für diese Trennung war der, daß,

wenn auch die Frauen meist vor Ansteckung verschont blieben, sich die Krankheit doch fast immer auf die Kinder vererbte.

Als Missionar Leitner sich in Hemel en Aarde niederließ, wohnten die Aussätzigen noch alle in einem Hospital. Er selbst bezog die Wohnung des bisherigen Regierungsaufsehers Mr. Parker. Mit den nötigen Lebensbedürfnissen wurde die Kolonie durch einen Farmer versorgt. Die ärztliche Bedienung lag in der Hand eines Dr. Barry.

Der Missionar und seine Frau fanden reichlich Arbeit sowohl durch die äußere Bedienung ihrer Pflegebefohlenen als auch durch die Seelsorge an ihnen. Jede Woche — so berichtet die Chronik — wurden einmal 24 Schafe geschlachtet und ihr Fleisch verteilt. Dazu kamen die seitens der Regierung gelieferten Rationen an Mehl, Tee, Zucker und Seife. Alles ging durch die Hände des Missionars und seiner Frau. Anfangs wurde das Essen für alle Kranken in einer gemeinsamen Küche hergestellt. Später durften sie sich jeden zweiten Tag ihre Kost selbst herrichten.

Neben einem großen Stück Land, das die Kranken für die Bedürfnisse der allgemeinen Tafel bearbeiteten, hatten sie auch noch eigene kleine Gärten, in denen sie für ihren persönlichen Bedarf pflanzen konnten, was sie wollten. Wollten erst Kartoffeln und Kürbisse nicht recht gedeihen, so wuchsen sie um so besser, als von einer nicht weit entfernten Kloof eine Wasserleitung nach dem Platz angelegt wurde, die genügte, um die Gärten zu speisen, und zugleich gutes Trinkwasser lieferte.

Jeden Tag mußten auf ärztlichen Befehl die Kranken in der See baden, welche Gelegenheit sie natürlich benutzten, um nebenher Fischfang zu treiben. So fehlte es sowohl dem Missionar und seiner Frau wie auch den Kranken nicht an äußerer Arbeit, und besonders für letztere war eine geregelte Tätigkeit von unschätzbarem Segen. Sie half ihnen, ihr Leiden viel leichter zu tragen, als wenn sie, beschäftigungslos, den ganzen Tag Zeit gehabt hätten, darüber nachzudenken.

Ein schweres, aber auch nicht unfruchtbares Arbeitsfeld war dem Missionspaar an den Seelen der armen Kranken gegeben worden, schwer vor allem, weil es eine so bunt zusammengewürfelte Schar war, lebten doch hier Weiße und Farbige, Freie und Sklaven, Hottentotten und Mohamedaner, Christen und Heiden zusammen, und ihre Herzen waren oft durch die Krankheit schon verhärtet oder doch schwer zugänglich geworden, wenn

nicht gar der Geist schon völlig abgestumpft war, was ja auch oft eine Begleiterscheinung dieser Krankheit zu sein pflegt.

Mit großer Selbstverleugnung und mit einer brennenden Liebe im Herzen — und beides ist zu solchem Dienst nötig — gab sich der Missionar im Verein mit seiner Frau seiner schweren Arbeit hin, diesen Seelen den Trost und die Kraft des Evangeliums zu bringen und sie Jesu, dem großen Arzt, zuzuführen. Immer waren sie zu ihrem Dienst bereit und jedem stand ihr Herz offen. Bald fühlten die Kranken die Macht der Liebe, die von ihnen ausging, und sie war es vor allem, die viele von ihnen für Jesus gewann, selbst unter den Mohamedanern. Unermüdlich verkündete der Missionar Gottes Wort und weilte als Seelsorger an den Kranken- und Sterbebetten. Im Jahr 1828 wurde für ersteren Zweck ein besonderes Kirchlein eingeweiht. Daß Gottes Wort nicht umsonst verkündet worden ist, das beweist u. a. auch, daß schon in den ersten sechs Jahren 95 Erwachsene die heilige Taufe empfangen konnten. —

Freilich gab es auch immer Unzufriedene und Widerspenstige unter den Kranken. Die einen klagten, sie erhielten nicht genug Lebensmittel, während sie oft einen Teil ihrer Ration gegen Wein bei den Bauern umtauschten. Die andern wollten mehr Freiheit haben, gaben sich dem Tanz und andern weltlichen Vergnügungen hin, und immer wieder gelang es auch einigen, zu entwischen und auf die Weise die Krankheit wieder weiter zu tragen. Da gab es viel zu ermahnen und schließlich auch zu strafen. Auch die Regierung mußte von Zeit zu Zeit ein ernstes Wort sprechen. —

Überführung der Aussätzigen nach Robben Island 1845

Sowohl das fortgesetzte, meist völlig ungerechtfertigte Klagen und die Unzufriedenheit der Kranken als mehr noch die Notwendigkeit, ihnen ein Entwischen unmöglich zu machen, legte der Regierung den Gedanken nahe, den Kranken einen anderen Aufenthaltsort zu geben. Aber erst im Jahr 1845 kam es dazu. Robben Island, die kahle und unfruchtbare Insel in der Tafelbai, war dazu ausersehen. Da sie von Kapstadt in einer Stunde Seefahrt zu erreichen war, war so der Regierung eine bessere Überwachung der Kranken möglich. Freilich das Scheiden von Hemel en Aarde wurde allen schwer, den Aussätzigen sowohl wie ihrem damaligen Leeraar, dem Missionar Lehmann. Erstere ahnten wohl, daß es mit ihrer goldenen Freiheit für immer

vorbei sei, und für letzteren war es auch nicht sehr verlockend, auf das unwirtliche Eiland zu ziehen. Und doch bestürmten ihn seine Kranken mit Bitten, er müsse mit kommen, ja die ersten sechs Aussätzigen, die am 8. Dezember dieses Jahres den Platz verließen, um nach Robben Island überführt zu werden, weigerten sich in Kapstadt, in das kleine Boot zu steigen, das sie an ihren neuen Wohnort bringen sollte, falls man ihnen nicht das Versprechen gäbe, daß ihr Leeraar ihnen nachfolgen werde. Erst als man ihnen die Zusicherung gab, er werde auch kommen, bestiegen sie das Boot. Ihr Wunsch wurde auch erfüllt. Als alle Aussätzigen von Hemel en Aarde nach ihrem neuen Wohnort verbracht worden waren, siedelte auch Missionar Lehmann dahin über, mit großer Freude von seinen Kranken empfangen. Am 6. Februar 1846 schon kam er mit seiner Frau nach Robben Island. Bis zum Jahr 1868 lag die seelsorgerliche Bedienung der Aussätzigen auf dieser Insel noch ganz in den Händen der Brüdermission, von deren Arbeitern auch zwei dort begraben sind. —

In genanntem Jahr übernahm die Arbeit an den Aussätzigen auf Wunsch der Regierung die englische Kirche, aber bis heut werden die zur Brüderkirche gehörigen Glieder der Aussätzigenkolonie noch gelegentlich von ihren Missionaren besucht, und der in Kapstadt angestellte Vertreter der Brüdermission fährt allmonatlich hinüber nach Robben Island, um seines seelsorgerlichen Amtes zu walten und die Sakramente auszuteilen. —

Soviel über die Arbeit der Brüdermission an den Aussätzigen in Südafrika.*)

Es war ein unvergleichlich schöner Abend, als ich, dem Tal der Aussätzigen den Rücken kehrend, mit dem Doktor wieder nach Hermanus fuhr. Über dem Meer lag ein Netz von schimmernden Goldfäden und die Berge leuchteten in purpurner Glut.

Höhlenmenschen

Erwähnen möchte ich noch, daß wir in Hermanus auch noch Höhlenmenschen gesehen haben. Die ganze Küste ist ja reich an Höhlen und Grotten. Dicht am Fischerhafen hauste eine ganze Familie in zwei solcher Felsenhöhlen, die z. T. durch Mauerwerk nach der See zu abgeschlossen und so vor dem Wind geschützt waren.

Ein so malerisches Zigeunerleben wie das, habe ich noch nie ge-

*) Siehe Näheres in dem Büchlein von Missionar A. Schmidt: „Hemel en Aarde, een liefdewerk der Broedergemeente onder de melaatschen in Zuid Afrika“ (Genadendal).

sehen. Die ganze vordere Höhle war mit Rauch erfüllt, der vom offenen Herdfeuer im Hintergrund aufstieg. Darin tauchten wie unheimliche Schatten aus der Unterwelt allerlei abenteuerliche Gestalten auf, ein uraltes Weib mit wild flatterndem Haar, fast wie die Hexe in Hänsel und Gretel anzusehen. — Ein junges zerlumptes Weib schürte das Feuer, über dem der Kessel hing. Ein paar halbnackte Kinder sprangen umher und wälzten sich vor dem Eingang im Sande, während ein Mann, der an Robinson erinnerte, draußen in der Sonne saß und seine Pfeife rauchte. Es mochte wohl der Vater der hoffnungsvollen Jugend sein. Es roch nach Salzfisch, Zwiebeln und — na, wir kennen ja dies beizende Parfüm. — Von der Decke im Innern und außen an der Wand hingen alle mögliche Gerätschaften, Kräuter, Fische, Kleidungsstücke, Lumpen und andere unbeschreibliche Gegenstände. Wäre ich ein Maler, ich hätte mir dies Motiv von einem Höhlenidyll gewiß nicht entgehen lassen. —

In einer anderen Höhle, etwas mühsam zugänglich über dem Meer, hauste bis vor wenig Jahren ein alter Buschmann wie ein Wilder und lebte von dem, was der Strand ihm bot. Ich war dort, fand aber nur einen Haufen Seegras und bleichender Knochen darin. Ob dies die letzten sterblichen Überreste des seltsamen Einsiedlers waren, kann ich nicht sagen. —

Predigt in der holländ. ref. Kirche

Am letzten Sonntag predigte ich auf Bitten des Doktors hin zweimal in der kleinen holländischen Kirche, da der zuständige Pfarrer abwesend war. Es war der vierte Advent und wohl der einzige Sonntag, an dem ein Adventston in der Predigt angeschlagen wurde, denn sonst hört man in den holländischen Kirchen hierzulande — ich glaube übrigens auch in den englischen — in dieser Zeit nichts von Adventstexten oder Adventsklängen. Genug, daß zu Weihnachten über die Geburt des Herrn gepredigt wird. —

Sämtliche Fenster in der kleinen Kirche waren kreuzweise offen, und es zog entsetzlich, daß ich mich noch heute wundere, ohne böse Folgen davon gekommen zu sein. So begleitete das Brausen des Meers, das von draußen hereindrang, im Verein mit der kleinen Orgel unsern Gesang. Es waren nur weiße Zuhörer da. Die Farbigen gehen fast alle in die englische Kirche. —

Hier in Gnadental fanden wir viel Krankheit vor bei unsrer Rückkehr. Die Masernepidemie war von einer solchen der Ruhr

abgelöst worden. Manch neues Grab ist auf dem Friedhof droben am Berghang gegraben worden.

Am 20. Dezember ist auch ganz plötzlich unser Doktor Rosenzweig am Herzschlag gestorben. Uns allen ist es ein schmerzlicher Verlust, und auch die Leute im Dorf werden ihn vermissen, denn er besaß ihr Vertrauen. —

29. Dezember. — Wir wandeln noch im stillen Glanz des Weihnachtssternes. Wie schön war das Fest doch wieder, so schön, als es nur irgend in Afrika sein kann. Nur unsere beiden Ältesten fehlten uns am Weihnachtsabend. Immer wieder zogen die Gedanken, während der Christbaum brannte, übers Meer und suchten sie. — Ob sie wohl Heimweh haben? — — Sie werden ja auch viel Liebe erfahren, aber Weihnachten ist doch nirgends so schön wie zu Hause.

Wir hatten kühles, regnerisches Wetter, so daß man in der Christnachtsfeier nicht schwitzte, wie sonst immer. Dank der Feuchtigkeit, die von oben kam, gab es auch keine Störung in der Gemeinde, wie das sonst so leicht in den Festtagen der Fall ist, denn im ganzen Land ist ja Weihnachten ein Piknik tag im Freien, an dem gewöhnlich mehr als gut ist getrunken wird. Und unsre farbigen Leute haben das nur zu schnell von den Weißen gelernt, und mancher, der sonst nicht trinkt, erliegt in dieser Zeit doch der Versuchung. Schon mehr als ein Fest hat dann durch Lärm und ungebührliches Betragen Betrunkener einen häßlichen Mißklang bekommen, denn ein Maßhalten beim Trinken kennt der Farbige mit wenigen Ausnahmen nicht. Da muß das Faß immer auf einen Niedersitz bis zum letzten Tropfen geleert werden. Nimmt man hinzu, daß die Bauern ihren Wein noch dazu oft mit Branntwein mischen, so ist es nicht zu verwundern, wenn der physisch und moralisch schwache Farbige nur zu leicht seiner verderblichen Wirkung erliegt. Da ist dann so ein ernüchternder ausgibiger Landregen grade an den Festtagen nur willkommen, denn er verhindert wenigstens Ausschreitungen auf den Straßen. Hier bleibt unserm Enthaltsamkeitsverein noch viel zu tun übrig. —

1911 und 1912

Ruhrepidemie

1911. 10. Januar. Das neue Jahr hat recht ernst für uns begonnen, indem die böse Ruhr auch in unserm Haus ihren Einzug hielt. Ein paar Tage waren wir in ernster Sorge. Nun sind wir mit Gottes Hilfe wohl über den Berg.

Wie schwer wird einem doch die Arbeit, wenn man um ein geliebtes Leben bangt! Und es gab so viel zu tun grad in den Tagen, daß ich oft gar nicht wußte, wie alles bewältigen. Aber Not treibt zum Gebet, ich meine, sie läßt uns ganz anders reden und ringen mit Gott, als es gute Tage tun. Und er hat geholfen. — Wie viel Krankenbesuche gab es außerdem im Dorf zu machen! Fast in jedem dritten Haus liegt eins darnieder.

Wunderbar, daß beinahe jedes Jahr um die Weihnachts- und Neujahrszeit hierzulande eine mehr oder weniger heftige Ruhrepidemie auftritt. Ob es wirklich, wie die Leute behaupten, von den Aprikosen kommt, die zu der Zeit grade reif werden? — Jedenfalls nennen sie sie schlechthin die „Aprikoosziekte". — Daß es einem sehr schlecht bekommen kann, wenn man Aprikosen, die in der Sonne gehangen haben, noch so sonnenwarm ißt, habe ich freilich im ersten Jahr in Afrika auch erfahren. Aber die Ruhr kommt auch ohne das in dieser Zeit. —

20. Januar. Die Ruhr ist immer noch nicht im Dorf erloschen. Wie oft haben wir in diesen Wochen den Gang nach dem Gottesacker gemacht! Wahrhaftig keine angenehme Sache für die Träger, bei dem heißen Wetter den weiten Weg an den Berg hinauf den Sarg zu tragen. Aber auch hier heißt es nach dem Gesetz Christi handeln: Einer trage des andern Last. Und es sind ja schließlich sechs, die sich darein teilen. —

„Das Einbein"

5. Februar. Das „Einbein" ist gestorben. Er hatte die Ruhr und tat nicht rechtzeitig etwas dafür. Es tut mir doch leid, daß ich ihn nicht noch einmal gesprochen habe. Man hat ihn wiederholt gefragt, ob er mich nicht zu sehen wünsche. Aber er lehnte es ab. Erst gestern Abend, als er merkte, es könne doch zum Sterben kommen, sagte er, er wolle mich morgen sehen, aber er hat den Morgen nicht mehr erlebt. So ist er als Ausgeschlossener gestorben und muß still begraben werden. Gott sei seiner Seele gnädig. Er

war bis zuletzt am Trinken, d. h. so oft er von seinen Freunden etwas erhielt. Gegen uns schien er immer noch einen stillen Groll zu haben, wenigstens hat er uns, wo er konnte, gemieden und nie mehr ein freundliches Gesicht gezeigt.

Ich habe verschiedentlich versucht, auf seine Seele einzuwirken, und ihm gesagt, ich wolle ihn gern readmittieren, wenn er in Erkenntnis seiner Schuld darum bäte, aber er ist nicht gekommen, wohl weil er fühlte, es nütze ihm doch nichts, so lange er weiter tränke. Hätte ich noch mehr um seine Seele werben sollen? Ach, mir sagt dieser Fall wieder, man kann nicht genug darin tun, und sollte noch ganz anders brennen in Liebe, um die Verlorenen zu suchen und zu retten, wie es bei Jesus war. —

Wunderbar, dieser Mann! Er war einer der treusten Kirchgänger in der Gemeinde, der auch in den Wochengottesdiensten selten gefehlt hat — und doch ein Sklave des Tranks, auf dessen Gesicht die Friedlosigkeit geschrieben stand.

Wie anders das junge Mädchen — in der Klipperstraße — das ich heut Abend gegen zehn Uhr auf dem Sterbebett readmittiert habe. Die hatte Frieden und Vergebung gefunden wie einst die große Sünderin und brauchte den Tod nicht mehr zu fürchten. —

Von einem Kranken- und Sterbebett zum andern

10. Februar. Man geht von einem Kranken- und Sterbebett zum andern. Heut in der glühendsten Mittagshitze — die ganze Luft brannte wie ein feuriger Ofen — wurde ich zur sterbenden Therese Sinoda gerufen. Das arme Weib! Wie schwer ist das Sterben, wenn man ein Leben lang den Namen des Heilands bei jeder Gelegenheit auf den Lippen gehabt hat, und doch war das Herz fern von ihm! Menschlich gesprochen scheint's unmöglich, daß sie noch den Frieden findet. Aber bei Gott ist ja kein Ding unmöglich, und er sieht tiefer ins Herz wie wir.

Ich hielt ihr noch einmal ernst und liebevoll ihre Schuld vor, besonders ihre Selbstgerechtigkeit und ihre Versäumnisse gegenüber ihren Kindern, und betete mit ihr. Dann ließ ich die beiden grade anwesenden Töchter an ihr Lager kommen und sie um Vergebung bitten wegen all des Herzeleids, das sie ihr gemacht. Die dritte ist in Caledon. Alle drei sind den Weg der Sünde gegangen. — Und was ist an der Frau gearbeitet worden, schon durch meine Vorgänger. Gott erbarme sich ihrer! Sie wird wohl den Tag nicht überleben.

Eine Menge Weiber war natürlich schon anwesend, um das Ende abzuwarten. Wie oft hab ichs in solchem Fall schon gemacht wie Jesus mit den Klageweibern im Haus des Jairus. — Die Kranke röchelte schon zwischen dem Sprechen, und die Füße waren dick geschwollen — Schwindsucht. —

Späte Bekehrung

Auch in der unteren Klipperstraße liegt Einer an derselben Krankheit auf den Tod — Andreas van der Berg. An dem hat Gottes Geist nicht vergebens gearbeitet, aber es war ein schweres Werk, denn auch er war von den Ketten der Selbstgerechtigkeit gebunden, ganz abgesehen davon, daß er früher viel getrunken haben soll.

Ich traf ihn vor einigen Wochen oben in Zevenfontein bei seiner Schwester Sofia Plessis. Er lag hinterm Haus wie ein Hund bei seinem Futter mitten in der prallen Sonne, umgeben von unbeschreiblichem Schmutz, Kehricht und Abfällen aller Art. Mit Mühe konnte ich ihn so weit bringen, ins kühle Haus zu gehen. Ich erschrak über seinen Anblick, so an Leib und Seele heruntergekommen sah der Mann aus. Mein Versuch, ihm geistlich zuzusprechen, war völlig erfolglos. Er schien gänzlich unzugänglich und stumpf zu sein. Es war ihm offenbar, wenn nicht unangenehm, so doch völlig gleichgültig, daß ich mit ihm sprach, kaum, daß er mich einer Antwort würdigte. —

Von seiner Schwester hörte ich dann, wie schwer er ihr die Pflege mache durch seine Unzufriedenheit und Verkehrtheit. Nichts sei ihm recht; über alles schimpfe und fluche er. — Ich ging traurig weg und nahm wieder einmal das drückende Gefühl seelsorgerlicher Ohnmacht mit.

Einige Zeit wartete ich nun, ob er mich rufen lassen werde, da ich ihm gesagt hatte, ich werde gern wieder kommen, wenn er es wünsche. Er war inzwischen von seiner Schwester im Unmut weggegangen und hatte sich mit Mühe wieder in sein eigenes Haus geschleppt. —

Richtig, vor einer Woche etwa schickt er mir einen Boten, ich möchte doch zu ihm kommen („Mynheer moet als belief kom"). Ich fand ihn recht elend auf ärmlicher Pritsche liegend. Die Krankheit hatte ihn bereits sehr verändert. Auf meine Frage, was er wolle, bat er mich, ihm doch etwas aus der Bibel zu lesen. Da ich in der Eile mein Neues Testament vergessen hatte mitzunehmen, fragte ich ihn, ob er denn keine Bibel im Hause hätte. — Nein. — So klopfte ich denn erst einmal an seine

Seele an, um zu hören, wie es darin aussähe. Ob er denn bereit sei, zu sterben, oder ob noch etwas zwischen ihm und dem Herrn stünde. —

„Neen, myn hart is schoon!“ (Mein Herz ist rein.) —

Ach, wie oft hört man dies Wort der Selbstgerechtigkeit aus dem Mund dieser Leute, selbst auf dem Sterbebett! —

So, sagte ich, dann wäre es eigentlich nicht nötig gewesen, den Leeraar rufen zu lassen. Ich glaubte, er wolle jetzt, ehe es zu spät sei, durch die enge Pforte ins Himmelreich gehen. Die sei aber so eng und niedrig, daß man nur tief gebückt hindurch könne und nichts mitnehmen könne als eine arme nach Gnade verlangende Seele. Am allerwenigsten könne man die schwere Last der eigenen Gerechtigkeit mitnehmen. Mit der sei schon mancher in der engen Pforte stecken geblieben. Die müsse er unbedingt vorher abwerfen. Er solle nur einmal sein Leben und nicht zum wenigsten sein Verhalten zu seiner Schwester prüfen, der habe er gewiß viel abzubitten. —

Fuhr er auf: Er habe sie nicht beleidigt; sie wäre schuld und —

Halt, sagte ich, kennst du die Geschichte vom Splitter und Balken im Auge? — Nein. —

So erzählte ich sie ihm und fügte dann noch die vom Pharisäer und Zöllner im Tempel an. — Er hörte stillschweigend zu. —

So, sagte ich zum Schluß, nun habe ich dir doch etwas aus der Bibel vorgelesen. Denke ein wenig darüber nach! Es ist der Herr, der das gesagt hat. Da wird es wohl wahr sein. Und weißt du, wir müssen alle erst so ein Zöllnerherz bekommen, wenn wir durch die enge Pforte hindurch wollen. Wenn du das erkannt hast, dann laß mich nur wieder rufen. Dann wollen wir weiter sehen, ob Gottes Wort nicht auch etwas für einen armen Sünder zu sagen hat, der sich schuldig weiß. —

Er erwiderte nichts darauf. So schied ich von ihm, Gottes Geist vertrauend, daß er in der Stille sein Werk an ihm tun werde.

Und wie verändert fand ich ihn, als ich vor wenig Tagen wieder nach ihm sah. Er hatte mich bitten lassen, doch wieder zu kommen. Da saß er auf seinem Lager, die Hände zum Himmel erhoben, und seufzte nur immer: Heiland, Gnade! Gnade! —

Ich fragte ihn, ob er nun als ein armer Sünder durch die enge Pforte gehen wolle, der nichts mit brächte als eine schuldbeladene, aber reuige und nach Vergebung verlangende Seele. — Ja. —

Ob er seine Schwester schon um Vergebung gebeten. — Ja. — Auch zu seiner andern Schwester, die ebenfalls krank lag, schickte er noch eine Botschaft, sie möchte ihm doch vergeben. — Dann rang er wieder die Hände: Gnade, Herr! Gnade! —

Da las ich ihm die Geschichte vom verlorenen Sohn und sprach besonders vom Vater und seiner wunderbaren, alles vergebenden Liebe. Zum Schluß wies ich ihn noch auf den armen Schächer am Kreuz, der Gnade vom Heiland empfangen habe, und sprach von ihm, der unsre Schuld getragen, da sei Gnade und Vergebung auch für ihn zu finden. Ob er das glauben wolle. — Ja. — Dann, sagte ich, freue dich! Deine Sünden sind dir vergeben, denn Gottes Wort sagt: So wir unsre Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns unsre Sünden vergebe und reinige uns von aller Untugend. —

Und er hat Frieden gefunden. Das sagte er mir selbst, als ich heut Nachmittag ihn wieder besuchte, und man sah es ihm auch am Gesicht an. Er lag ganz still da, bereit, dem Herrn auf seinen Ruf zu folgen. Ich las ihm noch die Worte vom guten Hirten und seinen Schafen und wir beteten zusammen. — Er wird nicht mehr lang auf ihn zu warten haben. —

13. Februar. Wir haben die alte Therese begraben. Ich hielt ihr die Leichenrede über Hebr. 3. 7—11, oder besser den drei Töchtern. Möchte das Wort eine offene Tür zu ihren Herzen gefunden haben. — Es war ein heißer Gang auf den Gottesacker. —

Andreas van der Berg ist heut auch zur Ruhe eingegangen. —

Die alte Benigna

Neulich besuchte ich wieder einmal die alte Benigna in der Kloosstraße. Das ist wirklich noch eine von den alten, treuen und ehrlichen Seelen, die es aufrichtig meinen mit ihrem Christentum, und denen es um ewige Schätze zu tun ist. Sie gehört nicht zu den vielen, die die Sprache Kanaans sprechen, ohne Heimatrecht daselbst zu haben. Schlicht und einfach spricht sie über ihres Herzens Zustand und ihren Lebenswandel ohne den geringsten Ton der Selbstgerechtigkeit. Sie weiß, daß ihr noch viel fehlt, und doch ist sie reifer und vor allem aufrichtiger wie viele andere, die so schön zu reden wissen. — Wir sprachen lange zusammen über den Weg des Lebens und lasen dann noch Röm. 8, die 2. Hälfte, miteinander.

Heut wurde jenes junge Mädchen beerdigt, das ich kürzlich readmittiert hatte. Wohl ihr! Sie hat auch das Wort der Gnade

gehört: Sei getrost, meine Tochter, deine Sünden sind dir vergeben! Gehe hin in Frieden! —

Wie viel Leute waren in diesen Tagen wieder bei mir mit äußeren oder inneren Anliegen. Und ich fühlte mich gar nicht frisch. Ich werde doch mit dem Doktor reden müssen. —

Von allem möglichem, was da „kreucht"

Was für ein Konzert jetzt von früh bis spät die „Kriks" (Heimchen) machen! Es tut oft gradezu den Ohren weh und fällt auf die Nerven. Draußen im Garten und drüben im Kamp wimmelt es von ihnen. Leider kommen sie auch zuweilen ins Haus und musizieren dann in irgend einer verborgenen Ecke den Abend und die ganze Nacht hindurch. Sie machen ein so anhaltendes, durchdringend schrilles Geräusch, als ob jemand wütend auf einer alten verstimmten Geige umher kratzt. Wenn man ihrer nicht habhaft werden und sie hinausbefördern kann, ist kaum an Arbeiten oder Schlafen zu denken. Mitunter sind sie aber so versteckt, und der Ton ihres Gezirpes täuscht so sehr in der Richtung, woher es kommt, daß es oft lange dauert, ehe man sie findet. Am ersten glückt es noch, sie aus ihrem Schlupfwinkel herauszulocken, wenn man einen nassen Lappen in eine dunkle Ecke auf die Diele legt, denn der Geruch der Feuchtigkeit zieht sie an. Sie kriechen dann unter den Lappen und sind so leicht zu fangen. So harmlos an sich die kleinen Tierchen sind, sie können einen zuweilen doch fast zur Verzweiflung bringen mit ihrem Lärm. —

Weniger harmlos sind schon die großen behaarten Paviansspinnen, deren ich schon öfter welche zwischen meinen Büchern gefunden habe. Ob sie wirklich so giftig sind, wie die Leute behaupten, bezweifle ich. Bis jetzt hat mich allerdings auch noch keine gebissen, obgleich ich einmal zwei zugleich vom Boden aufhob, die unter einem vertrockneten Blatt saßen, das ich entfernen wollte. Ich habe sie wohl weislich schleunigst fallen lassen.

Die giftigsten Tiere nächst den Schlangen sind nach der Meinung unsrer Leute die Frösche und Kröten, besonders letztere. Sie würden nie so ein Tier mit den Händen anfassen, und so oft wir uns den Spaß machten und mit einer dicken Kröte in die Küche kamen, und sie unsrer Aja zeigten, knirschte sie laut auf und lief entsetzt davon.

Natürlich wissen auch die wenigsten giftige von ungiftigen Schlangen zu unterscheiden, und wo immer sich eine Schlange

Hemel en Aarde. Das alte Missionshaus (siehe Seite 194)

Hemel en Aarde. Reste der Kirche und Aussätzigenhäuser (siehe Seite 195)

Auf dem Weg nach Hemel en Aarde (siehe Seite 194)

blicken läßt, wird sofort Lärm gemacht: Een slang! Een slang! und man eilt mit Knüppeln oder einem Gewehr herbei und ruht nicht, bis sie getötet ist. Das kann ich verstehen, denn das Getier bleibt immer ungemütlich, auch wenn es zufällig einmal nicht giftig ist. Aber das meiste davon ist giftig und zwar recht gefährlich giftig, und es gibt mehr als genug dieser Art, Kobras, Kapellas, Puffaddern, Schaapsteker, und wie sie alle heißen. Wie manche haben wir schon in der Nähe des Hauses gesehen, auf der Veranda und in der Badestube, wohin sie offenbar durchs Abzugsrohr gelangt waren.

Eines Sonntags, als ich predigen wollte, lag sogar eine recht ansehnliche unter dem Liturgustisch zusammengerollt. Hätte sie nicht ein Diener vorher bemerkt und entfernt, so hätte ich sie wohl nichts ahnend als Fußbank benutzt.

Da heißt es dann immer vorsichtig sein, zumal im heißen Sommer. Besonders gern gehen sie in den Hühnerstall den Eiern nach, und man tut immer gut, ehe man in ein Hühnernest greift, sich vorher zu vergewissern, daß nicht so ein gelber Aal darin liegt.

Die ungemütlichsten sind die Puffaddern, weil sie mit ihrem Kopf nach rückwärts schlagen. Zum Glück flüchten fast alle, wenn sie Menschentritte spüren, aber wenn sie erschrecken, oder sich plötzlich angegriffen glauben, setzen sie sich sofort zur Wehr, und das unfehlbar, wenn man etwa aus Versehen auf eine tritt.

Und wie leicht kann das geschehen. Sehr lieben sie auch die Milch, und man muß daher, wo solche steht, immer auf der Hut vor ihnen sein. Die Baumschlangen sollen weniger gefährlich sein. Einmal schossen wir eine unter dem Dach unsrer Veranda herunter. Man sieht noch heut das Loch. Sie war gegen vier Fuß lang. Nach dem Volksglauben können Schlangen nicht sterben, so lang die Sonne scheint oder vielmehr sie die Sonne sehen können. Das ist natürlich Aberglaube. Immerhin sind die Schlangen ähnlich wie Aale schwer tot zu kriegen. Als ich einmal eine mit dem Grabscheit in drei Teile zerschnitt, bewegten sich alle drei Teile recht lebendig weiter, bis ich sie in die Erde vergrub.

Schade, daß die Sekretäre, diese vortrefflichen Schlangenjäger, hier nicht so zahlreich sind wie die Störche in Pommern. Man könnte ihrer mehr gebrauchen. Einmal beobachtete ich den Kampf eines solchen Vogels mit einer großen Schlange. Mit ein paar Flügelschlägen hatte er sie betäubt; dann ein Biß ins Rückgrat

hinter den Kopf, und hoch in die Lüfte stieg er mit dem sich windenden Tier. Sein Schicksal war besiegelt. —

Auch die Igel gehen ihnen zu Leibe, und es macht ihnen gar nichts, wenn sie dabei in die Schnauze gebissen werden. Schade, daß man nicht auch so immun gegen das Gift ist.

Von einem früheren Missionar wird erzählt, daß er besonders geschickt im Schlangentöten war. Er wartete gewöhnlich, bis das Tier in ein Loch schlüpfte, ergriff sie dann im letzten Augenblick fest beim Schwanz, zog sie mit einem Ruck heraus und schlug sie auf den Boden, ehe sie zur Besinnung kam. Ich möchte aber das Experiment lieber doch nicht versuchen. Es könnte schief ablaufen, und als Familienvater riskiert man nicht so leichtsinnig sein Leben. Da greift man lieber zum Stock. Das ist sichrer.

Von Skorpionen, deren es z. B. auf dem Signalhügel bei Kapstadt massenhaft gibt, sieht man hier nicht viel. Einmal fanden wir aber doch einen in der Schlafstube, wo er sich unter den Betteppich verkrochen hatte. Er wurde entdeckt, als eins von uns mit dem Fuß auf die Stelle trat, und es darunter so eigentümlich knirschte. Es hatte ihm den Garaus gemacht, aber da er sonst noch gut erhalten und ein besonders großes Exemplar war, trocknete ich ihn an der Sonne, um ihn als Andenken aufzuheben. Leider hat ihn nachher unser Kater erwischt und verspeist. —

Es soll nicht angenehm sein, von einem Skorpion gestochen zu werden. Es soll sein, als ob ein glühendes Messer ins Fleisch gestoßen werde. Für Kinder kann schon ein einziger Stich lebensgefährlich werden. — Aber es ist wirklich, als hätten die ihre besonderen Schutzengel. Wie viel ließ sich da erzählen von wunderbarer Bewahrung. —

13. März. In der vergangenen Woche war ich mit unserm Superintendenten in Kapstadt, um unsern Visitator, Missionsdirektor Kluge aus Herrnhut, bei seiner Ankunft zu begrüßen. Er wird erst die westlichen Gemeinden Mamre, Wittewater und Goedverwacht besuchen und dann nach Gnadental kommen. Wie viel und schwere Arbeit wartet seiner. Möge ihm Gott Weisheit, Gnade und Kraft dazu schenken! —

Predigt des eingeborenen Mitarbeiters

Gestern hielt einer unserer farbigen Missionsgehilfen eine sehr gute Predigt über das Wort der kananäischen Frau: „Ja Herr, aber doch!“ — kurz und packend. Der versteht es, zu

seinem Volk zu reden. Ein Gedanke wird dabei in den Vordergrund gestellt und immer wieder von allen Seiten beleuchtet und sozusagen in das Gedächtnis und das Herz der Hörer hineingehämmert und mit Schrauben festgenietet. Unser einer läuft immer Gefahr, zuviel Gedanken zu bringen und zu kurz bei einem zu verweilen. Auch legen wir meist zu viel Gewicht auf einen logischen Aufbau der Predigt, obgleich man ihn natürlich nicht vernachlässigen darf. Aber unsre Leute geben nicht viel um das, was man daheim Predigtkunst nennt, haben auch nicht das Verständnis dafür. Sie wollen am Herzen gepackt sein, und dazu genügen ihnen wenige Gedanken warm und lebendig vorgetragen und durch ein paar gute Bilder und Gleichnisse aus ihrer eigenen Umwelt erläutert. Aber ich denke doch immer, um die Gefahr des Schwätzens zu vermeiden, sollte ein Missionar soviel wie möglich Sorgfalt auch auf einen logischen und klaren Aufbau der Predigt verwenden. Er erzieht dadurch auch seine farbigen Zuhörer zum Denken, und das ist sehr nötig. Und einer so alten Christengemeinde wie der unsrigen kann man darin schon etwas zumuten.

An den Sonntag Abenden in der Passionszeit halten wir nach der Sitte der Brüdergemeine seit alters Passionsbetrachtungen; diesmal über die sieben Worte vom Kreuz. Sie werden stets gut besucht.

Auf die „Wunderklippen"

24. März, abends. Eben sind wir von einer Partie auf die „Wunderklippen" zurückgekommen.

Es war ein idealer Tag, wolkenloser azurblauer Himmel und nicht zu heiß. Freilich, zwei Stunden muß man ordentlich steigen auf schmalem Saumpfad an der Berglehne entlang, hoch über der Kloof. Aber wie wird man belohnt durch die herrlichen Blicke in diese wild zerklüftete Bergwelt mit ihren schroffen Felsenhängen, tiefen dunklen Schluchten, und weiterhin in das Tal des Zonderend bis zu den fernen Küstenbergen.

Wo man nicht das Gras abgebrannt hatte, schimmerten die Berghänge im saftigsten Grün, fast wie die Almen im Schweizerland. Blau und silbergrau standen die kahlen Felsspitzen darüber. Aller Orten leuchteten aus dem Grün der Matten die rotflammenden Amaryllis („Afrikanders") und die gelben Proteen. Am Wegrand standen blaue Glockenblumen, zartrosa Gladiolen und

kleine rote Immortellen und eine Menge Eriken mit ihren langen seidenglänzenden Röhrenblüten.

Und diese herrlich reine Luft, gewürzt mit dem starken Duft aromatischer Kräuter, deren Heilkraft vielfach von unsern farbigen Leuten benutzt wird, aber noch bei weitem nicht genügend erforscht ist. Was könnten hier Botaniker und Pharmazeuten für Schätze sammeln! —

Ein paar Klippdachse huschten über die Felsen, und von irgendwo ertönte das heisere Bellen eines Pavians, der seine Herde warnte. Es ließ sich aber heut keiner der zottigen Gesellen sehen. Ob der „wilde Jäger" dran schuld war, der uns, von der Höhe herab kommend, mit dem Gewehr über der Schulter begegnete? — Der hatte wieder einmal auf fremdem Revier gepirscht. Wer weiß, wo er seine Jagdbeute versteckt hatte, denn ganz ohne solche kommt er selten heim. Er sagte, er habe ein wildes Bienennest gefunden und wolle morgen den Honig ausnehmen. — Solch Berghonig ist freilich nicht zu verachten.

Oben angekommen sammelten wir trockenes Strauchwerk und Kuhdünger, machten Feuer und kochten uns Kaffee.

Diese köstliche Steinwildnis dort oben, und diese wundervolle Stille und Weltentrücktheit! — Nur tief aus der Kloof herauf drang das Rauschen eines Wasserfalls. — Lange saßen wir auf und zwischen den Klippen, die ihren Namen „Wunderklippen" mit Recht tragen, denn etwas Wunderbareres, Groteskeres an Form wird man selten finden. Einige ragen wie Obelisken in die Höhe, andere wie spitze Nadeln oder Drachenzähne. Manche sehen wie vorsindflutliche Ungeheuer aus oder versteinerte Riesen. Welche Naturgewalten mögen diese Blöcke aufeinander getürmt und diese Figuren ausgemeißelt haben? Vom Norden her blauten die Herriverberge herüber. — Hier und da stieg der Rauch eines Hirtenfeuers aus den Kloofen auf, und in den Lüften zogen ein paar Jakalsvögel ihre majestätischen Kreise.

Der große Gnadentaler Berg fällt hier grad gegenüber in jähem Absturz in die Schlucht. Links davon war deutlich der Saumpfad zu sehen, der in steilem Zickzack über den Sattel nach der andern Seite führt, ein von unsern Leuten, die drüben arbeiten, viel begangener Pfad. Vor nicht zu langer Zeit ist im Winter dort oben ein alter Gnadentaler, der nach jahrelangem Umherschweifen im Land wieder nach seinem Geburtsort zurückkehren wollte, erfroren. Es hat viel Mühe gekostet, ihn herunterzubringen. —

Wir gingen zum Schluß noch ein viertel Stündchen weiter zu „Mirtschings Nase", einem schmalen über den Abgrund hinausragenden Fels, den man so getauft hat, weil er mit der Nase jenes alten Missionars, der diesen Namen trug, Ähnlichkeit haben sollte. Ich habe weder den lieben Bruder gekannt, denn er ist schon lange tot, noch auch also seine Nase gesehen, und kann mich darum nicht für die Ähnlichkeit verbürgen. Aber immerhin ist der Vergleich mit diesem menschlichen Körperteil sehr zutreffend. Auf alle Fälle ist es eine respektable Nase, denn wir hatten alle darauf Platz. —

Wundervoll war der Abstieg, als die Berge im warmen Licht der Abendsonne glühten, und das weite Land nach dem Meer zu in blauen Tinten schwamm. — Aus der Tiefe tönten die Glocken von unserm Kirchlein herauf, und eine Ziegenherde zog läutend heimwärts. — Aber man fühlt die Kniee, und wegen des losen Steingerölls kann man nur vorsichtig und langsam absteigen. Unsere Bergstöcke taten uns gute Dienste dabei. — Ein warmes Bad nachher hat die steifen Glieder wieder geschmeidig gemacht.

Ausdreschen von Getreide

31. März. Auf den Trapploeren*) draußen vor dem Dorf dreschen die Leute ihr Getreide aus. Es geschieht noch ganz wie es beim alten Israel im Gebrauch war, indem man Pferde oder Ochsen im Kreis darüber hintreibt, bis es ausgetreten ist. Und es geht auch hier nach dem mosaischen Gesetz: Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden. — — —

Trockenheit

Wenn es doch endlich regnen wollte! Immer dieser heiße, ausdörrende Wind! Er hat argen Schaden an unsern Saatbeeten getan und manches zarte Pflänzchen getötet. Wenn der Regen endlich kommt, ist es zu spät für sie. — Es ist grad wie im Menschenleben. Wenn der Gluthauch der Versuchung und Leidenschaft erst einmal eine Seele völlig verbrannt hat, weckt sie kein Gnadenregen mehr zum Leben. — Wie manches Beispiel dafür ist auch in unsrer Gemeinde! — —

Ich bin auf der Suche nach neuen Kirchendienern und Dienerinnen. Das ist ein schwieriges Geschäft.

Am Vormittag Schulexamen in Greyton. Die Kinder machten ihre Sache gut. David Kroneberg hat die Schule in der kurzen Zeit seines Wirkens schon sehr gehoben. Er ist bei Eltern und

*) Spr.: Trappflur, eine kreisrunde geebnete Fläche mit hartem Boden, etwa acht Meter im Durchmesser.

Kindern beliebt und wirkt trotz seiner Jugend auch als Seelsorger nicht ohne Erfolg. — Aber die finanzielle Lage der Schule macht uns Sorge. Nächsten Sonntag will die Gemeinde ein Liebesmahl zum Besten derselben halten. Das hilft indessen der Not nur vorübergehend ab. Wir müssen sehen, daß wir eine staatliche Unterstützung erhalten. —

Der Visitator kommt

7. April. Mittags 12 Uhr ist unser lieber Visitator unter Glockengeläut, Posaunenblasen, Gesang und Flintenschüssen hier eingezogen. — Wir waren ihm in fünf Karren bis Snyders Kraal auf der andern Seite des Flusses entgegengefahren, so daß es mit der seinen eine stattliche Reihe von Gefährten war. In der Via triumphalis, der mittleren Klipperstraße, durch die er seinen Einzug hielt, hatten die Leute drei Triumphbogen errichtet, mit Blumen und Fähnchen geschmückt, und Begrüßungsinschriften in Holländisch und Englisch. Bei jedem mußte gehalten werden, da die Leute sangen oder bliesen. Bei der Auffahrt auf die Werft war noch ein vierter Bogen.

Bei der Ankunft unter den Eichen vor der Kirche wurde wieder geschossen. Der „wilde Jäger" ließ es sich nicht nehmen, auf seine Weise den „groot Leeraar" zu begrüßen. Er stand nachher mit seinem Gewehr in der vordersten Reihe. Die Schulkinder und eine Menge Leute, die zur Begrüßung gekommen waren, sangen Segensverse. Der Visitator strahlte und die Sonne auch. — Es war „Kaiserwetter". —

Am Nachmittag fand die amtliche Begrüßung im Kreis der Missionsarbeiter („Missionskonferenz") statt, und abends eine solche mit der Gemeinde in der Kirche. Der Visitator hielt eine längere Ansprache über den apostolischen Gruß: Gnade sei mit euch und Friede von Gott, dem Vater, und unserm Herrn Jesu Christo. Sie wurde gedolmetscht. Nachher stellte ich die Mitglieder des Kirchenrats vor.

Den Tag beschloß ein Familienabend in unserm Haus. Wie wurde die Heimat wieder lebendig im Herzen über all dem, was uns unser lieber Gast vom Vaterland, von unsern Gemeinden daheim, von Verwandten und Freunden erzählte und — von dem Besten, was wir drüben haben, den geliebten Kindern! — Und wie wohl tut es, wenn einem bei solchem Besuch eines Vorgesetzten ein so liebevolles, warmes und persönlich mitfühlendes Herz entgegenschlägt! Das haben wir noch oft in der Folgezeit empfunden.

11. April. Arbeitsreiche Tage in Gemeinschaft mit unserm Visitator. Es galt, soweit es noch nötig war, ihn mit unsrer Gemeinde, der Arbeit an ihr und den schwebenden Fragen bekannt zu machen und das Programm für die Zeit seiner Anwesenheit festzustellen. Zudem kamen gestern Missionsinspektor Wilde und Superintendent Großkopf von der Berliner Mission zu einem kurzen Besuch. Die Abende sind, soweit möglich, dem geselligen Beisammensein gewidmet. —

Osterfeier

16. April. Ostern. Ein reichbesetzter Tag. Da es herrliches Wetter war, versammelte sich die Gemeinde schon vor sechs Uhr morgens auf dem Kirchplatz, um nach alter Brüdergemeinsitte die Osterlitanei an den Gräbern zu beten. Nach kurzer liturgischer Begrüßung und dem Gesang eines Verses setzte sich der lange Zug — es mögen an tausend Menschen gewesen sein einschließlich einer Anzahl Buren — nach der hergebrachten Ordnung in Bewegung, voran die Bläser, hinter ihnen die Missionare, dann die Kinder, die Männer und zuletzt die Frauen. Wir hatten keinen Polizisten nötig. Die Diener sorgten nach Kräften für gute Ordnung. Etwas weniger geschwätzt dürfte bei der Gelegenheit werden. Aber das ist leider diesem Volk nicht beizubringen.

Als wir auf den Gottesacker kamen, ging die Sonne auf und tauchte alles in goldiges Licht. Die Gemeinde gruppierte sich in Hufeisenform um den amtierenden Missionar. Dann wurde die Litanei gebetet. Es ist die holländische Übersetzung der in unsern heimatlichen Gemeinden gebräuchlichen. Der einzige Unterschied ist der, daß statt der Namen der seit letzten Ostern hier Bestatteten nur ihre Anzahl mitgeteilt wird, da es durchschnittlich 80—100 sind.

Es war wieder eine schöne und eigenartige Feier, die die Herzen so recht auf den Auferstehungsgedanken und Christi Sieg über Tod und Grab stimmte. Auch unsre Leute lieben sie sehr, wie die rege Beteiligung wieder zeigte. Nach Beendigung der Feier zerstreuten sich wieder die Teilnehmer, um in den verschiedensten Richtungen nach Hause zu eilen. Ich würde es lieber sehen, man ginge wieder in geordnetem Zug zum Kirchplatz zurück, aber dazu fehlt den Leuten das liturgische Gefühl und — die Geduld. Und dann — „Mynheer, zoo was het altyd." (So war es immer.) Und der Hottentott oder vielmehr seine Nachkommen hängen zäh am Altgewohnten, grade so wie die Bauern daheim. —

Die Festpredigt hielt unser Visitator, tief durchdacht und eindrücklich. Was war es doch für ein Genuß, einmal wieder eine Predigt in der Muttersprache zu hören! Schade nur, daß immer gedolmetscht werden muß. Das beeinträchtigt ein wenig das Ganze. Die Gemeinde, die zahlreich erschienen war, hörte aufmerksam zu.

Am Nachmittag war ein Konzert mit Teameeting zum Besten der Schule. Noch nie war ein Konzert so gut besucht. Sechzehnhundert „Bolle" sind gebacken und über achthundert „Tikets" verkauft worden. Der Reingewinn ergab 10 Estr. — Auch hier mußte natürlich wieder geredet werden wie bei allen Liebesmahlen.

Einsegnung von neuen Mitgliedern des Kirchenrats

Im Abendgottesdienst stellte ich der Gemeinde fünf neue Diener vor, zwei Männer und drei Frauen, und segnete sie zu ihrem Amt ein, nachdem ich in Anknüpfung an Joh. 20. 19—21 davon gesprochen hatte, aus welcher Quelle uns die Kraft zur Arbeit im Dienst des Herrn fließt, aus dem Frieden und der Freude in seiner Gemeinschaft. Es mögen wieder gegen tausend Menschen anwesend gewesen sein.

Eine nächtliche Nottaufe

Abends halb elf Uhr — unser lieber Gast war noch bei uns — wurde ich zu einer Nottaufe ins Dorf gerufen. Es war so dunkel, daß ich mir die Laterne mitnehmen mußte und natürlich auch meinen Stock, der mich eigentlich immer ins Dorf begleitet, schon der vielen Hunde wegen, die abends mitunter recht ungemütlich werden können.

Auch diesmal war es gut, daß ich ihn mit hatte, denn ich wurde verschiedentlich von unangenehmen Knurren begrüßt. Aber vor einem Stock haben die meisten Dorfhunde Respekt. —

Es war eine rührend ärmliche Hütte, in die ich gerufen worden war. Sie bestand nur aus zwei niedrigen engen Räumen. Im vorderen brannte auf dem Tisch eine qualmende und übelriechende Öllampe, die ihn nur spärlich erhellte. Alle möglichen anderen undefinierbaren Gerüche mischten sich mit dem der Lampe, daß man gut tat, nicht zu tief Atem zu holen. Am offenen Herd bemühte sich ein altes Weib, über ein paar glimmenden Holzscheiten in einem russigen Kessel Wasser warm zu machen. Daneben schnurrte behaglich eine Katze. Auf der Leiter, die in den Dachraum hinaufführte, saßen einige Hühner und blinzelten aus verschlafenen Augen herunter. Allerhand fragliche Lumpen und

Lappen waren in der Nähe des Herds zum Trocknen aufgehängt, und was sonst noch alles von den rauchgeschwärzten Deckenbalken herunterbaumelte, war zum Glück in dem Dämmerlicht nicht zu erkennen. Eine Fledermaus huschte zwischen all dem Kram herum.

Aus dem noch dunkleren Nebenraum tönte leises Wimmern. Dort lag auf armseligem rohen Holzgestell die bleiche Wöchnerin, den kranken Säugling im Arm, während in der anderen Ecke auf einem Strohsack an der Erde zwei halbwüchsige Kinder sichtbar wurden, die sich schlaftrunken umdrehten, als ich eintrat. Der Hausvater war abwesend auf irgend einem Bauernplatz.

Ich begrüßte die Kirchendienerin, die zur Hilfe herbeigekommen war, und sprach dann ein paar tröstende Worte mit der Mutter, während jene sich bemühte, den Täufling ein wenig festlich herzurichten, soweit das in der Eile möglich war. Und es war keine Zeit zu verlieren, denn, wie ich beim Lampenlicht sehen konnte, war das arme Wesen schon ganz blau im Gesicht, wohl infolge der Krämpfe, an denen es litt.

Schnell wurde noch auf den Tisch eine leidlich weiße Decke gedeckt, eine Untertasse mit einem Wasserglas darauf gestellt, das die Alte aus dem russigen Kessel voll goß. Natürlich war das Wasser so heiß, daß es erst wieder mit kaltem temperiert werden mußte. Dann las ich beim Licht meiner eigenen Laterne, die ich wieder angezündet hatte, da die Öllampe zu wenig hergab, die Tauflitanei, betete und taufte den jungen Erdenbürger in Jesu Tod. Er wird freilich nur ein flüchtiger Gast hier unten sein. Ich hatte Angst, daß er schon während der Taufe uns wieder verlassen werde, da er mitunter kaum mehr zu atmen schien und wie eine kleine Leiche dalag, bis neue Zuckungen in seinem Gesicht verrieten, daß er noch am Leben sei. Das Licht des neuen Tages wird er wohl kaum mehr sehen, der arme Wurm. — Aber vielleicht ist es besser aufgehoben in jener Welt. —

Wie hell und freundlich leuchteten vom nächtlichen Himmel die Sterne herab, als ich wieder ins Freie trat. So stehen die Verheißungen von Gottes Liebe und Gnade unwandelbar über diesem flüchtigen Erdenleben und allem Leid und Elend, das es in sich birgt. — Ich atmete mit langen Zügen die reine Nachtluft ein, die mir entgegenschlug. Vom Waldrand her drang das Rauschen der Kiefern herüber, die leise im Winde miteinander flüsterten. Sonst feierliche Stille. Das ganze Dorf lag im Schlaf. —

Es war schon Mitternacht, als ich wieder nach Hause kam. —

Viel Arbeit für den Visitator

18. April. Um 10 Uhr fand die Eröffnung des Bazars zum Besten der Schule statt — natürlich mit Ansprache des Visitators. Ich beneide ihn wirklich nicht um die Pflicht, immer und überall reden zu müssen. Und in jeder neuen Gemeinde, in die er kommt, ereilt ihn dasselbe Los. Es geht von einer Ansprache und Festpredigt in die andere. Und dazwischen eine Menge Hausbesuche, Konferenzen und schriftliche Arbeiten. Und immer neue Eindrücke, Fragen und Probleme, die an solchen Mann herantreten. Dazu gehört ein besonderes Maß von Nervenkraft und geistiger Elastizität, nicht weniger aber auch körperlicher Gesundheit, wenn man noch das viele Reisen in der Karre oder zu Pferd hinzunimmt und das Klima mit seinen jäh wechselnden Temperaturen, an das sich ein Europäer doch erst gewöhnen muß. Wahrlich, eine leichte Sache ist solch ein Visitationsbesuch für den Betreffenden nicht, das ist mir schon in diesen wenigen Tagen klar geworden, und er hat ganz gewiß die Fürbitte der heimatlichen Missionsgemeinde in besonderem Maße nötig. —

Schulbazar

Der Bazar war ein schöner Erfolg. Außer den ausgestellten Handarbeiten aus der Nähschule, die Schwester Sch.— leitet, wurden auch eine Menge Eßwaren verkauft. Man konnte Kaffee trinken, ja sogar warmes Mittagessen erhalten. Ein Bur hatte ein kleines Schweinchen gestiftet, das für 16 s. 6 d. abging. Eine Menge Menschen waren erschienen. In dem kleinen Schulraum drängte es sich so, daß man kaum hindurch konnte. Am Nachmittag bliesen die Gehilfenschüler einige Märsche auf dem Kirchplatz. Der Reingewinn betrug über 24 Lstr. —

Wie Eine eine treue Kirchgängerin wurde

25. April. Tage reich an Arbeit, aber auch an geistiger Anregung liegen hinter uns. Fast jeden Nachmittag machte ich mit unserm Visitator Hausbesuche im Dorf, hauptsächlich bei den Dienern und Dienerinnen.

Bei der alten achtzigjährigen Johanna Styn, deren Haus in der Vly ein Muster von Sauberkeit und Nettigkeit ist, sprachen wir unter anderm auch über den Kirchenbesuch. Sie ist eine unsrer treusten Kirchgängerinnen, die auch bei dem schlechtesten Wetter und trotz ihres hohen Alters und körperlicher Schwachheit sich nicht abhalten läßt, den weiten Weg zur Kirche zu machen,

ein zierliches kleines Persönchen mit runzlichem Gesicht und ein paar freundlich blickenden Augen.

Als wir ihr unsre Freude aussprachen über ihre Liebe zum Gotteshaus, erzählte sie aus ihrer Erfahrung, was sie schon in früheren Jahren zu einem treuen Kirchenbesuch angetrieben hätte. Sie besuchte damals öfters einen schwerkranken Mann, der nie oder nur sehr selten zur Kirche gegangen war, und dem nun die Versäumnis, da er den Tod herannahen fühlte, schwer zu schaffen machte. Beständig hörte er in seiner Einbildung die Glocken läuten, auch wenn sie still im Turm hingen. So oft man ihm auch sagte, sie läuteten ja nicht, es sei gar keine Gottesdienstzeit, — er ließ es sich nicht ausreden. Immer wieder fuhr er erschrocken in die Höhe: Die Glocken, die Glocken! Hört ihr's denn nicht, wie sie läuten? Sie läuten immer fort! Ich kann es nicht mehr ertragen! Ich muß zur Kirche! Helft mir doch, daß ich zur Kirche komm! — Und dann sank er wieder erschöpft und in Schweiß gebadet in seine Kissen zurück, bis sich nach kurzer Zeit dasselbe wiederholte. Immer verfolgte ihn wachend und im Traum das Läuten der Glocken, und er wollte zur Kirche gehen, aber es war zu spät, er konnte nicht mehr. Und die Glocken läuteten fort und fort bis zu seinem Ende, und sein Gewissen wand sich darunter in tausend Qualen und fand keine Ruhe. —

Das hat einen so tiefen Eindruck auf die Frau gemacht, daß sie sich gelobte, keinen Gottesdienst, zu dem die Glocken rufen würden, ohne Not zu versäumen. Und sie hat seitdem ihr Gelöbnis gehalten und es nicht bereut. Sie ist eine der demütigen Christen, die sagen: Nicht daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei. Ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte. . . . .

Die Vormittage waren mit Besprechungen und Konferenzen ausgefüllt, und der spätere Teil der Abende, wenn der Gottesdienst vorüber oder sonst wie der letzte Teil des Tagesprogramms abgewickelt war, gehörte meist dem geselligen Zusammensein in unserm engeren Kreis, wobei auch die Musik zu ihrem Recht kam.

Verabschiedung des Visitators

Nur zu schnell waren die schönen Tage dahingeeilt. Heut abend verabschiedete sich Missionsdirektor Kluge von der Gemeinde, indem er über den alttestamentlichen Segen sprach. Wir freuen uns schon darauf, ihn nach einigen Wochen noch einmal für die

Tage der „Allgemeinen Missionskonferenz“*) in unsrer Mitte haben zu dürfen. Morgen verläßt er uns.

Ich habe um Europaurlaub für das nächste Frühjahr gebeten. Es ist mir nicht leicht geworden, da eigentlich hier keiner entbehrt werden kann und damit immer doppelte Arbeit auf die Kollegen fällt. Aber ich habe je länger je mehr gesehen, daß die Kräfte nicht mehr ausreichen, und daß, wenn nicht bald etwas zur Widerherstellung der Gesundheit getan wird, es leicht zu spät werden könnte. —

Census

15. Mai. In der vorigen Woche wurde in der ganzen Union der Census gehalten, verbunden mit einem solchen für Haustiere und Landwirtschaft. Wir Missionare waren vom Magistrat beauftragt worden, ihn in Gnadental auszuführen. Es war eine tüchtige und ermüdende Arbeit. Die ganze Woche sind wir von früh bis spät Haus bei Haus gelaufen mit den Formularen unter dem Arm und haben geschrieben und geschrieben, was man nur irgend schreiben konnte. Jedes menschliche Gebein wurde notiert nach Alter, Geschlecht, Herkunft, Nation, Beruf, Religion und ich weiß nicht, was noch. Dazu jedes Huhn und Schwein, Schafe und Böcke, Kühe und Pferde und was einer sonst an lebenden Wesen besaß. Ferner alle Wagen und Karren, landwirtschaftliche Geräte und Maschinen, die Größe der Gärten und Felder, das Maß an Getreide, Kartoffeln und andern Erzeugnissen, die sie liefern, und eine Menge sonstiger Dinge — es war die reinste Inquisition. Ich habe allein über dreihundert große Formulare ausgefüllt. Dazu habe ich schon vorher für eine Unmenge Leute ihr Alter im Kirchenbuch aufsuchen und herausschreiben müssen, weil sie's selber nicht wußten. Auf wie viele stieß ich auch wieder, die ihren Namen nicht selber unter das Formular setzen konnten. In dem Fall schreibt man selbst ihren Namen und macht zwischen Vor- und Familiennamen ein Kreuz, wobei der Betreffende den Federhalter berühren muß. Das gilt dann so viel, als ob er selbst den Namen geschrieben habe. Todmüde legte man sich abends zu Bett, noch bis in die Träume verfolgt von den schrecklichen Formularen, die alle Beine und Arme erhalten hatten, einen nicht losließen und in einem fort schrieen: „Wir wollen ausgefüllt sein! Schreibe! Schreibe!“ bis

*) Diese Konferenz, AMK genannt, ist die Vereinigung sämtlicher europäischer und farbiger Missionare zur Beratung und Beschlußnahme über alle die Missionsprovinz betreffenden Fragen und Bedürfnisse.

sie sich schließlich alle in einem großen Haufen auf einen stürzten, daß einem der Atem verging und man von einem gewaltigen Alpdrücken erwachte. — Es war schauderhaft. —

Indessen, etwas Gutes hatte die Sache doch, abgesehen von manchem Humor, der dabei mitunter lief: Man kam einmal wieder in eine Menge Häuser und Familien und erhielt einen Einblick in ihre äußeren Verhältnisse, wie er allseitiger nicht sein konnte. Und wie manches seelsorgerliche Gespräch ließ sich ungezwungen daran anknüpfen, das hoffentlich etwas mehr Ewigkeitswert gehabt hat als die toten Formulare.

Die Trockenheit hält an. Es will kein Regen kommen. Das ist ein großer Schade für die Farmer, besonders für die Schafburen, denen Hunderte von Lämmern eingehen, weil die Schafmütter wegen mangelnden Futters keine Milch für sie haben.

Bibelstunden

Wir haben jetzt angefangen, unsere Bibelerklärungen in Form einer freieren Bibelbesprechung zu halten, bei der jeder, der sich gedrungen fühlt, etwas sagen oder Fragen tun kann. Die Leitung wechselt zwischen uns Missionaren und den farbigen Gehilfen. Am Anfang oder Schluß hält ein Gemeindeglied ein freies Gebet. Wir hoffen, daß auf die Weise mehr Leben in die Sache kommt, und das persönliche Interesse an Gottes Wort wächst. Auf alle Fälle werden die Teilnehmer so mehr zu geistiger Mitarbeit und zum Nachdenken angeregt.

21. Mai. Es regnet seit gestern in Strömen, so daß der Fluß unpassierbar ist, und wir vergebens auf die Post gewartet haben. Von den Bergen stürzen überall Wasserfälle herab. Sie leuchten wie Silberbänder durch den grauen Dunst, wenn einmal der Regen etwas nachgelassen hat. Es ist ein beständiges Rauschen und Brausen, wenn man in die Kloof geht, fast wie am Meer.

Soziale Vereine

Beim Jahresfest der „Viktoria-Begräbnisvereinigung" hielt ich auf Ersuchen des Vorsitzenden die Festansprache. Zu ihr gehören mehr die uns Wohlgesinnten, während in der „Gnadental-Begräbnisvereinigung" hauptsächlich Leute der Opposition vertreten sind. Das Liebesmahl bei der Gelegenheit wurde in der großen Schule gehalten, die bis zum letzten Platz gefüllt war.

Diese Begräbnisgenossenschaften sind vollständig Sache der Gemeinde und aus ihr selbst hervorgegangen. Wir Missionare sind höchstens am Jahresfest als Gäste zugegen. Sie sind soziale Hilfs-

und Liebeswerke im besten Sinn des Wortes, abgesehen vom Geist der Opposition, der in der einen vertreten ist. Jedes Mitglied zahlt einen Jahresbeitrag, der niedrig gehalten ist, und bekommt dafür bei einem Sterbefall in seiner Familie den Sarg geliefert und erhält, wenn möglich und nötig, auch sonst noch eine kleine Beihilfe.

Ungebetene Gäste aus den Bergen

17. Juni. Wir erhalten jetzt wieder öfters ungebetenen Besuch aus den Bergen. Neulich waren gegen zwanzig Paviane in unseren Gärten, um die letzten Äpfel zu stehlen. Sehr lieben sie auch den Kohl und Mais, und wo diese Kerle in einem Feld gehaust haben, da ist gewöhnlich nicht viel für die Ernte übrig geblieben.

Einmal überraschten wir sie mitten in den Beeten. Im Nu waren sie auf und davon über den Stacheldrahtzaun und in den Wald hinauf. Ein alter Bursche nahm sich noch einen Kohlkopf unterm Arm mit, während er im andern einen kleinen Sprößling trug, der offenbar noch nicht schnell genug laufen konnte. Aber wie schlau diese Burschen sind. Immer warten sie mit ihrem Besuch, bis die Mittagsglocke geläutet hat und sich kein Mensch mehr im Garten blicken läßt. Oder sie kommen am Sonntag, während man in der Kirche sitzt. Und immer haben sie auf irgend einem Felsvorsprung oder im Wald über den Gärten einen Wächter postiert, der sie sofort warnt, wenn Gefahr im Anzug ist. Auch wissen sie ganz genau, ob man ein Gewehr bei sich hat. Ist das nicht der Fall, dann nehmen sie sich Zeit mit dem Davonlaufen, wenn sie nicht den Menschen angreifen. Auf alle Fälle ist es ratsam, ohne Waffe ihnen nicht zu nahe zu kommen, und es ist immer ungemütlich, ihnen so in der Wildnis zu begegnen, weniger im Garten, wo sie sich nicht so sicher fühlen.

Gestern hat der „wilde Jäger" einen ganz alten Pavian geschossen. Er lag nicht weit von unserm Haus drüben im Eichbusch. Natürlich liefen wir alle hin, ihn anzusehen. Den Kindern war's erst nicht geheuer, als sie den struppigen Gesellen da liegen sahen, die Augen noch offen und die Zähne fletschend. Als ich ihn aber umkehrte, und er sich nicht rührte, waren sie beruhigt und betrachteten ihn neugierig von allen Seiten.

Eigentlich sehen diese Gäste aus den Bergen unbeschreiblich häßlich und widerwärtig aus, und ich verstehe nicht, wie man so geschmacklos sein kann, in ihnen die Urahnen des Menschengeschlechts zu verehren. Ich wenigstens fühle mich wohler ohne verwandtschaftliche Beziehungen zu ihnen.

Ich habe mir von dem Erschossenen eine Hand abschneiden lassen und will sie in der Sonne trocknen, um sie dann zu meinen afrikanischen Raritäten zu legen.

Daß diese Tiere übrigens allerlei menschenähnliche Züge haben, weniger in ihrem Aussehen als in ihren Manieren, läßt sich nicht leugnen. So erzählte mir einmal ein Kollege in Wittewater,*) er habe beobachtet, wie ein alter Pavian ein widerspenstiges Junges über's Knie gelegt und väterlich gezüchtigt habe. Auch verstehen sie vortrefflich, mit Steinen und anderen Gegenständen auf ihre Angreifer zu werfen, so daß man immer auf der Hut vor ihnen sein muß, wenn sie auch in den seltensten Fällen von sich aus den Menschen angreifen.

Rührend soll es sein, wenn ein Pavian angeschossen ist. Dann preßt er seine Hände auf die Wunde und stöhnt und wimmert so kläglich, daß es einem das Herz erbarmen kann. Mancher soll es aus dem Grund nicht mehr über sich bringen, auf einen Pavian zu schießen. Und doch ist es von Zeit zu Zeit nötig, einen zu erlegen. Das allein hält sie für länger von den Gärten fern. Aber sie kommen doch wieder, wenn der Hunger sie plagt.

Für Kinder scheinen sie ein besonderes Interesse zu haben. Das läßt wenigstens jene alte Geschichte vermuten, die einst hier in Gnadental passierte, und deren Held — wenn man ihn so nennen darf — noch heute leben soll, wenn er nicht inzwischen gestorben ist.

Abenteuer mit einem Pavian

Dieser Held war damals ein kleines Baby und lag eines Tages — es war auch grade Mittagszeit — dicht beim Haus im Garten in seinem Wagen und schlief. Kommt da ein Pavian, sieht sich das kleine Menschenwesen an, findet offenbar Gefallen an ihm, nimmt es aus dem Wagen und unter den Arm und klettert, als auf das Geschrei des Kindes die Aja, oder wer es war, aus dem Haus herausstürzte, mit ihm auf das Dach des Hauses. Mit Entsetzen sehen die Eltern ihr Kind dort oben im Arm des Pavians. Was konnten sie tun, um es zu retten? Schießen hätte ja für das Kind den sicheren Tod bedeutet. Da verfielen sie auf die einzig richtige Hilfe in der Not: Sie brachten eine Anzahl süßer Melonen und andrer Früchte herbei, die die Paviane besonders lieben, legten sie nicht weit vom Haus auf einen Haufen und entfernten sich dann, um vom Pavian ungesehen das Weitere zu beobachten.

*) Missionsstation der Brüdergemeine im Piquetbergdistrikt.

Richtig, nach einiger Zeit vorsichtigen Umheräugens klettert Freund Pavian mit dem Kind im Arm vom Dach herunter, legt es behutsam auf die Erde und macht sich über die verlockenden Früchte her. Ein wohlgezielter Schuß und — das Kind war gerettet. Es war das Söhnchen eines Missionspaares. Als er längst ein Mann geworden, hat er selbst die Geschichte oft genug erzählt. Aber ich wollte sie doch auch hier zur bleibenden Erinnerung aufzeichnen. —

Der neue englische König wird gekrönt

23. Juni. Gestern habe ich zum zweiten Mal einen englischen König gekrönt — Georg V. — indem ich früh um 9 Uhr die Festansprache in der Kirche hielt. — Der erste war Edward VII., der sich kürzlich zu seinen Vätern versammelt hat. — Wir hatten den Liturgustisch mit der englischen Flagge bedeckt, rechts und links ein Schmuck von Palmen und Rhododendron und dazwischen auf einem rot ausgeschlagenen Postament eine hübsche Krone. Es sah sehr nett aus, und die Leute reckten die Hälse und machten große Augen. Ein paar schöne Chorstücke wurden vorgetragen, und die Kinder sangen ein englisches Lied.

Nach dem Gottesdienst ordnete sich vor der Kirche die „Prozession", voran sechs kleine Mädchen in die englischen Farben gekleidet, mit Mützen aus Goldpapier auf dem Kopf, einen kleinen geschmückten Wagen mit dem Bild des Königs ziehend. Nach einem Hoch auf den König und seine Gemahlin setzte sich der Zug in Bewegung, von zwei Musikkapellen begleitet, die abwechselnd bliesen. Die Schulkinder trugen alle möglichen bunte Fahnen. Ernst Dietrich war vom Festkomitee zum Festordner gewählt worden. Der Zug ging durch die untere Klipperstraße bis hinaus vors Dorf, wo eine Krönungseiche gepflanzt wurde. Natürlich wurden auch beide Kirchglocken geläutet und den ganzen Tag wurde fürchterlich geschossen. Nachmittags wurden mit den Kindern auf der Vloer (spr.: Flur, ein Sportplatz unterhalb des Gottesackers) Spiele mit Preisverteilen gemacht, wobei es auch Tee und „Kuckis" gab. Um 3¼ Uhr, dem Zeitpunkt der eigentlichen Krönung, wurden 41 Schüsse abgegeben. Am Abend ließ die Gehilfenschule ein Feuerwerk auf dem Kirchplatz los, wozu einige Märsche geblasen wurden.*)

*) Später ist sogar in der Cape Times eine Beschreibung unsrer Feier erschienen. Was will man mehr.

Auf den Wunderklippen (Gehilfenschüler)

Auf den Wunderklippen

Schweineschlachten und was dazu gehört

27. Juni. Gestern und heut großes Schweineschlachten. Das sind immer besondere Festtage für unsere Kinder, die ihnen noch wichtiger sind als die Krönungsfeier für den englischen König, auch abgesehen davon, daß dann immer etwas Substantielles in Gestalt eines kleinen Leberwürstchens oder desgleichen für sie abfällt.

Schon die Vorbereitungen dazu nehmen ihr ganzes Interesse in Anspruch, das Aufstellen der großen Kupferkessel im Hof hinter dem Haus, in denen die Leber- und Blutwürste gekocht werden, der Wurststopf- und Fleischmaschinen, das Schleifen der Messer, und was sonst noch dazu gehört. Mit wehmütig hoffnungsfrohem Blick wird von den beiden Säulein Abschied genommen, die noch nichts ahnend und friedlich in ihrem Stall neben einander schlafen und nur dann und wann ein behagliches Grunzen ertönen lassen. Und dann kommt der Augenblick der Hinrichtung, der beizuwohnen, den Kindern streng verboten ist. Zwei erfahrene Ohms fungieren dabei als Scharfrichter, indem der eine das Borstentier, das mit zusammengebundenen Beinen auf dem Rücken liegt, festhält, und der andere mit einem langen dolchartigen Messer in seiner fettgepolsterten Brust umherbohrt, bis er glücklich das Herz gefunden hat, eine Prozedur, bei der natürlich der arme Delinquent trotz zugeschnürter Schnauze so nervenerschütternde Hilferufe ausstößt, daß sämtliche Vögel in der Nähe erschrocken auf und davonfliegen, während schon lange vorher Miß H . . . ., unsere zartbesaitete Schulvorsteherin, die so etwas natürlich über alle Maßen „shocking" findet, sich in das hinterste Gemach ihrer abgelegenen Wohnung zurückgezogen hat und dort mit krampfhaft zugehaltenen Ohren hinter verschlossener Tür — es könnte ja sonst plötzlich in dem entscheidenden Augenblick jemand hereinkommen — angstvoll wartet, bis nach menschlicher Berechnung das Entsetzliche vorüber ist. —

Hat der arme Dulder endlich seinen letzten Seufzer getan, dann wird er abgebrüht und seiner Borsten entledigt, was mit Hilfe zweier alter Rasiermesser geschieht, mit denen einst der selige Bruder Soundso, als er noch wohlbestallter „Vorsteher" von Gnadental war, allsonnabendlich die untere Hälfte seines ehrwürdigen Antlitzes zu demselben Zweck zu bearbeiten pflegte. Ob er sie selbst noch mit warmer Hand für ihren jetzigen Gebrauch vermacht oder erst testamentarisch dazu bestimmt hat, kann

ich nicht verraten. Genug, daß sie noch heut ihre nützliche Aufgabe im Dienst der Menschheit erfüllen und — wir wollen's hoffen — noch lange erfüllen werden. —

Auch das Ausnehmen und Zerlegen der Toten besorgen die Ohms und zwar nach allen Regeln hergebrachter Wissenschaft. Das eigentliche Verarbeiten aber der Dahingeschiedenen zu Wurst und andern erfreulichen Dingen fällt zur Hauptsache unsern lieben Hausfrauen zu, die sich darin im Lauf der Jahre eine wahre Meisterschaft angeeignet haben und dank immer verbesserter Rezepte etwas so Ausgezeichnetes an diesen Artikeln leisten, daß die besten Fleischer von Profession vor Neid die Gelbsucht kriegen würden, wenn sie es sehen könnten. Jede derselben hat gewöhnlich ihre besondere Arbeit dabei, je nach dem, auf welche sie sich am besten versteht.

Aja Sanna Adonis und noch eine ebenso verschrumpfte alte „Tante" hüten die Würste, die in den zwei Kupferkesseln draußen überm offenen Feuer gekocht werden. Wie zwei alte Hexen, von denen man böse Träume kriegen könnte, kauern sie dabei, von Zeit zu Zeit neues Holz ans Feuer legend oder mit einem riesigen Löffel im Kessel umherrührend und die fertigen Würste mit möglichst viel Ungeschick herausangelnd, damit nur ja recht viele platzen oder zerbrechen und sich ihres köstlichen Inhalts in den Kessel entleeren, denn jede also verunglückte Wurst erhöht natürlich um ein Bedeutendes den materiellen Gehalt der Wurstsuppe, von der die lieben „Tanten" nachher auch ihr Teil bekommen. Daß die betreffende Jufvrouw, um deren Würste es sich handelt, nicht grade sehr beglückt über solche häufigen „Unglücksfälle" ist, kann man ihr nicht verargen, muß doch auch so noch genug ausgeteilt werden an alle anderen dienstbaren Geister und sonstige empfängliche Abnehmer, die es gewittert haben, daß auf der Werft etwas Schweinernes zu holen sei. —

Solche Schlachttage stellen an die Kräfte unsrer lieben Hausfrauen hohe Anforderungen, denn es wird von früh bis spät angespannt gearbeitet. Ist alles soweit fertig, dann beginnt sogleich das Räuchern der Würste, Schinken und Speckseiten und das Einpökeln der dazu bestimmten Stücke. Auch das alles will erst gelernt sein. Aber die Erfahrung macht auch hier den Meister. Und wie lacht einem das Herz im Leibe, wenn man dann eines Tages die wohlgefüllte Speisekammer betritt und sieht all die herrlichen Cervelat-, Leber-, Blut- und Zungenwürste,

Schinken und Speckseiten in den verschiedensten Größen an der Decke und an den Wänden hängen, diese nicht genug zu schätzenden Zeugnisse einer wohlgelungenen Metamorphose — ein trostvoller Anblick im Gedanken an die kommenden Wintermonate.

Genug darüber. Ich bringe mich sonst noch in den Verdacht, ein Epikureer oder Materialist zu sein, und habe doch einst — seligen Angedenkens — als weisheitsvoller Abiturient mit innerster Überzeugung beim actus valedictorius eine glorreiche Abgangsrede zum Preise des Idealismus gehalten. — Es ist freilich lange her. — —

Der alte Schuster Andries ist gestorben. Ich hatte ihn früher für geistlich tot gehalten. Er ist aber in den letzten zwei Jahren wieder lebendig geworden und hat mir keinen schlechten Eindruck gemacht. Er kam auch wieder zum Abendmahl auf meine Aufforderung hin. Aber man merkt doch immer einen gewissen seelischen Defekt, wenn jemand lange nicht mehr zum Tisch des Herrn gegangen ist. —

Die „Allgemeine Missionskonferenz"

12. Juli. Vom 29. Juni bis 10. Juli tagte hier die Allgemeine Missionskonferenz (AMK).*) Sämtliche Missionare unsrer Missionsprovinz waren dazu erschienen. Wir Gnadentaler Missionsfamilien teilten uns in ihre Bewirtung. Die Leitung der Konferenz lag in Händen des Missionsdirektors Kluge.

Ihre Bedeutung für unsere südafrikanische Mission

Es ist wohl die bedeutendste und einschneidendste AMK gewesen, die hier gehalten worden ist. Sie hat unsre Mission in Südafrika-West auf die Schwelle einer neuen Zeit geführt, indem sie zielbewußt auf eine zu bildende Nationalkirche hinarbeitete, für die sie die grundlegende Verfassung ausarbeitete, immer unter dem Gesichtspunkt, daß wir europäischen Missionare Schritt für Schritt den eingeborenen Geistlichen Platz machen. Die überwiegende Mehrzahl der Konferenzmitglieder sprach sich dahin aus, daß uns nicht nur die finanzielle Not zu diesem Schritt triebe, sondern daß man es als an der Zeit und als Gottes Willen erachte, daß wir die Arbeit hier vertrauensvoll nach und nach in die Hände der Eingeborenen legen sollten

*) Die zwanzigste seit dem Bestehen der Brüdermission in Südafrika-West.

mit dem Grundsatz, daß diese zu bildende Nationalkirche sich selbst zu erhalten und zu verwalten habe.*)

Es war keine leichte Arbeit, die da getan wurde. Wir haben oft schwer gerungen mit den Fragen und Problemen, die sie uns aufdrängte, und es gab gelegentlich heiße Redeschlachten, bei denen die Meinungen scharf aufeinander platzten. Sie haben aber durchaus keinen Mißklang hinterlassen oder Entzweiung bewirkt, im Gegenteil. Keiner hat sich auch verhehlt, daß das Gelingen eines solchen Schrittes immerhin zweifelhaft sei, und daß man ihn jedenfalls nur mit größter Vorsicht und ohne Hast tun müsse. —

Natürlich schlägt den eingeborenen Mitarbeitern das Herz hoch bei der Aussicht, die ihnen diese UMK eröffnet. Ob sie der Sache gewachsen sein werden oder nicht, das muß die Zukunft lehren. —

---

*) Zur Erhaltung dient in erster Linie das Kirchgeld, von dem jede Gemeinde fünf Sechstel in eine Zentralkasse zu geben hat, aus der die Gehälter der eingeborenen Geistlichen, Evangelisten, ihre amtlichen Reisen, Pensionen, die Unkosten für Konferenzen usw. bestritten werden, während ein Sechstel der betreffenden Gemeinde für ihre lokale Kirchkasse verbleibt. Die Mission steuert zur Zentralkasse nur die Zinsen des schon vorhandenen sogen. „Hottentottenfonds" bei. — Die Verwaltung der werdenden Nationalkirche liegt zunächst noch in den Händen der Provinzialkonferenz (PK), die aus dem Superintendenten und zwei weiteren Mitgliedern besteht, deren eins von den europäischen Missionaren und das andere von der sogen. Kirchenkonferenz (KK) gewählt wird. Sie und zwei von der KK gewählte Männer bilden den Ausschuß der KK. Letztere, die Kirchenkonferenz, wird aus amtlichen und nichtamtlichen Mitgliedern gebildet. Jene sind sämtliche Missionare und eingeborenen Geistlichen, diese Gemeindeglieder, deren jede Gemeinde je nach ihrer Größe und der Höhe des von ihr aufgebrachten Kirchgeldes eins bezw. zwei wählen kann.

Jede Gemeinde selbst wiederum hat zwei leitende Lokalbehörden, den Kirchenrat für die geistlichen Angelegenheiten und das Kirchkomitee für die äußere Aufsicht über Kirche und Schule, beide unter Vorsitz des Ortspredigers.

Von dieser Nationalkirche und ihren Angelegenheiten scharf getrennt sind die der europäischen Missionare bezw. der Missionsgesellschaft, in die die Eingeborenen nicht hineinzureden haben. —

Der erste Schritt in der neuen Richtung wird damit getan werden, daß mehr eingeborene „Helfer" ordiniert und zur Bedienung einer Gemeinde berufen werden. —

Außer der neuen „Kirchenverfassung" haben wir auch eine neue „Missionsordnung" oder „Kirchliche Praxis" ausgearbeitet, die für die werdende Nationalkirche gelten soll. Das letzte Ziel — das aber noch in weiter Ferne liegt — ist, daß, wenn sämtliche Geistlichen Eingeborene sind und der letzte europäische Missionar nach Hause zurückgekehrt ist, die Kirchenkonferenz zur Synode wird, die sich ihre leitende Behörde, die Provinzialkonferenz, selber aus ihrer Mitte wählt.

Viel Anregung für Herz und Gemüt haben uns wieder, neben aller Arbeit, diese Konferenztage gebracht durch häufiges geselliges Beisammensein mit Musik und Unterhaltung. An zwei „offenen Abenden", die wir in unserm Haus veranstalteten, nahmen auch unsere beiden farbigen Mitarbeiter teil. Freilich waren die Räume etwas eng, um so viel Gäste fassen zu können. Aber es ging zur Not. Die „Voorkamer" war Damen- und Musikzimmer und die „Eetkamer" Rauchzimmer. In jedem Zimmer hatten wir ein paar große Körbe Orangen aufgefahren, denen wacker zugesprochen wurde. Zum Schluß wurden mit Begeisterung von allen deutsche Volkslieder gesungen.

Es war recht kalt in diesen Tagen, so daß die Brüder, die von wärmeren Stationen kamen, froren. — Die Konferenz schloß mit der gemeinsamen Feier des heiligen Abendmahls. —

In diesen Tagen sind auch über unsre Zukunft die Würfel gefallen. Wenn sonst nichts Unvorhergesehenes vorfällt, werden wir im nächsten Frühjahr zur Erholung nach Deutschland gehen. Die Gesundheit erfordert gebieterisch eine Zeit der Ausspannung. Daß uns das Herz schon jetzt vor Freude klopft bei dem Gedanken, in etwa neun Monaten unsere geliebten Kinder wiedersehen zu dürfen — wer wollte es uns verdenken!

Endgiltige Abreise des Visitators

Schade, daß die schönen Tage der Visitation und Konferenz schon vorüber sind. Wir haben alle unsern Visitator lieb gewonnen und schätzen gelernt. Möge ihn der Herr weiter geleiten auf seiner Reise ins Kafferland und dann heimwärts! Zwei Drittel seiner Reisekosten sind bereits durch freiwillige Gaben aus unsrer Missionsprovinz aufgebracht worden.

13. Juli. Heut früh ist er abgefahren, von unsern guten Wünschen und unserm Dank begleitet. Leider regnete es in Strömen. In der Nacht hatte der Sturm eine solche Gewalt erreicht, daß er in unsrer Eßstube das Fenster aufstieß und die schwere Nähmaschine, die auf dem Fensterbrett stand, herunterwarf. Als die Sonne später durchbrach, leuchteten die Berge bis tief herab im weißen Schneegewand.

24. Juli. Gestern machte ich der Abendmahlsgemeinde Mitteilungen über die Beschlüsse unsrer Konferenz betreffend die Zukunft unsers hiesigen Missionswerkes. Man lauschte gespannt. Selbst Markus Absalom und ein großer Teil seiner Partei war

zugegen, und das war gut. So haben sie selbst gehört, um was es sich handelt.*)

Gottes Wort kommt nicht leer zu ihm zurück

Es ist doch ein Trost und eine Glaubensstärkung, wenn man hier und da einmal wieder die Erfahrung machen darf, daß Gottes Wort nicht leer zu ihm zurückkommt. Kam da neulich der alte Christian Hektor zu mir, ein kleines vertrocknetes Männchen, das mir schon immer gar nicht so übel gefallen hat. Bis dahin hatte er noch nie meine Schwelle überschritten, weil er wegen irgend einer alten Sache mit seinen Leeraars auf gespanntem Fuße stand. Auch war er lange Zeit seines rückständigen Kirchgeldes wegen, und weil er seinen Groll noch nicht begraben konnte, nicht mehr zum heiligen Abendmahl gekommen. Dabei gehört er aber zu denen, die nicht nur ihre Bibel lesen, sondern auch über das Gelesene nachdenken.

Auf meine Frage, was ihn zu mir führe, antwortete er, er könne die Predigt nicht vergessen, die ich über den „Leeren Stuhl" gehalten hätte. Die hätte all die Zeit in ihm gearbeitet und ihm keine Ruhe gelassen. — Ich konnte mich zuerst gar nicht erinnern, eine Predigt über dies Thema gehalten zu haben. Er mußte mir selbst erst wieder den Text ins Gedächtnis rufen. Es war das Wort der Diener im Gleichnis von dem großen Abendmahl Luk. 14, 22: „Nog is er plaats" („Es ist aber noch Raum da"). Ich hatte da von den noch unbesetzten Plätzen an der Abendmahlstafel Jesu gesprochen und daran die Frage angeknüpft: Ist auch dein Stuhl noch leer? — Diese Frage hatte sich in sein Gewissen gebohrt. Er hatte, wie er sagte, gleich nach der Predigt seine Bibel genommen, den Text noch einmal im Zusammenhang gelesen und darüber nachgedacht. Da sei es ihm gewiß geworden, daß der Herr ihn so gefragt habe, grade ihn, und es sei ihm schwer aufs Herz gefallen, daß auch sein Stuhl noch immer leer sei — er meinte den in der Abendmahlsfeier unsrer Gemeinde. — Nun habe er keine Ruhe, bis sein Platz wieder von ihm besetzt sei. Darum sei er gekommen, um zu fragen, ob er nicht wieder am Abendmahl teilnehmen dürfe.

Erfreut darüber, kam ich ihm soweit wie möglich entgegen, indem ich ihm den größten Teil seiner Schulden erließ, da er versicherte, er könne sie nicht bezahlen, und ihm die Freundeshand

*) Wie das Mitgeteilte von der Oppositionspartei aufgenommen worden ist, darüber vergl. „Zum Rassenkampf in Südafrika" Seite 64 f.

entgegenstreckte. Das hat ihn, wie ich hoffe, völlig versöhnt und wiedergewonnen, und er wird nun nicht mehr ohne Not seinen Stuhl an der Abendmahlstafel leer lassen. — Ich aber mußte an den Mann denken, von dem Jesus sagt: Das Reich Gottes hat sich also, als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und steht auf Nacht und Tag; und der Same geht auf und wächst, daß er's nicht weiß. — Wie schämte ich mich meines Kleinglaubens, der mich grade in dieser Zeit oft übermannen wollte im Gedanken an den Erfolg meiner Evangeliumsverkündigung, und wie hat es meine Arbeitsfreude und meine Gewißheit von der Keimkraft des Wortes Gottes neu gestärkt, weil ich sah, wie seine Saat auch in diesem Herzen aufgegangen war.

Auf dem Gemeindefriedhof

27. August. Nach der Predigt einen Gang auf den Gottesacker. Wie schön ist's da oben mit dem weiten Blick über das Dorf und die blauen Hügel dahinter! Wenn nur die Leute mehr Sinn dafür hätten, die Gräber der Ihrigen etwas in Ordnung zu halten. Es fehlt fast jeglicher Schmuck, von Blumen und dergl. gar nicht zu reden, die allerdings in diesem trockenen Boden bald verdorren würden. Meist wird ein Grab nur durch einen Sandhaufen angedeutet, auf dem bald das Unkraut wuchert, das kein Wasser braucht. Selten ist darauf eine Tafel mit Namen und Daten oder gar ein Stein oder Kreuz angebracht. Hier und da sind die frischen Grabhügel mit Muscheln oder kleinen Steinchen wenig symmetrisch umgeben, oder es sind Muscheln in Kreuzform daraufgelegt. Gelegentlich schmücken auch bunte Glasscherben den Hügel und eine zerbrochene Vase mit verwelkten oder künstlichen Blumen. Häufig findet man alte Medizinflaschen auf dem Grab. Den wahren Grund dieser Sitte habe ich bis jetzt noch nicht herausfinden können. Wahrscheinlich steckt irgend ein alter Aberglaube dahinter. Vielleicht will man dem Dahingeschiedenen noch die leeren oder halbgefüllten Flaschen mit auf die Reise ins Jenseit geben oder irgend welche bösen Geister damit bannen. Möglich auch, daß man damit zeigen will, was man an ihm in seiner Krankheit getan hat. Auf einem noch frischen Grab fanden wir sieben Leberthranflaschen, zum Teil noch mit Resten ihres Inhalts. —

Kinderfest in Greyton

Heut nachmittag war Kinderfestliebesmahl und daran anschließend ein Posaunenkonzert in unsrer Kirche zu Greyton zum Besten unsrer

dortigen Schule. Des engen Raumes und des großen Andrangs wegen mußten viermal die Plätze gewechselt werden, und jeder neuen Gruppe von Festgästen habe ich eine Ansprache gehalten. Und gesungen haben wir bis zum Schwachwerden. Dazwischen bliesen mir die Posaunen in die Ohren, daß beinahe das Trommelfell platzte, denn die Bläser standen dicht hinter und neben mir. Ich war zum Schluß — es dauerte über zwei Stunden — mehr tot als lebendig, zumal ich mich den ganzen Vormittag schon nicht wohl gefühlt hatte, und war froh, als ich endlich wieder auf die Karre steigen konnte. Es waren soviel Leute von Greyton und Gnadental gekommen, auch Buren aus der Umgegend, daß wir zum Schluß noch die „Bolletjes" teilen mußten, da sie sonst nicht gereicht hätten. So machten wir doch 4 £ Reingewinn. Das Wetter war prächtig.

12. September. In diesen Tagen sind wieder viel Leute nach Johannesburg gegangen, um in den Minen zu arbeiten. Die dortige Minengesellschaft, die sie angeworben, will auf ihre Bitte hin alle sechs Monate für einen von uns Missionaren Reisekosten und Unterhalt in Johannesburg bezahlen, damit er die dortigen Gnadentaler mit Gottes Wort bedienen kann. Das ist ein nobles Anerbieten. Die Diamantengesellschaft in Deutsch-Südwest, die ungleich mehr von unsern Leuten beschäftigt, hat bis jetzt noch nicht daran gedacht, ein Gleiches zu tun.

3. Oktober. Die Pfirsichbäume leuchten in ihrem zartrosa Blütenschmuck und die Eichen im saftigsten Grün.

Wieviel Arbeit liegt wieder hinter mir, seit ich zuletzt in diese Blätter schrieb! Reden, reden und wieder reden! Und dazwischen tausend andre Pflichten! Und doch, es ist so schön, wenn jeder Tag wieder ausgefüllt ist mit Arbeit in Jesu Dienst. Wenn nur die Kräfte mehr ausreichen wollten!

Kirchjubel auf Moravian Hill in Kapstadt

Am 24. und 25. September nahm ich als Vertreter der Provinzialbehörde und als Festredner an der Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums unserer Kirche auf Moravian Hill in Kapstadt teil. Was ist das für eine schöne und fruchtbringende Arbeit, die wir dort tun dürfen mitten unter den farbigen Bewohnern Kapstadts! Und was für einen schönen Halt und Sammelpunkt bildet unser stattliches Gotteshaus dort oben mit dem weiten Blick über das Häusermeer und die blitzende Tafelbai auch für die Glieder unserer Landgemeinden, die sich

für längere oder kürzere Zeit in Kapstadt aufhalten oder frisch dahin kommen, um Arbeit zu suchen. Wie mancher wäre schon rettungslos im Strudel dieser leichtlebigen Hafenstadt versunken, wenn ihm nicht der Missionar von Moravian Hill und die treuen Glieder seiner Gemeinde unermüdlich nachgegangen wären.

Und wie schätzt sich die Gemeinde ihr Gotteshaus. Zweimal jeden Sonntag, vormittags und abends, findet ein Predigtgottesdienst statt, und besonders abends ist die geräumige Kirche meist bis auf den letzten Platz gefüllt. Und nie habe ich irgendwo einen mächtigeren Gemeindegesang gehört als hier. Es schallte mitunter so laut, daß es den Südost übertönte, der draußen tobte und am Dach und an den Fenstern rüttelte. Man wird dann ordentlich mitgerissen und singt aus Leibeskräften mit.

Natürlich war auch beim Festgottesdienst am Jubeltag abends die Kirche „proppvoll", wie die Leute sagen. Den Festtext gab Psalm 36, 8—10. Am zweiten Abend gaben die Schulkinder, von ihrem musikalischen Lehrer Ezechiel Pfeiffer geleitet, der zugleich der Organist ist, ein vorzügliches Konzert zum Besten der Mission, das gut besucht war. Was für helle, schöne Stimmen diese farbigen Kinder haben. Schon mehr als einmal hat die Schule von Moravian Hill bei der Gesang-Kompetition den silbernen Ehrenschild erhalten.

Wie habe ich die Tage in Kapstadt wieder genossen und die einzigartige Schönheit dieses Fleckchen Erde auf mich wirken lassen! Bald werde ich die weiße Stadt am blauen Meer für lange Zeit, vielleicht für immer, zum letztenmal gesehen haben. Vergessen werde ich sie nie. Ihre landschaftliche Schönheit wird immer wie ein Juwel in meiner Erinnerung leuchten.

Der „Pistol'sche" verläßt das bisherige Feld seiner Tätigkeit

Auf meiner Rückfahrt nach Gnadental traf ich einen lieben alten Bekannten. Etwa auf der Hälfte des Weges, den man mit der „Karre" von der Bahn aus noch zu machen hat, begegnete uns ein mächtiger Ochsenwagen, vollgepackt mit Hausrat, Kisten und Kasten, und inmitten all der Herrlichkeit thronte — der „Pistol'sche" mit Weib und Kindern. Er grüßte mich aus dem Wagen heraus, und ich erwiderte den Gruß mit besonderer Freude, nicht ohne einige Genugtuung zu empfinden über diesen seinen Abschied vom bisherigen Felde seiner Tätigkeit. Mein Kutscher erzählte mir, der Pistol'sche habe gesagt, es „bezahle sich nicht" für ihn, länger in

Greyton zu bleiben. Er kehre darum lieber nach Kapstadt zurück. — Auch dort ist er übrigens fast von jedem Pfarrer an die Luft gesetzt worden. — So hat denn glücklich diese „pistolsche" Episode ihr Ende gefunden, denn nach seinem Weggang werden sich seine wenigen Anhänger bald wieder zerstreuen oder zu uns zurückfinden.

Über Wasser und Reinlichkeit

7. Oktober. Gestern abend gab in der Schule ein deutscher Akrobat Vorstellungen seiner Kraftleistung, die sich sehen lassen konnten. Am Anfang hielt er einen kleinen Vortrag über gesunde Lebensweise und zweckmäßige Entwicklung der körperlichen Kräfte. Natürlich flocht er allerhand Schnurren und Erlebnisse mit ein. Unter anderm erzählte er, als er auf das Kapitel „Wasser und Reinlichkeit" kam, was ihm ein alter Bur gesagt, bei dem er auf seinen Kunstfahrten mehrmals eingekehrt war. Jedesmal bei seiner Ankunft habe er den Farmer zuerst um ein Bad gebeten. Beim zweiten Male, als das wieder die erste Bitte war, fragte der Alte verwundert, wozu er denn immer ein Bad wolle. Als ihm sein Gast antwortete, es wäre zur Gesundheit nötig, schüttelte der Alte verwundert den Kopf und sagte: „Ik is nauw veertig jaren getrouwd, maar ik heb van myn trouwdag af nooit gebaj" (Ich bin nun 40 Jahre getraut, aber ich habe seit meinem Trautag nie mehr gebadet).

So mag es bei Tausenden hier in Afrika sein, bei Buren und Braunen. Freilich auf vielen Bauerfarmen ist das Wasser so rar, daß es kaum etwas zum Trinken gibt. Das war aber bei jenem alten Bur offenbar nicht der Fall. Nun, er ist auch ohne Bäder alt geworden. — Wer es sich übrigens von den Bauern leisten kann, geht einmal im Jahr, wenn die Ernte vorüber, an den Strand, wobei er Kind und Kegel und allen nötigen Hausrat auf seinem großen Ochsenwagen mit sich führt. Ein paar Wochen ein tägliches Seebad genügt dann wieder für das ganze Jahr.

18. Oktober. In dem kleinen Werftgarten vor unserm Haus blüht wieder der Abutilon, und es ist ein reizender Anblick, wie sich die bunt schillernden kleinen Zuikervogeltjes an seine roten Glockenblumen hängen, um mit ihrem langen Schnabel den Honig herauszusaugen. Die Leute nennen diese Blüten „aangebruide eiers" wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem angebrüteten Eidotter.

In der Greytoner Schule und Gemeinde ist neues Leben erwacht, seit Kronenberg dort ist. Es ist Liebe und Vertrauen zur

Schule und ihrem Lehrer da, und das fördert auch das geistliche Leben, zumal er sich der Gemeinde auch geistlich annimmt, so weit er kann, durch Haus- und Krankenbesuche, Gebets-, Sing- und Missionsstunden u. a. m.

Für seine geistlichen Ansprachen holt er sich gewöhnlich am Sonnabend bei mir Rat. Er ist wirklich ein eifriger und bescheiden selbstloser Mensch, der, wenn ihn Gott in der Demut und Reinheit erhält, noch Tüchtiges leisten wird.

In Berea

29. Oktober. Ich predigte in Berea anstelle des abwesenden Superintendenten. Schade um die schöne große Kirche dort, die kaum ein Drittel gefüllt ist. Nach der Predigt Krankenbesuche.

Wie idyllisch liegt doch das Missionsgehöft dort am Waldrand an der Hügellehne mit dem Blick auf das Dörfchen und die Berge gegenüber. Wie eine trauliche Försterei mutet's mich immer wieder an. Herrlich ist der Platz unter den alten Eichen dicht neben dem Haus. Da könnte man stundenlang sitzen und träumen, während kein Laut die Stille unterbricht als das Summen der Bienen und das Murmeln des Baches, der da vom Wald her eilig vorbeiläuft. Durch die Zweige hindurch leuchtet die blaue Spitze des Gnadentaler Berges, die grade in einer Lücke zwischen zwei Hügeln sichtbar wird, und über die alte verwitterte Gartenmauer rankt der Epheu und hängen goldgelbe Quitten herab.

Der Pillendreher

Die Hühner nebenan scharren im Mist und gackern zufrieden, und die Schweine wühlen grunzend in der Erde und schauen einen dazwischen blinzelnd an. Eine Katze spielt vergnügt mit ihren Jungen in der Sonne, während auf dem Weg ein großer schwarzer Pillendreher eifrig bemüht ist, seine schöne Kugel aus Kuh- und Pferdemist in Sicherheit zu bringen, indem er mit dem Kopf nach unten sie mit den Hinterbeinen rückwärts fortrollt, wobei er gelegentlich innehält und auf die Kugel klettert, um sich zu vergewissern, daß er auch die rechte Richtung eingehalten hat. Hat er sich orientiert, dann geht die Arbeit mit verdoppeltem Eifer weiter. Sehr drollig ist es, wenn er unversehens mitsamt seiner Kugel irgendeine Böschung herabrollt und dann eilfeitig wieder Umschau hält, bis ihm die plötzlich veränderte Lage klargeworden ist und er wieder weiß, wohin er sich zu wenden hat und mit unermüdlicher Zähigkeit seinen Weg aufs neue verfolgt, nachdem es ihm mit vieler Mühe und nach manchem Mißerfolg endlich

geglückt ist, seine Kugel, die oft doppelt so groß und dreimal so schwer ist wie er selbst, wieder in die Höhe zu bringen. Selten habe ich ein Tier gesehen, das so energisch sein Ziel verfolgt und sich durch nichts davon abbringen läßt. Mir kommt dabei immer wieder das Wort des Apostels in den Sinn: Lasset euch niemand das Ziel verrücken. Ja, ja, man kann auch von einem Pillendreher etwas lernen.

Den Nachmittag über lagen wir mit den Kindern im nahen Busch auf den trockenen Kiefernnadeln oder in der Hängematte und die Gedanken wanderten der Heimat zu.

Wundervoll ist auch ein Gang von Berea aus nach der nahen Tyrakloof, einer welteinsamen Bergschlucht, in die sich von zwei Seiten über die steilen Felswände herab rauschende Wasserfälle stürzen. Die ganze Schlucht ist beständig feucht vom Wasserdunst, der im Sommer eine erquickende Kühle verbreitet. Nach Norden zu schließt diese Kloof ein hoher Bergsattel ab, „Prügelkamm" genannt, weil — so lautet die Tradition — einst ein lieber Amtsbruder von respektabler Größe seinen kleineren Kollegen, mit dem er einen Gang da hinauf gemacht, vor lauter Entzücken über die grandiose Aussicht, die sich ihnen auf einmal von der Höhe bot, übers Knie gelegt und freundschaftlich durchgeprügelt haben soll. Ob's wahr ist, dafür kann ich mich nicht verbürgen, denn ich war leider nicht dabei.

Auf der anderen Seite dieses Kamms fallen die Berge steil ab in den sogenannten Gatbosch (spr.: Chatbos), ein Stück südafrikanischer Urwaldwildnis, in die wohl selten ein europäischer Fuß gekommen ist. Darüber hinaus türmen sich wild groteske Felsen in den blauen Himmel auf. — Toteneinsamkeit weit umher. — —

Mit Moses Hardenberg in der Bergstraße scheint es zu Ende zu gehen. Er ist wassersüchtig und nierenkrank, auch einer von denen, die nie zur Schule gegangen sind. Er bat mich neulich, mit ihm zu beten, da er's nicht „verstünde". So betete ich ihm langsam vor wie einem Kinde, und er sagte es Wort für Wort nach. —

Die Linde im Vorstehergarten ist wieder grün. Sie ist mir immer wie ein Gruß aus dem fernen Vaterland; aber während sie dort einer der ersten Bäume ist, die sich im Frühjahr belauben, ist sie hier einer der letzten. Sie ist weit und breit die einzige ihrer Art in dieser Gegend.

11. November. In dieser Woche vier Sterbefälle. Unter den Dahingegangenen war auch Moses Hardenberg und Clara Kiwit, die Frau des alten Christian, den ich vor reichlich zwei Jahren ausschließen mußte. Ich nahm natürlich die Gelegenheit wahr, als er kam, um den Tod seiner Frau aufzugeben, und suchte ihm zu Herzen zu reden. Erst kam der selbstgerechte Pharisäer wieder zum Vorschein, nachher wurde er aber doch weich und zugänglicher. Am Ende liefen ihm die Tränen über die Backen. Möchten es nur wirklich solche der Reue gewesen sein. Er ist nun 73 Jahre alt. Da wird es Zeit zur Umkehr.

12. November. Heut wird in den heimischen Gemeinden das „Ältestenfest" gefeiert. Ich nahm in der Predigt darauf Bezug in Anlehnung an den Text Klagel. 5, 21. — Da zugleich das Begräbnis von Clara Kiwit war, deren Familie mehr oder weniger zur Oppositionspartei gehört, waren eine Menge Leute aus diesem Lager erschienen — auch Markus Absalom —, so daß die Kirche recht voll war. Ich fühlte mich vor der Predigt sehr elend und hatte einen bösen Kopf. Aber der Herr half auf meine Bitte wunderbar, so daß ich von dem Augenblick an, da ich zu reden begann, nichts mehr spürte. Ich geriet tüchtig in Schweiß und nachher war der Kopf wieder völlig frei. So ist's mir schon öfter gegangen, und grade auf solche Reden, in körperlicher Schwachheit gehalten, legt der Herr oft den meisten Segen. Und wie gut ist's, wenn man sich so dann und wann so ganz allein auf seine Gnade und Hilfe verlassen muß.

Der Chor sang sehr schön: Kommt, laßt uns anbeten. — Am Schluß des Gottesdienstes spielte der Organist — ich denke, ich höre nicht recht — die Melodie: „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all". Er hatte natürlich keine Ahnung, daß es eine deutsche Weihnachtsweise sei. So spielte nach einer Predigt in Greyton unser dortiger Schulmeister einmal mit viel Gefühl: „Lang, lang ist's her." — Nach der Predigt Krankenabendmahle im Dorf und nachmittags um 5 das große mit der Gemeinde.

Krankenkommunion

Die erste Krankenkommunion fand im Hause der alten Martha Kubido statt in Zevenfontain. Die arme Frau ist am Erblinden. Der schon ganz erblindete Moses Adonis war auch da; dann die alte Regina Ahrends, die eigentlich längst bei „oupape" im Himmel sein sollte, Katharina Lukas, die Seniorin unter unsern Kirchendienerinnen, so verschrumpft und runzelig im Gesicht wie eine

vertrocknete Orange, wenn auch nicht ganz so rot, aber immer mit einem freundlich-heiteren Blick im Auge — eine liebe, treue Seele — und die ewig leidende Benigna Mauritz, wie immer mit verbundenem Kopf, die wohl ihr Kreuz hier auf Erden nicht mehr ablegen wird.

Es war recht sauber in dem kleinen Häuschen, wenn auch der Fußboden noch etwas feucht war und duftete, denn er war eben erst mit frischem Kuhmist gestrichen worden. Auch die zwei- und vierbeinigen Hausgenossen aus dem Tierreich belästigten uns nicht. Zu letzteren gehörten ein paar lustige kleine Ferkel, die sich bei unserm Eintritt durch die Tür hineinzwängten, aber bald wieder unter großem Gequieke ihrerseits hinausbefördert wurden. Zu ersteren gehört „Elise", das Lieblingshuhn der alten Martha, das gewöhnlich auf ihrem Schoß sitzt, in den es auch seine Eier zu legen pflegt. Martha spricht mit ihm wie mit einem Menschen, und wenn es auch selbst noch nicht sprechen gelernt hat, so versteht es sie doch völlig. Besucht man die Alte, und es hat grade wieder seinen gewohnten Platz inne, so schaut es seine Herrin fragend an, und Martha blickt es auch wieder an, nickt und sagt: „Ga uit! Je kan nu hier nit blyf nie!" (Geh hinaus! Du kannst jetzt hier nicht bleiben.) Und richtig, „Elise", wenn sie nicht grade in der fatalen Lage ist, sich eines Eies entledigen zu müssen, erhebt sich, schüttelt ein wenig ihren Kragen, zupft sich das Kleid zurecht und geht nach einem nochmaligen fragenden Blick langsam und würdevoll hinaus, beständig mit dem Kopf nickend, als wollte es sagen: Ich hab dich verstanden.

Diesmal hatte sie sich höflicherweise schon vorher empfohlen, so daß es keine Störung gab, denn die kleine Episode mit den Ferkelchen tat der feierlichen Stimmung und dem Segen nicht den geringsten Abbruch. Auch daß der weißgedeckte Tisch so wackelig stand, daß wir erst etwas unter das zu kurze Bein schieben mußten, hat niemand in seiner Andacht gestört. Das ist ja beinahe selbstverständlich bei solcher Gelegenheit. Und ich bin gewiß, auch ihn wird es nicht gestört haben, der unsichtbar unter uns war — der Freund der Mühseligen und Beladenen, der Kranken an Leib und Seele — er, an dessen große Liebe wir uns wieder beim Genuß seines Mahles erinnerten.

Es ist sehr heiß. Die Schlangen machen sich wieder öfter bemerkbar. Gestern erst haben sie eine große Kapella bei der Mühle totgeschlagen. — Nach dem Abendessen noch Krankenbesuche

im Dorf. So war der Tag wieder reichlich mit Arbeit ausgefüllt.

21. November. Rudolf Louis in der Klipperstraße ist schwer krank. Es scheint eine innere Verletzung zu sein. Hier kann nur der Doktor helfen; aber ich bezweifle, daß sie ihn holen werden, da es soviel kostet. Und doch ist der Mann der einzige Ernährer seiner alten Mutter.

Wie die Leute ihre Kranken behandeln

Von ihm ging ich zu einem epileptischen Jungen, dem kein Arzt mehr helfen kann. Er hat die „vallende zieckte" von klein auf. Ein paar Jahre waren die Zufälle ausgeblieben, wie die Leute behaupten, weil sie ihm Tee von — Pferdemist zu trinken gegeben haben. Mit Tiermist als Arzeneimittel operieren sie ja überhaupt sehr gern. Natürlich wird auch dieser arme Epileptische, sobald ein Anfall kommt, auf echte Hottentottenmanier behandelt. Anstatt ihn ruhig sich selbst zu überlassen und nur aufzupassen, daß er keinen Schaden leidet, bis der Anfall vorüber ist, hält man ihm Arme und Beine fest, kniet und knetet auf ihm herum und zerrt ihn hin und her, daß auch ein gesunder Mensch Krämpfe davon kriegen könnte.

Wunderliche Kuren und Rezepte

Man hat immer wieder Mühe, und meist ist es vergeblich, sie von der Verkehrtheit ihres Tuns zu überzeugen. Von ihren althergebrachten „geneesmiddelen" lassen sie sich nicht abbringen, so unvernünftig sie auch mitunter sein mögen.

Kam da kürzlich ein alter Mann zu mir, um etwas für seine Augen zu holen. Sie waren mit einem sehr fragwürdigen greulichen Lappen verbunden und sahen schrecklich aus. Auf den Rat einer alten Dorffrau hatte man ihm feingeriebenen Zucker mit einem Gänsekiel hineingeblasen und dann noch Ziegenmilch eingeträufelt. — Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Es wird mit noch ganz anderen Medikamenten gedoktert.

Wenn jemand Halsentzündung hat, und das Zäpfchen ist gerötet und geschwollen, dann heißt es: „Het kleen tongetje is afgevallen en moet weer opgetellt worden." („Die kleine Zunge ist heruntergefallen und muß wieder heraufgeholt werden" — Nota bene, damit sie nicht in den — Magen herunterrutsche!) Zu dem Zweck tut man auf einen Löffel Salz und Pfeffer, schiebt ihn unter das Zäpfchen und drückt es damit nach oben — eine allgemein beliebte Prozedur.

Ähnliche und noch wunderbarere „Rezepte" sind im ganzen Land, auch bei den Buren, im Gebrauch. Hier nur einige Proben davon, die ich dem „Oranje-Kook-Koek-en Receptenboek voor Zuidafrika", 2. Auflage 1919, entnehme:

Um Blut zu stillen, gieße man Terpentin auf die Wunde! Und dann heißt es wörtlich weiter: „De voering van een oude hoed is ook zeer goed" (das Futter von einem alten Hut ist auch sehr gut).

Bei Atemnot durch Verkältung: Streich Bockfett auf ein ungebleichtes Linnen, streu Schornsteinruß darauf und lege es so auf

Gegen einen Umlauf: Streich Tinte darüber oder Kokusnußfett mit Schwefel.

Gegen Ohrenschmerzen: Blas Tabakrauch in die Ohren und steck dann einen Propfen Watte hinein. Oder: Brate ein Stückchen Tabak in Rizinus- oder Speiseöl, nimm ein paar lauwarme Tropfen davon und träufele sie in das Ohr.

Gegen Entzündung oder kalten Brand: Drücke den Saft von dem Inhalt eines Ziegenmagens aus und gib ihn zu trinken. Oder gib Hühnerblut oder zwei Eßlöffel reinen Teer auf zwei Tassenköpfe warmen Wassers. Äußerlich lege auf die Wunde warmen Kuhmist mit Essig gemischt.

Gegen Brüche wird empfohlen: Alaun in Kölnisch Wasser geschmolzen und aufgelegt. Und weiter wird folgendes Sympathiemittel angeraten — ich übersetze wörtlich:

„Spalte einen Baum so, daß er unten und oben noch zusammenhält. Steck den Patient dreimal hindurch und binde den Baum mit einem Riemen oder starken Strick wieder fest zusammen. Wenn der Baum gut zusammenwächst, dann hilft es."

So zu lesen in jenem sehr empfehlenswerten und inhaltreichen südafrikanischen Koch- und Rezeptbuch, herausgegeben von Mevr. D. J. H. bei der Hollandsch-Afrikanschen Uitgevers Maatschappij, Amsterdam-Kaapstad.

Noch manches Interessante steht darin geschrieben, das zu erproben nur empfohlen werden kann nach dem bekannten Wort: Prüfet alles und das Gute behaltet!

22. November. Auf meinen Rat haben die Angehörigen von Rudolf Louis doch noch nach dem Doktor telegraphiert. Es wollte aber keiner kommen. Erst als ich selber telegraphierte und außer meinem Namen hinzufügte: Able to pay — erschien umgehend die Antwort von Caledon: Coming immediately.

Der Greytoner Schulmeiſter und ſeine Schar

Moravian Hill in Kapstadt

So halten's die Herren Ärzte überall mit den Farbigen. Wenn nicht ein ihnen bekannter Weißer die Garantie für Bezahlung übernimmt, kommen sie einfach nicht, weil sie sonst in den meisten Fällen riskieren, nie bezahlt zu werden. Wer also den Arzt nicht zahlen kann — und wie viele sind das — kann, wenn auch der Missionar zu helfen nicht imstande ist, ruhig sein Testament machen, falls es sich der Mühe lohnt.

4. Dezember. Rudolf Louis ist gestorben, nach Aussage des Arztes an Magenkrebs. Auch der alte blinde Petrus Lakey in der Vlay ist endlich von seinem traurigen Dasein erlöst worden. In früheren Jahren ein Gegner seiner Leeraars, ist er im Alter von seinen eigenen Kindern völlig vernachlässigt worden. Zuletzt war er so hilflos, daß er wie ein Kind gefüttert werden mußte.

Im Garten gibt es wieder neue Plagegeister. Auf den Birnbäumen sitzen Tausende winzig kleiner schwarzer Schnecken, die sie völlig kahl fressen. Fast auf jedem Blatt sitzt eine. Und in den roten Rüben hausen die Raupen. Man wird nicht fertig im Kampf mit dem Ungeziefer.

Ernst Dietrich, unser erster Lehrer am Seminar, ist berufen worden, um als ordinierter Geistlicher an der Gnadentaler Gemeinde mitzuarbeiten. Das wird den Oppositionsleuten wenig passen. Aber ich denke, er ist der rechte Mann für diesen Posten.

1912

10. Januar. Nun liegt unser letztes Weihnachten in Afrika hinter uns. Es war wohl das heißeste, das wir erlebt haben, aber auch eins der schönsten, haben wir es doch alle in Gesundheit feiern können mit der frohen Aussicht im Herzen, in wenig Monaten mit unseren Kindern in Deutschland vereint zu sein.

Auch das neue Jahr hat mit glühender Hitze begonnen.

Diakonenweihe von zwei farbigen Gehilfen

15. Januar. Gestern abend wurden die beiden farbigen Missionsgehilfen Ernst Dietrich und Frederik Balie durch Bischof van Calker, den Superintendenten unserer Kaffernmission, zu Diakonen der Brüderkirche ordiniert. Es war eine feierliche, schöne Stunde, zu der die Gemeinde zahlreich erschienen war. Also wieder ein Schritt weiter zur kirchlichen Selbständigkeit unserer hiesigen Mission. Der Liturgustisch war weißbekleidet und der Ordinator trug wie in unseren heimischen Gemeinden einen weißen Talar. Wir Missionare saßen unten rechts und links neben den beiden zu ordinierenden Brüdern. Nach der

Ordination kniete die Gemeinde nieder zu einem stillen Gebet, während der Chor das „Heilig, heilig" von Bortniansky sang.

Eine Achtzigjährige

Die alte, mehr als achtzigjährige Ulrike Florus, früher Kirchendienerin, rüstet sich zur letzten Reise. Sie hat in der letzten Zeit viel innere Kämpfe gehabt und konnte ihren Heiland nicht „kriegen", wie sie sagte. Ich habe oft mit ihr geredet und gebetet und neulich auch einen Krankengottesdienst bei ihr gehalten. Sie war mir früher immer etwas unlauter erschienen, was ihre Stellung zu uns Missionaren betrifft, denn sie gehörte auch zu den heimlichen Anhängern von Markus Absalom. Ich habe sie darauf aufmerksam gemacht, ob das nicht vielleicht der Grund wäre, warum sie nicht zum Frieden kommen könne. Das hat ihr viel zu denken gegeben. Es ist kein Zweifel, Gottes Geist arbeitet an ihr, und es wird täglich lichter in ihrer Seele.

Heute war ich wieder bei ihr und sprach mit ihr über 2. Petr. 1, 19. Sie dankte dafür, und ich hatte den Eindruck, als ob auch in ihrem Herzen der Morgenstern bereits aufgegangen sei, und es bald ganz Tag werden würde.

Noch einmal in Hermanus

17. Februar. Soeben von einem zehntägigen Aufenthalt in Hermanus zurückgekehrt. Ich hatte das Bedürfnis, vor dem anstrengenden „Allgemeinen Sprechen" etwas Seeluft zu atmen. Und wie erfrischt an Leib und Seele hat mich wieder dieser kurze Aufenthalt am Strand!

Doktor Hoffmann, als dessen Gast ich im Sanatorium weilen durfte, gewinnt immer mehr mein ganzes Herz. Was ist das für ein prächtiger, gediegener und feiner Christ! Und dabei diese Demut und schlichte Natürlichkeit in seinem Wesen, diese wundervolle, innere Abgeklärtheit und durch Leiden gewonnene Festigkeit und Reife! Aus seinen Augen leuchtet immer ein so warmes Licht, daß einem ganz wohl dabei wird. Er ist auch einer von denen, die wie Moses etwas von der Herrlichkeit Gottes gesehen haben, und auf deren Angesicht ein heller Schein davon hängen geblieben ist, den kein Erdenleid mehr auslöschen kann, sondern den Leid und Schmerz nur noch heller leuchten lassen.

Wir haben herzliche Freundschaft geschlossen, die bleiben wird, auch wenn uns wieder Meere trennen.

Wieder Eine, die Frieden gefunden hat

27. Februar. Die alte Ulrike ist wie umgewandelt. Sie hat ihren Heiland gefunden und damit den

Frieden. Und durch Gottes Gnade habe ich das Werkzeug dazu sein dürfen, wohl hauptsächlich durch die letzte „Wykkirche", die ich bei ihr hielt. Wie dankbar ist sie nun! Und ich bin es mit ihr. O, es belohnt so reich, wenn man einmal erfährt und sehen darf, daß die Saat, die man ausgestreut hat, aufgeht und Frucht trägt. Meist bleibt es ja bei dem Wort des Herrn: Ein andrer ist's, der sät, und ein andrer, der erntet. Aber wie freut man sich auch, wenn man den Segen einer Aussaat ernten darf, die andere vor einem getan, und man so dessen gewiß wird, daß ihre Arbeit „nicht vergeblich war in dem Herrn". Und wie oft bin ich schon den Spuren solcher früheren Aussaat begegnet von Ackerleuten im Dienst des Herrn, die längst daheim im Vaterland ausruhen von ihrer Arbeit oder schon zur ewigen Heimat eingekehrt sind. Das stärkt immer wieder den Glauben an die wunderbaren, geheimen Lebenskräfte von Gottes Wort, und das soll auch ihnen den Glauben stärken, die den Erfolg ihrer Arbeit nicht mehr mit eigenen Augen sehen durften. Es sagt uns aber auch, daß aller Erfolg schließlich Gottes Werk ist, und daß darum ihm allein die Ehre gebührt.

8. März. Was waren das wieder für arbeitsreiche Tage, angefüllt mit Konferenzen, Unterrichten, seelsorgerlichen Gesprächen, Reden und Krankenbesuchen hin und her!

Ein Unglück, das noch glücklich ablief

Dazwischen gab es noch ein Unglück, das leicht böse hätte ablaufen können, indem unser Bub, ausgerechnet an seiner Mutter Geburtstag und grad vor dem Festkaffee, der Länge nach in die Mühlschlote fiel, aus der man ihn auf sein Geschrei bis auf den letzten Hemdfaden naß herauszog. So mußte er, statt an der Geburtstagstafel zu sitzen, ins Bett gesteckt werden, und wenn nicht grad Familienfest gewesen wäre, hätte es wohl noch etwas anderes gegeben, was in solchem Fall sehr zur Erwärmung beigetragen und vor Verkältung schützen soll, zugleich aber auch eine gute Warnung vor einer Wiederholung solcher lebensgefährlichen Streiche gewesen wäre, die den Kindern aufs Strengste verboten sind. Aber auch hier heißt's: Wer hört unsre Predigt! Das Wasser hat nun einmal zu viel Anziehungskraft für die Kleinen, und bis jetzt ist fast noch jedes Werftkind wenigstens einmal in die berüchtigte Mühlschlote gefallen. Zum Glück ist sie nicht so tief, daß ein kleines Kind gleich darin ertrinken müßte, aber das Wasser ist kalt und hat einen starken Strom, der es

leicht mit forttragen kann, und es ist kein Gitter angebracht da, wo es sich über das große Mühlrad ergießt. Wie oft sind uns schon unsre kleinen Entchen da heruntergespült worden, aber was ist das gegen den Gedanken, es könne einmal dem eigenen Kind so gehen! Gott sei Dank, der immer wieder über ihnen gewacht und bis jetzt das Schlimmste verhütet hat.

Ein Einsiedler

Der alte Christian Constanz in Boschmanskloof hat sich ins Einsiedlerleben zurückgezogen. Er war schon immer ein sonderbarer Kauz. Früher, als seine Frau noch lebte, ein treuer Kirchgänger, kam er nun schon seit Jahren Gottes Haus und Dienern nicht mehr nahe. Er besitzt ein Haus in Boschmanskloof, wo er bis jetzt mit seinen unverheirateten Kindern lebte. Aber es gefiel ihm nicht mehr in der „Welt" und unter den Menschen, die, wie er sagte, Gottes Kinder sein wollten und doch nicht als solche wandelten. So hat er vor einiger Zeit sein Haus und seine Kinder verlassen und ist allein auf die andere Seite des Zonderend übergesiedelt, den Fluß zwischen sich und den „Menschen" lassend. Dort hat er sich in weltentlegener Einsamkeit eine kleine Hütte gebaut, einen Garten angelegt, und haust nun dort mit seinen Böcken wie ein Kartäuser. Über den Fluß hat er sich einen dürftigen Steg von Holz gezimmert, der ihm schon zweimal vom Hochwasser weggerissen wurde. Nun hat er den dritten gebaut.

Er hat seiner Einsiedelei den schönen Namen „Rust, myn ziel" — Ruhe, meine Seele! — gegeben. Ob er da wirklich Ruhe für seine Seele finden wird, ist noch die Frage, wenn es nicht eben die Ruhe der Selbstgerechtigkeit ist, denn er ist mit sich selbst sehr zufrieden, sonst mit keinem andern Menschen.

Neulich suchte ihn David Kroneberg in seiner Klause auf. Er empfing ihn ganz freundlich, aber seine Seele blieb unzugänglich. Gefragt, warum er sich denn von den Menschen zurückgezogen habe, sagte er, sie seien zu schlecht und er wäre ihres Treibens müde.

Warum er denn nicht wenigstens zur Kirche komme? — Er wisse längst, was die Leeraars sagten. Das wäre ihm alles nichts Neues.

Ob er denn die Bibel lese? — Nein, denn er sähe, daß die, die sie lesen, auch nicht besser seien als die andern. Im übrigen könne er gar nicht lesen, und er wäre froh darüber, denn das meiste, was gedruckt würde, wäre gar nicht gut zum Lesen.

So argumentierte er weiter. Es war nichts mit ihm anzufangen. Seine Seele sitzt fest in der Burg der Selbstgerechtigkeit, bis Gott selbst einmal ihre Mauern zerbricht. Dann hat schon mancher sich als armer Sünder erkannt.

Letztes Ostern

9. April. Ostern ist wieder vor der Tür und damit die Zeit, wo leider die Versuchung zum Trinken wieder an viele herantritt, wodurch schon mancher das Fest entheiligt und sich und andere um seinen Segen gebracht hat. Um dem vorzubeugen, hat unser Enthaltsamkeitsverein einen Aufruf drucken lassen und in den Häusern verteilt, des Inhalts:

Wie feiern wir Ostern?

Liebe Hausväter und Hausmütter von Gnadental!

Wir gehen einer heiligen Festzeit entgegen, in welcher uns Gott segnen will. Durch Erfahrung wissen wir, wie schrecklichen Schaden der Trank an manchem Festtag einzelnen Gemeindegliedern und der ganzen Gemeinde zugefügt hat.

Wir fühlen uns aufs Tiefste verpflichtet, ein öffentliches Zeugnis dafür abzulegen, daß es einer Christengemeinde unwürdig ist, Ostern mit Trank zu feiern.

Wir bitten euch herzlich um euer und eurer Kinder Glück willen, feiert Ostern ohne Trank!

Wir fordern euch herzlich auf, Ostern mit dem Herrn zu feiern als ein würdiges Hausgesinde einer christlichen Gemeinde.

Der christliche Enthaltsamkeitsverein von Gnadental.

Möchte es eine gute Wirkung haben!

Loslösung von Amt und Gemeinde

Wir lösen uns in Gedanken an die nahe Reise allmählich los von Amt und Gemeinde. Aber dabei fühlt man erst, wie fest man all die Jahre mit beiden verankert ist. Es wird noch einen schweren Abschied geben.

Unser Hausrat wird in diesen Tagen verpackt. Die Kisten bleiben hier, bis entschieden ist, ob wir wiederkommen oder nicht. So wird es immer gehalten, wenn ein Missionspaar zur Erholung in die Heimat reist. Wir fahren, wills Gott, am 9. Mai mit der „Windhoek" von der DOAL.

28. April. Vor acht Tagen in Greyton die Abschiedspredigt gehalten und heut in Gnadental. Noch einmal durfte ich zu der Gemeinde reden von der Stelle, von der ich so oft zu ihr gesprochen habe. Ich sprach über den festen Grund unseres Christenlebens — Röm. 8, 31—39. Möchte auf ihm die Gemeinde

bleiben, wachsen und Frucht bringen! — Ein Kirchendiener antwortete im Namen der Gemeinde. Schöne Chorgesänge umrahmten die Feier. Mehr will ich nicht über diese unvergeßliche Stunde sagen. Ich hoffe, in ihr ist das Band, das sich in neun Jahren des Zusammenlebens und der Gemeinsamkeit von Freud und Leid um die Gemeinde und ihren Hirten geschlungen hat, noch fester gezogen worden, so daß es keine Raumentfernung und keine Zeit mehr lösen kann.

Vom Kirchenrat hatten wir uns schon in einer besonderen Gebetsstunde verabschiedet. Wie schwer wurde es uns, von diesem lieben Kreis zu scheiden, in dem wir so oft gemeinsam das Wohl und Wehe der Gemeinde beraten und darüber gebetet hatten. Und auch diesen schlichten Männern und Frauen wurde der Abschied von ihrem Leeraar schwer; das stand manchem auf dem Gesicht geschrieben.

Wie schon die letzten Wochen, so waren auch diese Tage noch ausgefüllt mit Abschiedsbesuchen in der Gemeinde. Mancher lieben, treuen Christin, manchem alten, gereiften Jünger Jesu haben wir noch einmal die Hand gedrückt und ihnen — vielleicht zum letzten Mal — in die Augen geschaut und ein Wort der Liebe zugerufen und des Dankes, manchem andern auch eine herzliche Bitte und Ermahnung, sich ganz dem Herrn hinzugeben, in dem wir allein Frieden haben.

Viele kamen auch noch zu uns, um uns auf die eine oder andere Weise ihre Liebe und Dankbarkeit auszudrücken. Den Dank gaben wir dem weiter, dem er allein gebührt. — — —

Lebe wohl, Gnadental!

2. Mai. Kapstadt. So haben wir denn unser liebes Gnadental verlassen, den Ort, der uns wie keiner sonst ans Herz gewachsen und zur zweiten Heimat geworden ist. Unter Posaunenklängen und dem Gesang der Gemeinde und Kinder fuhren wir von der Werft ab. Im Dorf standen die Alten vor der Tür ihrer Häuser und winkten Abschiedsgrüße zu.

Werden wir sie wiedersehen, sie alle, und das weiße Kirchlein inmitten der alten Eichen, die Gärten im rosa Blütenschmuck der Pfirsichbäume und mit den Goldorangen im dunklen Laub, die waldduftdurchrauschte Kloof, an deren stillem Weiher wir so manchen schönen Sonntagnachmittag mit den Kindern verbracht? — Die blauen ernsten Berge mit ihrem wunderbaren Farbenspiel, wenn sie in der Abendsonne zu leuchten beginnen? — Die heimkehren-

den Herden mit ihren Hirten? — Unser Haus, wo sich an jeden Raum und jeden Winkel so viel Erinnerungen knüpfen, und wir so viel frohe, aber auch manche bangen Stunden erlebt haben? — Werden wir es wiedersehen, dies herrliche Fleckchen afrikanischer Erde, das uns je länger je mehr mit seinem Zauber umsponnen hat, und dessen strahlende, warme Sonne wir so liebten?

Gott weiß es.

Aber vergessen werden wir es nie. Es wird uns immer in der Erinnerung leuchten, das Bild unserer Gemeinde im fernen Afrika, wenn wir selbst erst wieder in der alten Heimat sein werden, und mit ihm werden all die Gestalten derer wieder lebendig werden, von denen diese Blätter erzählt haben und auch manche andern, von denen nichts in ihnen berichtet ist.

Dann, wenn wir sie einmal wieder lesen, wird das, was etwa dunkel und schattenhaft an ihnen war, wird Sünde und Schuld zu den vergangenen Dingen gehören, über die menschliches Verzeihen und göttliche Gnade längst den goldenen Schimmer der Versöhnung gebreitet haben, und über alles wird leuchten — so hell und warm wie Afrikas Sonne — die Liebe dessen, der seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

Druck von Gustav Winter, Herrnhut i. Sa.

L^a W F^o 12

OFFICE FOR THE ENREGISTERMENT OF SLAVES,

Cape of Good Hope, Cape Town, Tulbagh 6th March 1820.

THESE are to certify, that a female Infant, named Philida.

born on the 19th December 1819 whose Mother is named Roos

aged now about 21/2 years, born in this Colony by Trade a Shepherdess

has been duly registered at this Office, as the Property of Mr Francois Johannes de Wet Jacobus's son

J H Winterbach
Dl

Ex^d 28 Febry 1825

Nachbildung eines Sklavenscheines

Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 01135 1303

OZ 9706

Brockhaus/
Antiquarium
Bücher über
alle Länder
Kornwestheim
bei Stuttgart